

# Keyifli Okumalar Dileriz

Binlerce kategoride milyonlarca PDF e-kitap, ders kitapları, dergiler ve romanlara platformumuz üzerinden ücretsiz ulaşabilirsiniz.

## RESMİ WEB SİTEMİZ

<https://rantey.org>

### Yedek ve Duyuru Kanallarımız

Sitemize erişim engeli gelmesi veya adres değişikliği durumunda aşağıdaki kanallardan güncel giriş adresine erişebilirsiniz:

- Telegram: <https://t.me/birkitapbir>
- WhatsApp Kanalımız : <https://whatsapp.com/channel/0029VbDHv8uE50Us4lvMoc0Y>



# SAVE

M O N A K A S T E N

# YOU

R O M A N



# *Inhalt*

Titel

Zu diesem Buch

Widmung

Playlist

Zitat

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

13

14

15

16

17

18

19

20

21

22

23

24

25

26

27

28

29

30

Epilog

Danksagung

Die Autorin

Die Romane von Mona Kasten bei LYX

Impressum

MONA KASTEN

# Save You

Roman



LYX

## *Zu diesem Buch*

Ruby dachte, dass sie und James gemeinsam alles meistern können. Doch als James' Familie von einem schweren Schicksalsschlag erschüttert wird, muss sie einsehen, dass ihre Liebe nie eine wirkliche Chance hatte. Denn statt ihr zu vertrauen, brach James ihr das Herz. Ruby hat so viele Fragen. Aber sie weiß auch, dass James' Antworten nichts ändern würden. Sie gehören unterschiedlichen Welten an, und je eher Ruby zu ihrem alten Leben zurückkehrt, desto besser. Zumal ihr größtes Ziel – ein Studium in Oxford – mittlerweile zum Greifen nah ist und sie sich ohnehin keine Ablenkung mehr erlauben darf. Doch James zu vergessen ist alles andere als leicht. Es sind nicht nur die Erinnerungen an ihre gemeinsame Zeit, die Ruby immer dann einholen, wenn sie am wenigsten damit rechnet. Da ist auch James, der weiß, dass sein Verhalten unverzeihlich war, und dennoch alles daransetzt, Ruby zurückzugewinnen. Aber kann sie es wagen, ihr Herz erneut aufs Spiel zu setzen?

*Für Kim*

## *Playlist*

Delicate – Damien Rice  
You and Me – Niall Horan  
Lonely (feat. Lil Wayne) – Demi Lovato  
Dress – Taylor Swift  
You Are – GOT7  
Never Be the Same – Camila Cabello  
Sticky Leaves – Linying  
Lights On – Shawn Mendes  
If I Be Wrong – Wolf Larsen  
No Promises (feat. Demi Lovato) [Acoustic] – Cheat Codes



*All the promises that we made,  
it means nothing.*

GERSEY, IT MEANS NOTHING

Lydia

James ist betrunken. Oder zugehörnt. Oder beides.

Seit drei Tagen ist er nicht mehr richtig ansprechbar. Er macht nichts, außer bei uns im Salon eine Art Dauerparty zu feiern, eine Flasche Alkohol nach der anderen zu leeren und so zu tun, als wäre nichts geschehen. Ich verstehe nicht, wie er so sein kann.

Anscheinend interessiert es ihn überhaupt nicht, dass unsere Familie nun endgültig in Trümmern liegt.

»Ich glaube, das ist seine Art zu trauern.«

Ich sehe Cyril von der Seite an. Er ist der Einzige, der weiß, was passiert ist. Ich habe es ihm an dem Abend erzählt, an dem James sich auf seiner Party zugehörnt und vor Rubys Augen mit Elaine rumgemacht hat. Irgendjemand musste mir dabei helfen, James nach Hause zu bringen, ohne dass Percy oder Dad mitbekamen, in welchem Zustand er war. Da unsere Familien eng miteinander befreundet sind, kennen Cy und ich uns seit unserer Kindheit. Und auch wenn Dad mir das Versprechen abgenommen hat, vor der offiziellen Pressemitteilung niemandem von der Sache mit Mum zu erzählen, weiß ich, dass ich ihm vertrauen kann und er das Geheimnis für sich behält – auch vor Wren, Keshav und Alistair.

Ohne seine Hilfe hätte ich die letzten Tage nicht durchgestanden. Er hat Dad dazu überredet, James ein paar Tage lang in Ruhe zu lassen, und den anderen Jungs zu verstehen gegeben, dass sie erst einmal keine Fragen stellen sollen. Sie halten sich daran, wobei ich das Gefühl habe, dass es ihnen mit jedem Tag schwerer fällt, James dabei zuzusehen, wie er sich kaputtmacht.

Während mein Bruder alles dafür tut, um seinen Verstand zu benebeln, kann ich nur darüber nachdenken, wie es jetzt für mich weitergehen soll. Meine Mum ist tot. Grahams Mutter ist bereits vor sieben Jahren gestorben. Der in mir wachsende Knirps wird keine Oma haben.

Im Ernst. Das ist das, was mir in Dauerschleife durch den Kopf geht. Statt zu trauern, grüble ich über die Tatsache nach, dass mein Baby niemals die Umarmung einer liebenden Großmutter erfahren wird. Was ist bloß los mit mir?

Aber ich kann nichts dagegen tun. Die Gedanken in meinem Kopf verselbstständigen sich – einer folgt dem nächsten, bis ich schließlich in Horrorszenarien versinke und eine solche Angst vor der Zukunft bekomme, dass ich an überhaupt nichts anderes mehr denken kann. Es ist, als stünde ich seit drei Tagen unter Schock. Wahrscheinlich ist sowohl in James als auch in mir etwas schrecklich kaputtgegangen, als Dad uns verkündet hat, was geschehen ist.

»Ich weiß nicht, wie ich ihm helfen kann«, flüstere ich, während ich James dabei zusehe, wie er erneut den Kopf in den Nacken legt und sein Glas leert. Es tut weh, dabei zuzusehen, wie sehr er leidet. Er kann so nicht ewig weitermachen. Irgendwann wird er sich der Realität stellen müssen. Und meiner Meinung nach gibt es auf dieser Welt nur eine Person, die ihm dabei helfen kann.

Zum wiederholten Mal hole ich mein Handy raus und wähle Rubys Nummer, aber sie hebt wieder nicht ab. Ich möchte sauer auf sie sein, aber ich kann nicht. Hätte ich Graham mit einer anderen erwischt, würde ich auch nichts mehr mit ihm oder irgendjemandem aus seinem Umfeld zu tun haben wollen.

»Rufst du sie schon wieder an?«, fragt Cy mit skeptischem Blick auf mein Handy. Als ich nicke, runzelt er missbilligend die Stirn. Seine Reaktion verwundert mich nicht. Cyril ist der Meinung, dass Ruby nichts weiter als eine Goldgräberin ist, die es auf James' Erbe abgesehen hat. Ich weiß, dass das nicht stimmt, aber wenn Cyril sich einmal ein Urteil über jemanden gebildet hat, ist es nur schwer, ihn vom Gegenteil zu überzeugen. Und so sehr mich das frustriert, kann ich es ihm nicht übel nehmen. Denn das ist nichts weiter als seine Art, sich um seine Freunde zu kümmern.

»Er hört auf niemanden von uns. Ich glaube, sie könnte verhindern, dass er komplett durchdreht.« Meine Stimme klingt in meinen eigenen Ohren fremd. So kalt und tonlos – dabei sieht es in mir drin ganz anders aus.

Ich kann vor Schmerz kaum aufrecht stehen. Es ist, als hätte mich jemand gefesselt und ich bekäme die Knoten der Seile seit

Tagen nicht auf. Als würden sich meine Gedanken in einem Karussell bewegen, das nicht aufhören will und von dem ich einfach nicht abspringen kann. Nichts scheint mehr einen Sinn zu ergeben, und je stärker ich gegen die in mir wachsende Hilflosigkeit ankämpfe, desto umfassender wird sie.

Ich habe einen der wichtigsten Menschen in meinem Leben verloren. Ich weiß nicht, wie ich das allein durchstehen soll. Ich *brauche* meinen Zwillingsbruder. Doch James macht nichts, als sich zu betäuben und alles zu zerstören, was ihm in die Quere kommt. Meinen Vater habe ich das letzte Mal am Mittwoch gesehen. Er ist unterwegs und trifft sich mit Anwälten und Beratern, um die Zukunft der *Beaufort Companies* zu regeln. Für Mums Beerdigung hat er hingegen keine Minute übrig – dafür hat er eine Planerin namens Julia engagiert, die in den letzten Tagen bei uns ein und aus gegangen ist, als würde sie zur Familie gehören.

Bei dem Gedanken an Mums Beerdigung wird meine Kehle eng. Ich bekomme keine Luft mehr, meine Augen fangen an zu brennen. Hastig drehe ich mich weg, aber Cyril merkt es.

»Lydia ...«, wispert er und greift sanft nach meiner Hand.

Ich entziehe sie ihm und verlasse ohne ein weiteres Wort den Raum. Die Jungs sollen nicht sehen, wie ich weine. Irgendwann lassen auch sie sich nicht mehr hinhalten und werden trotz Cyrils Warnung anfangen, Fragen zu stellen. Keiner von ihnen ist auf den Kopf gefallen. James hat sich noch nie so benommen. Auch wenn er hin und wieder über die Stränge schlägt, weiß er im Normalfall immer, wo seine Grenzen sind. Dass das momentan nicht der Fall ist, haben die anderen längst mitbekommen. Die Tatsache, dass Keshav begonnen hat, eine Schnapsflasche nach der anderen aus der Bar verschwinden zu lassen, und Alistair *aus Versehen* die paar Gramm Kokain, die James noch übrig hatte, im Klo runtergespült hat, spricht für sich.

Ich kann es nicht erwarten, bis die Geheimniskrämerei endlich ein Ende hat. In wenigen Minuten, um genau fünfzehn Uhr, geht die Meldung von Mums Tod an die Öffentlichkeit, und dann würden nicht nur die Jungs davon wissen – sondern die ganze Welt. Vor meinem inneren Auge kann ich jetzt schon die Schlagzeilen und die Reporter vor unserer Haustür und der Schule sehen. Übelkeit überkommt

mich, und ich taumle den Flur entlang, bis ich bei der Bibliothek angekommen bin.

Der fahle Schein der Lampen beleuchtet die unzähligen Regale, in denen altehrwürdige, in Leder gebundene Bücher stehen. Ich stütze mich an den Regalen ab, während ich mit zittrigen Knien den Raum durchquere. Ganz hinten neben dem Fenster steht ein mit dunkelrotem Samt überzogener Sessel. Schon als Kind war das mein Lieblingsort in unserem Haus. Hierhin habe ich mich verkrochen, wenn ich meine Ruhe haben wollte – vor den Jungs, vor meinem Dad, vor den Erwartungen, die der Name *Beaufort* mit sich bringt.

Der Anblick dieser kleinen Lesecke sorgt dafür, dass meine Tränen noch heftiger fließen. Ich lasse mich auf den Sessel fallen, ziehe die Beine an und umschlinge sie mit den Armen. Dann vergrabe ich das Gesicht an den Knien und weine leise.

Alles um mich herum kommt mir so unwirklich vor. Als wäre es ein böser Traum, aus dem ich aufwachen kann, wenn ich mich nur genug anstrenge. Ich wünsche mich zurück in den Sommer vor eineinhalb Jahren, in eine Welt, in der meine Mum noch am Leben ist und Graham mich in den Arm nehmen kann, wenn es mir schlecht geht.

Während ich mit einer Hand über meine Augen wische, hole ich mit der anderen mein Handy aus der Hosentasche. Als ich das Display entsperre, entdecke ich auf meinem Handrücken lauter schwarze Mascaraspuren.

Ich gehe in meine Kontakte. Nach wie vor ist Graham direkt unter James in meinen Favoriten gespeichert, auch wenn ich schon seit Monaten nicht mehr mit ihm gesprochen habe. Er weiß nichts von unserem Baby, geschweige denn davon, dass meine Mum gestorben ist. Ich habe mich an seinen Wunsch gehalten und ihn nicht mehr angerufen. Noch nie in meinem Leben ist mir irgendetwas so schmerzlich gefallen. Über zwei Jahre lang hatten wir beinahe täglich miteinander Kontakt – und dann hat es plötzlich aufgehört, von einem Tag auf den anderen. Damals kam es mir vor wie ein kalter Entzug.

Und jetzt ... habe ich einen Rückfall. Wie von selbst wähle ich seine Nummer und lausche mit angehaltenem Atem dem



Freizeichen. Nach einem Moment verschwindet es. Ich schließe die Augen und versuche angestrengt, herauszuhören, ob er abgehoben hat oder nicht. In diesem Moment habe ich das Gefühl, dass ich in der einsamen Hilflosigkeit, die ich seit Tagen spüre, ertrinken könnte.

»Keine Anrufe mehr. Das hatten wir abgemacht«, sagt er leise. Der Klang seiner sanften, kratzigen Stimme gibt mir den Rest. Mein Körper wird von einem heftigen Schluchzen erschüttert. Ich presse mir die freie Hand auf den Mund, damit Graham es nicht hört.

Doch dafür ist es zu spät.

»Lydia?«

Ich nehme die Panik in seiner Stimme wahr, aber ich kann nichts sagen, nur den Kopf schütteln. Mein Atem geht unkontrolliert und viel zu schnell.

Graham legt nicht auf. Er bleibt am Hörer und macht leise, besänftigende Geräusche. Ihn zu hören wühlt mich einerseits total auf, aber andererseits fühlt es sich so unglaublich vertraut an, dass ich das Handy noch fester an mein Ohr presse. Ich glaube, seine Stimme war damals einer der Gründe, warum ich mich in ihn verliebt habe – lange bevor ich ihn überhaupt zum ersten Mal gesehen habe. Ich erinnere mich an die stundenlangen Telefonate, an mein heißes, schmerzendes Ohr, daran, dass ich aufgewacht bin und Graham immer noch am Hörer war. Seine Stimme sanft und leise, tief und mindestens so durchdringend wie seine goldbraunen Augen.

Bei Graham habe ich mich immer sicher gefühlt. Über eine lange Zeit hinweg war er mein Fels. Ihm habe ich es zu verdanken, dass ich die Sache mit Gregg irgendwann abhaken und wieder nach vorn blicken konnte.

Und obwohl ich völlig am Ende bin, kämpft sich dieses Gefühl der Geborgenheit gerade wieder nach oben. Allein seine Stimme zu hören hilft mir dabei, einigermaßen zu Bewusstsein zu kommen. Ich weiß nicht, wie lange ich so dasitze, aber nach und nach versiegen meine Tränen.

»Was ist los?«, flüstert er schließlich.

Ich kann nicht antworten. Alles, was mir gelingt, ist, einen hilflosen Laut auszustoßen.

Eine Minute lang bleibt er still. Ich kann ihn ein paarmal einatmen hören, als würde er etwas sagen wollen, aber im letzten Moment hält

er sich immer zurück. Als er schließlich spricht, ist seine Stimme leise und schmerzerfüllt: »Es gibt nichts, was ich lieber täte, als jetzt zu dir zu fahren und für dich da zu sein.«

Ich schließe die Augen und stelle mir vor, wie er in seiner Wohnung sitzt, an dem alten Holztisch, der aussieht, als würde er jeden Moment auseinanderbrechen. Graham bezeichnet ihn als »antik«, dabei hat er ihn in Wahrheit einfach nur vom Sperrmüll mitgenommen und neu lackiert.

»Ich weiß«, flüstere ich.

»Aber du weißt auch, dass ich nicht kann, oder?«

Im Salon geht irgendetwas zu Bruch. Ich höre das Klirren von Glas, gleich darauf brüllt jemand laut. Ob es vor Schmerz oder aus Spaß ist, kann ich nicht sagen, nichtsdestotrotz richte ich mich sofort auf. Ich darf nicht zulassen, dass James sich jetzt auch noch körperlich verletzt.

»Tut mir leid, dass ich angerufen habe«, flüstere ich mit gebrochener Stimme und beende das Gespräch.

Mein Herz sticht, als ich mich erhebe und die geschützte kleine Ecke verlasse, um nach meinem Bruder zu sehen.

## Ember

Meine Schwester ist krank.

Unter normalen Umständen würde ich sagen, dass das nichts Außergewöhnliches ist – schließlich haben wir Dezember, draußen herrschen Minusgrade, und egal, wo man hinkommt, wird geschneit und gehustet. Da ist es eigentlich nur eine Frage der Zeit, bis man sich ansteckt.

Bloß – meine Schwester ist nie krank. Wirklich nie.

Als Ruby vor drei Tagen spätabends nach Hause gekommen und ohne ein einziges Wort ins Bett gegangen ist, habe ich mir nichts dabei gedacht. Schließlich hatte sie gerade einen Bewerbungsmarathon in Oxford hinter sich, der mit Sicherheit nicht nur psychisch, sondern auch körperlich anstrengend war. Als sie dann aber am nächsten Tag behauptete, sie habe eine Erkältung und könne nicht zur Schule gehen, wurde ich skeptisch. Wer Ruby kennt, weiß nämlich ganz genau, dass sie sich selbst mit Fieber in

den Unterricht schleppen würde, aus Angst, irgendetwas Wichtiges zu verpassen.

Heute ist Samstag, und inzwischen mache ich mir richtige Sorgen. Ruby hat kaum ihr Zimmer verlassen. Sie liegt in ihrem Bett, liest ein Buch nach dem anderen und tut so, als wäre ein Schnupfen schuld an ihren roten Augen. Aber sie kann mir nichts vormachen. Irgendetwas Schlimmes ist passiert, und es macht mich verrückt, dass sie mir nicht erzählt, was.

Im Moment beobachte ich sie durch den Türspalt dabei, wie sie in ihrer Suppe herumrührt, ohne etwas davon zu essen. Ich kann mich nicht daran erinnern, sie jemals zuvor so erlebt zu haben. Ihr Gesicht ist bleich, und unter ihren Augen befinden sich bläuliche Ringe, die mit jedem Tag dunkler werden. Ihre Haare sind fettig und hängen ungekämmt zu beiden Seiten ihres Gesichts hinab, außerdem trägt sie dieselbe schlabbrige Kleidung wie gestern und vorgestern. Normalerweise ist Ruby die Definition von »geordnet«. Nicht nur, wenn es um ihren Planer oder die Schule geht, sondern auch bei ihrem Erscheinungsbild. Ich wusste nicht mal, dass sie überhaupt Schlabberkleidung besitzt.

»Hör auf, vor meiner Tür zu kauern«, sagt sie plötzlich, und ertappt zucke ich zusammen. Ich tue so, als hätte ich ihr Zimmer ohnehin betreten wollen, und schiebe mich durch die Tür.

Ruby sieht mich mit hochgezogener Braue an. Dann stellt sie die Suppe neben dem Bett auf dem Tablett ab, auf dem ich sie ihr gebracht habe. Ich unterdrücke ein Seufzen.

»Wenn du sie nicht isst, esse ich sie«, drohe ich mit einem Nicken auf die Suppe, was leider nicht den gewünschten Effekt hat. Ruby macht nur eine vage Handbewegung.

»Tu dir keinen Zwang an.«

Mit einem frustrierten Laut lasse ich mich auf den Rand ihres Bettes sinken. »Ich habe dich in den letzten Tagen mit aller Mühe in Ruhe gelassen, weil ich gemerkt habe, dass du nicht sonderlich scharf darauf bist zu reden, aber ... ich mache mir wirklich Sorgen um dich.«

Ruby zieht ihre Decke hoch bis ans Kinn, sodass nur noch ihr Kopf herausguckt. Ihr Blick ist trüb und traurig, als würde sie das, was geschehen ist, in diesem Moment mit voller Wucht einholen.

Doch dann blinzelt sie und ist wieder da – oder tut zumindest so. Seit letztem Mittwoch ist da ein sonderbarer Ausdruck in ihren Augen. Es kommt mir vor, als wäre sie nur körperlich anwesend, geistig aber ganz woanders.

»Ich bin bloß erkältet. Das wird bald wieder«, sagt sie tonlos und klingt dabei beinahe wie eine von diesen toten Computerstimmen, die man von Ansagen für Warteschleifen und Hotlines kennt, so als wäre sie durch einen Roboter ersetzt worden.

Ruby dreht sich mit dem Gesicht zur Wand und zieht die Decke noch weiter hoch – ein eindeutiger Hinweis, dass das Gespräch für sie beendet ist. Ich seufze und will gerade wieder aufstehen, da erregt ihr leuchtendes Handy auf dem Nachttisch meine Aufmerksamkeit. Ich lehne mich ein Stück nach vorn, um das Display sehen zu können.

»Lin ruft dich an«, murmle ich.

»Mir egal«, kommt es gedämpft zurück.

Stirnrunzelnd sehe ich dabei zu, wie der Anruf abbricht und kurz darauf die Zahl der verpassten Anrufe auf der Anzeige erscheint. Sie ist im zweistelligen Bereich. »Sie hat dich schon mehr als zehnmal angerufen, Ruby. Was auch immer passiert ist, du wirst dich nicht für immer verstecken können.«

Meine Schwester brummt bloß.

Mum hat gesagt, ich soll ihr Zeit geben, aber es fällt mir mit jedem Tag schwerer, Ruby dabei zuzusehen, wie sie leidet. Man muss kein Genie sein, um eins und eins zusammenzuzählen und zu dem Schluss zu kommen, dass wahrscheinlich James Beaufort und seine bescheuerten Freunde bei der ganzen Sache ihre Finger im Spiel haben.

Allerdings dachte ich, dass Ruby das Thema Beaufort längst abgehakt hätte. Was ist also passiert? Und wann?

Ich habe versucht, die Situation so zu analysieren, wie Ruby es an meiner Stelle tun würde, und habe in Gedanken eine Liste angefertigt:

1. Ruby war in Oxford bei den Bewerberinterviews.
2. Als sie zurückgekommen ist, war noch alles in bester Ordnung.

3. Am Abend ist Lydia Beaufort vor unserer Tür aufgetaucht, und Ruby ist mit ihr verschwunden.

4. Danach war alles anders: Ruby hat sich verkrochen und seitdem kaum ein Wort gesprochen.

5. Warum???

Okay. Wahrscheinlich wäre Rubys Liste um einiges strukturierter, aber immerhin habe ich die Dinge in eine logische Reihenfolge gebracht und weiß: Was auch immer es war, es muss am Mittwochabend vorgefallen sein.

Aber wo ist Lydia mit ihr hingefahren?

Mein Blick wandert von Ruby, von der inzwischen nur noch der Haaransatz unter der Decke hervorschaut, zu dem Handy und wieder zurück. Sie wird er sicher nicht vermissen, da bin ich mir ziemlich sicher.

»Wenn noch irgendetwas sein sollte, ich bin nebenan«, sage ich, auch wenn ich weiß, dass sie das Angebot ohnehin nicht annehmen wird. Dann stehe ich mit einem extralauten Seufzen auf und greife dabei blitzschnell nach dem Handy. Ich schiebe es in den Ärmel meines lockeren Strickpullovers und gehe auf Zehenspitzen zurück in mein eigenes Zimmer.

Als ich die Tür leise hinter mir schließe, atme ich auf – und habe augenblicklich ein schlechtes Gewissen. Mein Blick zuckt zur Wand, als könnte Ruby mich von ihrem Bett aus sehen. Wahrscheinlich wird sie nie wieder ein Wort mit mir sprechen, wenn sie herausfindet, dass ich ihre Privatsphäre so missachtet habe. Gleichzeitig ist es als Schwester doch auch meine Pflicht, herauszufinden, wie ich ihr helfen kann. Oder?

Ich gehe zu meinem Schreibtisch und lasse mich auf dem knarrenden Stuhl nieder. Dann hole ich das Handy aus meinem Ärmel hervor. Meine Schwester macht ein riesiges Geheimnis daraus, was bei ihr in der Schule abläuft, aber natürlich weiß ich, mit was für Leuten sie auf die Maxton Hall geht: Jungs und Mädchen, deren Eltern Adelige, Schauspieler, Politiker oder Unternehmer sind und in unserem Land so viel Einfluss haben, dass sie nicht selten in den Nachrichten Erwähnung finden. Ich folge schon seit einer Weile ein paar von Rubys Mitschülern auf Instagram und bekomme auch

mit, welche Gerüchte über sie kursieren. Allein die Vorstellung, was diese Leute Ruby angetan haben könnten, dreht mir den Magen um.

Ich zögere nur einen kurzen Moment, dann entsperre ich Rubys Handy und tippe die Anrufliste an. Nicht nur Lin hat sie kontaktiert, auch eine Nummer, die nicht in ihrem Handy eingespeichert ist, taucht mehrfach auf. Kurzerhand rufe ich Lins Kontakt auf – immerhin ist sie die einzige Person von Rubys ominöser Schule, die ich persönlich kenne. Ich hebe den Hörer zögerlich an mein Ohr. Das Freizeichen tönt nur einmal, dann wird abgehoben.

»Ruby«, höre ich Lin atemlos sagen. »Endlich. Wie geht es dir?«

»Lin – ich bin's, Ember«, unterbreche ich sie, bevor sie weitersprechen kann.

»Ember? Was ...«

»Ruby geht es nicht besonders gut.«

Lin verstummt für einen Moment. Dann sagt sie langsam: »Das ist verständlich, nach dem, was passiert ist.«

»Was ist passiert?«, bricht es aus mir hervor. »Was zum Henker ist passiert, Lin? Ruby redet nicht mit mir, und ich mache mir unglaubliche Sorgen. Hat Beaufort ihr etwas angetan? Wenn ja, werde ich diese Kröte ...«

»Ember.« Jetzt ist sie diejenige, die mich unterbricht. »Wovon redest du da?«

Ich furcht die Stirn. »Wovon sprichst du denn?«

»Ich spreche von der Tatsache, dass Ruby mir am Mittwoch schreibt, dass sie sich mit James Beaufort vertragen hat, und ich heute erfahre, dass seine Mutter am Montag davor gestorben ist.«

## 2

### Ruby

Ember klopft schon wieder an meine Tür.

Ich wünschte, ich hätte die Energie, sie wegzuschicken. Ich kann verstehen, dass sie sich Sorgen macht, aber ich fühle mich gerade einfach nicht in der Lage, mich zu irgendetwas aufzuraffen oder mit irgendjemandem zu sprechen. Selbst wenn dieser Jemand meine Schwester ist.

»Ruby, Lin ist am Telefon.«

Stirnrunzelnd ziehe ich die Decke von meinem Gesicht und drehe mich um. Ember steht vor meinem Bett und hält in ihrer ausgestreckten Hand ein Handy. Ich kneife die Augen zusammen. Das ist *mein* Handy. Und auf dem Display leuchtet mir Lins Name entgegen.

»Du hast mein Handy genommen?«, frage ich matt. Ich spüre, wie tief in mir Empörung aufkeimen will, aber das Gefühl verschwindet genau so schnell, wie es gekommen ist. In den letzten Tagen hat sich mein Körper wie ein schwarzes Loch angefühlt, das jegliche Emotionen verschlungen hat, bevor sie überhaupt die Gelegenheit hatten, bei mir anzukommen.

Nichts dringt mehr richtig zu mir durch, auf nichts habe ich Lust. Aus meinem Bett aufzustehen strengt mich jedes Mal so an, als wäre ich einen Marathon gelaufen, die Treppe nach unten bin ich seit drei Tagen nicht gegangen. Seit ich die Maxton Hall besuche, habe ich noch keinen Tag im Unterricht gefehlt, aber allein die Vorstellung, mich zu duschen, anzuziehen und sechs bis zehn Stunden unter Menschen zu sein, überfordert mich. Mal ganz abgesehen davon, dass ich es nicht ertragen könnte, James zu sehen. Wahrscheinlich würde ich bei seinem Anblick in mich zusammenfallen wie eine verwelkte Blume. Oder ich würde in Tränen ausbrechen.



»Sag ihr, ich rufe sie zurück«, murmle ich. Meine Stimme ist kratzig, weil ich in den letzten Tagen so wenig geredet habe.

Ember rührt sich nicht vom Fleck. »Du solltest aber jetzt mit ihr reden.«

»Ich *möchte* jetzt aber nicht mit ihr reden.« Was ich möchte, ist ein bisschen Zeit, um wieder auf die Beine zu kommen. Drei Tage sind nicht genug, um mich Lin und ihren Fragen zu stellen. Ich habe ihr am Mittwoch lediglich eine kurze Nachricht geschrieben. Sie weiß nicht, was genau zwischen mir und James in Oxford geschehen ist, und ich habe im Moment nicht die Kraft, ihr davon zu erzählen. Oder von dem, was danach passiert ist. Am liebsten würde ich die ganze letzte Woche vergessen und so tun, als wäre alles wie immer. Leider ist das nicht möglich, solange ich es nicht einmal schaffe, aus meinem Bett aufzustehen.

»Bitte, Ruby«, sagt Ember und sieht mich eindringlich an. »Ich weiß nicht, warum du so traurig bist und warum du nicht mit mir darüber sprichst, aber ... Lin hat mir gerade etwas erzählt. Und ich glaube, ihr solltet wirklich reden.«

Ich starre Ember finster an, doch als ich ihren entschlossenen Gesichtsausdruck sehe, weiß ich, dass ich verloren habe. Sie wird nicht aus meinem Zimmer verschwinden, solange ich nicht mit Lin gesprochen habe. In manchen Dingen sind wir uns einfach viel zu ähnlich, und Sturheit gehört definitiv dazu.

Resigniert strecke ich meine Hand aus und nehme das Handy entgegen.

»Lin?«

»Ruby, Süße, wir müssen dringend reden.«

Ihr Tonfall verrät mir, dass sie es weiß.

Sie weiß, was James getan hat.

Sie weiß, dass er mir das Herz mit beiden Händen rausgerissen hat, nur um es auf den Boden zu werfen und darauf herumzutrampeln.

Und wenn Lin es weiß, weiß es mit Sicherheit auch der Rest der Schule.

»Ich will nicht über James reden«, krächze ich. »Ich will *nie wieder* über ihn reden, okay?«

Einen Moment lang ist Lin ganz still. Dann holt sie tief Luft.  
»Ember hat mir erzählt, dass du am Mittwochabend mit Lydia weggefahren bist.«

Ich sage nichts, sondern fummle nur mit der freien Hand am Saum meiner Decke herum.

»Hast du es da erfahren?«

Ich stoße ein tonloses Lachen aus. »Was meinst du? Dass er ein Arschloch ist?«

Lin seufzt. »Hat Lydia dir wirklich gar nichts erzählt?«

»Was sollte sie mir denn erzählt haben?«, frage ich zögerlich.

»Ruby ... Hast du meine Nachricht vorhin gesehen?«

Lins Tonfall ist so vorsichtig, dass mir mit einem Mal kalt und heiß zugleich wird. Ich schlucke trocken. »Nein ... Ich habe seit Mittwoch nicht mehr auf mein Handy geschaut.«

Lin atmet tief durch. »Dann weißt du es wirklich noch nicht.«

»Was weiß ich noch nicht?«

»Ruby, sitzt du?«

Ich richte mich im Bett auf.

Diese Frage stellt man niemandem, wenn nicht etwas absolut Schreckliches passiert ist. Mit einem Mal wird das Bild von James zusammen mit Elaine, zgedröhnt in diesem Pool, durch ein viel grausameres Bild ersetzt. James, der einen Unfall gebaut und sich verletzt hat. James, der im Krankenhaus liegt.

»Was ist los?«, krächze ich.

»Cordelia Beaufort ist letzten Montag gestorben.«

Ich brauche einen Moment, um zu realisieren, was Lin gerade gesagt hat.

*Cordelia Beaufort ist letzten Montag gestorben.*

Eine unerträgliche Stille breitet sich zwischen uns aus.

James' Mutter ist tot. Seit Montag.

Ich erinnere mich an unsere innigen Küsse, an seine Hände, die rastlos über meinen nackten Körper gefahren sind, an das überwältigende Gefühl, als er in mir war.

Unmöglich, dass James das an diesem Abend – in dieser Nacht – schon gewusst hat. Ein so guter Schauspieler ist selbst er nicht. Nein, er und Lydia müssen es am Mittwoch selbst erst erfahren haben.

Ich höre Lin sprechen, kann mich aber nicht auf ihre Worte konzentrieren. Zu sehr bin ich in Gedanken damit beschäftigt, mich zu fragen, ob es wirklich sein kann, dass Mortimer Beaufort seinen Kindern zwei Tage lang verschwiegen hat, dass ihre Mutter gestorben ist. Und falls es so war – wie schrecklich müssen sich James und Lydia gefühlt haben, als sie am Mittwoch nach Hause gekommen sind und es erfahren haben?

Ich erinnere mich an Lydias geschwollene, rote Augen, als sie vor meiner Tür stand und gefragt hat, ob James bei mir ist. An den leeren und emotionslosen Blick, mit dem James mich angesehen hat. Und an den Moment, in dem er in den Pool gesprungen ist und all das kaputtgemacht hat, was in der Nacht davor zwischen uns entstanden ist.

Ein schmerzhaftes Pochen breitet sich in meinem Körper aus. Ich nehme das Handy vom Ohr und schalte den Lautsprecher an. Danach klicke ich mich durch meine Nachrichten. Ich öffne den Verlauf, der unter einer unbekannten Nummer angezeigt wird. Drei ungelesene Nachrichten öffnen sich:

Ruby. Es tut mir so leid. Ich kann dir alles erklären.

Bitte komm zurück zu Cyril oder sag mir, wo du bist, damit Percy dich abholen kann.

Unsere Mum ist gestorben. James dreht total durch. Ich weiß nicht, was ich machen soll.

»Lin«, flüstere ich. »Ist das wirklich wahr?«

»Ja«, flüstert Lin zurück. »Vorhin ging eine Pressemitteilung raus, und keine halbe Minute später war die Nachricht überall.«

Wieder breitet sich Stille zwischen uns aus. In meinem Kopf wirbeln Tausende Gedanken auf einmal umher. Nichts scheint mehr Sinn zu ergeben. Nichts außer diesem einen Gefühl, das mich so plötzlich und heftig überkommt, dass die nächsten Worte wie von selbst aus mir heraussprudeln: »Ich muss zu ihm.«

Zum ersten Mal sehe ich die graue Steinmauer, die das Anwesen der Beauforts umgibt. Ein riesiges Eisentor versperrt die Einfahrt,

davor tummeln sich ein Dutzend Menschen mit Kameras und Mikrofonen in der Hand.

»Solche Ratten«, murmelt Lin und bringt ihren Wagen einige Meter vor ihnen zum Stehen. Augenblicklich setzen die Reporter sich in Bewegung und kommen auf uns zugelaufen.

Lin beugt sich vor und drückt auf den Knopf, der die Autotüren von innen verriegelt. »Ruf Lydia an, damit sie das Tor öffnet.«

Ich bin so dankbar, dass sie in diesem Moment an meiner Seite ist und einen klaren Kopf bewahrt. Sie hat mich, ohne auch nur eine Sekunde zu zögern, gefragt, ob sie mich fahren soll, und keine halbe Stunde nach unserem Telefonat vor meinem Haus gestanden. Jeder Zweifel, wie tief Lins und meine Freundschaft reicht, hat sich in diesem Augenblick in Luft aufgelöst.

Ich hole mein Handy aus der Tasche und rufe die Nummer auf, die mich in den letzten Tagen mehrere Male kontaktiert hat.

Es dauert einige Sekunden, bis Lydia abhebt.

»Hallo?« Ihre Stimme klingt genauso nasal wie am Mittwochabend, als wir zusammen zu Cyril gefahren sind.

»Ich stehe vor eurem Haus. Könntest du vielleicht das Tor aufmachen?«, frage ich und versuche gleichzeitig, mit einem Arm mein Gesicht zu verdecken. Ob das den gewünschten Effekt hat, weiß ich nicht. Die Reporter stehen mittlerweile direkt an Lins Auto und rufen uns Fragen zu, die ich nicht verstehe.

»Ruby? Was ...?«

Jemand beginnt, gegen meine Fensterscheibe zu schlagen. Lin und ich zucken heftig zusammen.

»So schnell wie möglich vielleicht?«

»Warte kurz«, gibt Lydia zurück, dann legt sie auf.

Es dauert etwa eine halbe Minute, bis das Tor sich öffnet und jemand auf unser Auto zukommt. Erst als die Person nur noch wenige Meter von uns entfernt ist, erkenne ich sie.

Es ist Percy.

Der Anblick des Chauffeurs lässt mein Herz einen Schlag aussetzen. Ohne Vorwarnung überkommen mich Erinnerungen. Erinnerungen an einen Tag in London, der schön begonnen, aber schlecht geendet hat. Und an eine Nacht, in der James sich liebevoll

um mich gekümmert hat, weil seine Freunde sich danebenbenommen und mich in einen Pool gestoßen hatten.

Er zwingt sich an den Reportern vorbei und deutet Lin an, ihr Fenster herunterzufahren.

»Fahren Sie durch das Tor bis vors Haus, Miss. Diese Leute machen sich strafbar, wenn sie das Grundstück betreten. Sie werden Ihnen nicht folgen.«

Lin nickt, und nachdem Percy die Reporter dazu gebracht hat, zur Seite zu gehen, steuert sie den Wagen auf das weitläufige Grundstück. Die Auffahrt gleicht, was ihre Breite und Länge angeht, eigentlich eher einer Landstraße, die von einer parkähnlichen, von Frost überzogenen Grünfläche umgeben ist. In der Ferne kann ich ein großes Haus ausmachen: Es ist rechteckig gebaut und besteht aus zwei Stockwerken und mehreren Giebeln. Das graue Schieferwalmdach ist genauso trist wie der Rest der Fassade, die aus Ziegeln erbaut, aber mit Granit verkleidet wurde. Trotz der Trostlosigkeit, die das Haus vermittelt, sieht man auf den ersten Blick, dass darin wohlhabende Menschen leben. Ich finde, es passt zu Mortimer Beaufort, weil es kalt und so dermaßen wuchtig aussieht. Lydia und James kann ich mir darin allerdings kaum vorstellen.

Lin steuert den Wagen über den Vorhof und hält hinter einem schwarzen Sportwagen an, der seitlich vom Haus vor einer Garageneinfahrt steht.

»Möchtest du, dass ich mit reinkomme?«, fragt sie, und ich nicke.

Die Luft ist eisig, als wir aussteigen und schnellen Schrittes auf die Eingangstreppe zugehen. Kurz vor der ersten Stufe packe ich Lins Arm. Meine Freundin dreht sich zu mir und sieht mich fragend an.

»Danke, dass du mich hierhergebracht hast«, bringe ich atemlos hervor. Ich weiß nicht, was mich in diesem Haus erwarten wird. Dass Lin bei mir ist, nimmt mir einen Teil meiner Angst und tut mir unglaublich gut. Vor dreieinhalb Monaten wäre das noch undenkbar gewesen – damals habe ich mein Privatleben strikt von meinem Schulleben getrennt und Lin so gut wie nichts Persönliches erzählt. Das alles hat sich geändert. Vor allem durch James.

»Das ist doch selbstverständlich.« Sie greift nach meiner Hand und drückt sie kurz.

»Danke«, flüstere ich erneut.

Lin nickt mir zu, dann gehen wir die Stufen nach oben. Lydia öffnet die Tür, bevor wir die Gelegenheit bekommen zu klingeln. Sie sieht noch genauso durch den Wind aus wie vor drei Tagen. Und jetzt weiß ich auch, wieso.

»Es tut mir leid, Lydia«, bringe ich hervor.

Sie beißt sich fest auf die Unterlippe und senkt den Blick auf den Boden. In dieser Sekunde ist mir egal, dass wir uns eigentlich nicht gut kennen oder überhaupt in irgendeiner Weise nahestehen. Ich stolpere die letzte Stufe nach oben und umarme sie. Ihr Körper beginnt zu zittern, sobald ich meine Arme um sie schließe, und ich muss unweigerlich an Mittwoch denken. Hätte ich gewusst, was geschehen ist und wie schlecht es ihr geht, hätte ich sie auf keinen Fall allein gelassen.

»Es tut mir so leid«, wispere ich erneut.

Lydia krallt die Finger in meinen Pullover und vergräbt das Gesicht an meinem Schlüsselbein. Ich halte sie fest und streichle ihren Rücken, während ich spüre, wie ihre Tränen meinen Pullover tränken. Ich kann mir nicht ausmalen, was in diesem Moment in ihr vorgehen muss. Würde meine Mutter sterben ... ich wüsste nicht, wie ich das überstehen sollte.

Währenddessen schließt Lin leise die Haustür. Ihr Blick trifft meinen, als sie ein paar Meter entfernt von uns stehen bleibt. Sie sieht so betroffen aus, wie ich mich fühle.

Irgendwann löst Lydia sich von mir. Tiefrote Flecken haben sich auf ihren Wangen ausgebreitet, ihre Augen sind gerötet und gläsern. Ich hebe die Hand und streiche ihr ein paar nasse Haarsträhnen von der Wange.

»Kann ich irgendetwas für dich tun?«, frage ich vorsichtig.

Sie schüttelt den Kopf. »Sorg einfach nur dafür, dass mein Bruder wieder er selbst wird. Er steht völlig neben sich. Ich ...« Ihre Stimme ist kratzig und heiser vom vielen Weinen, und sie muss sich räuspern, bevor sie weitersprechen kann. »Ich habe ihn noch nie so erlebt. Er zerstört sich, und ich weiß einfach nicht, wie ich ihm helfen kann.«

Bei ihren Worten beginnt mein Herz schmerzhaft zu pochen. Das Bedürfnis, James zu sehen und ihn wie Lydia in den Arm zu nehmen, ist überwältigend – auch wenn ich mich vor der Begegnung fürchte.

»Wo ist er?«

»Cyril und ich haben ihn in sein Zimmer gebracht. Er ist vorhin umgekippt.«

Bei ihren Worten zucke ich zusammen.

»Ich kann dich hinbringen, wenn du magst«, fährt sie fort und nickt in Richtung der gewundenen Treppe, die in die obere Etage führt. Ich drehe mich zu Lin um, doch meine Freundin schüttelt den Kopf. »Ich warte hier. Geh nur.«

»Die Jungs sind hinten im Salon, falls du dich zu ihnen setzen möchtest. Ich komme gleich nach«, sagt Lydia und deutet auf die andere Seite des Foyers, wo ein Flur abgeht, der in den hinteren Teil des Hauses führt. Jetzt erst fällt mir die leise Musik auf, die von dort zu kommen scheint. Lin zögert einen Moment, doch dann nickt sie.

Lydia und ich gehen gemeinsam die breite dunkelbraune Holztreppe nach oben. Dabei fällt mir auf, dass es im Haus der Beauforts deutlich freundlicher aussieht, als es von außen den Anschein macht. Das Foyer ist hell und einladend. Zwar hängen hier keine Familienfotos an den Wänden wie bei uns, wenigstens aber auch keine Ölgemälde von seit Jahrhunderten verstorbenen Familienmitgliedern in goldenen Rahmen wie bei den Vegas. Die Bilder, die man hier angebracht hat, sind bunt und impressionistisch, und auch wenn sie keinen besonders persönlichen Eindruck machen, vermitteln sie eine willkommene Atmosphäre.

Oben angekommen biegen wir in einen Flur ein, der dunkler ist und so lang, dass ich mich unweigerlich frage, was sich hinter all den Türen, an denen wir vorbeigehen, verbirgt. Und wie es möglich ist, dass hier nur eine einzige Familie lebt.

»Da wären wir«, murmelt Lydia plötzlich und bleibt vor einer großen Tür stehen. Einen Augenblick starren wir beide darauf, dann dreht sie sich zu mir. »Ich weiß, es ist viel verlangt, aber ich habe das Gefühl, dass er dich jetzt wirklich braucht.«

Ich kann meine Gedanken und Gefühle kaum sortieren. Mein Körper scheint zu wissen, dass James sich hinter der Tür befindet –

ich werde von ihm angezogen wie ein Magnet. Und auch wenn ich mir nicht sicher bin, ob ich ihm in der Weise helfen kann, die Lydia sich erhofft, möchte ich trotzdem für ihn da sein.

Lydia berührt kurz meinen Arm. »Ruby ... Zwischen James und Elaine ist nichts gewesen außer diesem Kuss.«

Ich versteife mich.

»James ist sofort danach aus dem Pool gekommen und auf einem Sessel zusammengeklappt. Ich weiß, er kann grausam sein, aber ...«

»Lydia«, unterbreche ich sie.

»... er war nicht er selbst.«

Ich schüttele den Kopf. »Das ist nicht der Grund, weshalb ich hergekommen bin.«

Ich kann mir darüber im Moment keine Gedanken machen. Denn wenn ich das tue – wenn ich mir erlaube, über James und Elaine nachzudenken –, werden die Wut und die Enttäuschung überwiegen, und dann schaffe ich es nicht, durch diese Tür zu gehen.

»Ich kann das gerade nicht hören.«

Einen Moment lang sieht Lydia so aus, als wollte sie widersprechen, aber schließlich seufzt sie nur. »Ich wollte lediglich, dass du das weißt.«

Dann macht sie kehrt und geht den langen Flur zurück bis zum Treppenhaus. Ich sehe ihr nach, bis sie an der Treppe angekommen ist, wo eine lange Lichtspur auf den teuren Teppich geworfen wird. Als sie vollständig aus meinem Blickfeld verschwunden ist, drehe ich mich wieder zur Tür.

Ich glaube nicht, dass mir jemals in meinem Leben etwas so schmerzlichgefallen ist, wie nach diesem Knauf zu greifen. Er fühlt sich kühl unter meinen Fingern an, und ein Schauer geht über meinen Rücken, als ich ihn zögerlich drehe und die Tür öffne.

Mit angehaltenem Atem stehe ich auf der Schwelle zu James' Zimmer.

Der Raum hat hohe Decken und umfasst mit Sicherheit die Größe des gesamten oberen Stockwerks unseres winzigen Reihenhauses. Zu meiner rechten Seite befindet sich ein Schreibtisch mit einem braunen Lederstuhl davor. Zu meiner linken erstrecken sich Regale an der Wand, gefüllt mit Bucheinbänden,



Notizbüchern, zwischendurch ein paar Kunstfiguren, die mich an die erinnern, die ich damals in der Filiale bei *Beaufort* gesehen habe. Außer der Tür, durch die ich gerade gekommen bin, gibt es noch zwei weitere auf beiden Seiten des Raums. Sie sind aus massivem Holz, und ich vermute, dass eine in das Badezimmer, die andere – etwas kleinere – in James' Kleiderschrank führt. In der Mitte des Raums ist eine Sitzecke mit einem Sofa, einem Wohnzimmertisch auf einem Perserteppich und einem Ohrensessel.

Vorsichtig durchquere ich das Zimmer. Ein Kingsize-Bett befindet sich direkt gegenüber von der Tür auf der anderen Seite des Raums. Zu beiden Seiten des Bettes sind große Fenster, doch die Vorhänge sind beinahe vollständig zugezogen, sodass lediglich zwei schmale Lichtstreifen auf den Boden geworfen werden.

Ich entdeckte James sofort.

Er liegt im Bett, über ihm eine dunkelgraue Decke, die einen Großteil seines Körpers bedeckt. Vorsichtig nähere ich mich, bis ich sein Gesicht sehen kann.

Keuchend schnappe ich nach Luft.

Ich dachte, dass James schläft ... doch seine Augen sind offen. Und sein Blick jagt mir einen eiskalten Schauer über den Rücken.

James' Augen – normalerweise immer so ausdrucksstark – sind leblos. Sein Gesicht ist vollkommen leer.

Ich mache einen weiteren Schritt auf ihn zu. Er reagiert nicht, gibt kein Zeichen, dass er meine Anwesenheit bemerkt hat. Stattdessen starrt er direkt durch mich hindurch. Seine Pupillen sind unnatürlich weit, und der Geruch von Alkohol liegt schwer in der Luft.

Unwillkürlich muss ich an Mittwochabend denken, aber ich dränge die Erinnerung zurück. Ich bin nicht hergekommen, um über meine verletzten Gefühle nachzudenken. Ich bin hergekommen, weil James seine Mum verloren hat. Niemand sollte so etwas allein durchstehen. Schon gar nicht jemand, an dem mir – trotz allem – so viel liegt.

Kurzerhand überbrücke ich die letzte Distanz zwischen uns und lasse mich vorsichtig auf der Bettkante nieder.

»Hey, James«, flüstere ich.

Er zuckt zusammen, als wäre er im Traum gefallen und nun schmerzhaft aufgeprallt. Im nächsten Moment dreht er den Kopf

leicht in meine Richtung. Unter seinen Augen liegen dunkle Ringe, das Haar hängt ihm strähnig in die Stirn. Seine Lippen sind trocken und an einigen Stellen rissig. Er sieht aus, als hätte er sich seit Tagen nur von Alkohol ernährt.

Als er Elaine geküsst hat – da habe ich ihm nur Schlechtes gewünscht. Ich habe mir gewünscht, dass ihn jemand auch mal so sehr verletzt wie er mich. Ich habe mir Rache für mein geschundenes Herz gewünscht. Doch ihn jetzt so gebrochen zu sehen gibt mir nicht die Genugtuung, die ich mir erhofft hatte. Das genaue Gegenteil ist der Fall. Vielmehr fühlt es sich an, als würde sein Schmerz auf mich überspringen und mich in die Tiefe ziehen. Verzweiflung überkommt mich, weil ich nicht weiß, was ich für ihn tun kann. All die Worte, die mir in diesem Moment einfallen, kommen mir bedeutungslos vor.

Behutsam hebe ich die Hand und streiche James die rotblonden Strähnen aus der Stirn. Ich fahre mit den Fingerspitzen sanft über seine Wange nach unten und lege meine Handinnenfläche an sein kaltes Gesicht. Es fühlt sich an, als würde ich etwas unendlich Zerbrechliches in meiner Hand halten.

Ich nehme all meinen Mut zusammen, beuge mich zu ihm runter und drücke meine Lippen auf seine Stirn.

James' Atem stockt.

Einen Moment lang sind wir in dieser Position wie eingefroren, keiner von uns wagt es, sich zu bewegen.

Dann setze ich mich wieder auf und ziehe meine Hand zurück.

In der nächsten Sekunde packt James mich bei den Hüften. Er krallt sich mit den Fingern hinein und stürzt sich förmlich nach vorn. Ich bin so erschrocken über die plötzliche Bewegung, dass ich erstarre. James umschlingt mich mit seinen Armen und vergräbt das Gesicht an meiner Halsbeuge. Sein ganzer Körper wird von einem tiefen Schluchzen erschüttert.

Ich lege die Arme um ihn und halte ihn fest. Es gibt nichts, was ich in dieser Sekunde sagen kann. Ich kann seinen Verlust nicht nachempfinden, und ich will auch nicht so tun, als könnte ich es.

Was ich kann, ist, in dieser Sekunde für ihn da zu sein. Ich kann seinen Rücken streicheln und seine Tränen teilen. Ich kann mit ihm

fühlen und ihm zu verstehen geben, dass er das nicht allein durchmachen muss, ganz gleich, was zwischen uns geschehen ist.

Und während James in meinen Armen weint, realisiere ich, dass ich die Situation völlig falsch eingeschätzt habe.

Ich dachte, nach dem, was er mir angetan hat, könnte ich ihn einfach aus meinem Leben streichen. Ich hatte gehofft, schnellstmöglich über ihn hinwegzukommen. Doch jetzt, wo ich merke, was sein Schmerz auch mit mir anrichtet, weiß ich, dass das nicht so schnell passieren wird.

# 3

James

Die Wände drehen sich. Ich weiß nicht, wo oben und unten ist, kann nur spüren, dass Rubys Hände da sind und mich halbwegs in der Wirklichkeit verankern. Sie sitzt auf meinem Bett, den Rücken ans Kopfteil gelehnt, während ich halb auf ihr liege. Ihr Arm ist fest um mich geschlungen, mit der Hand streicht sie sanft über meinen Kopf. Alles, worauf ich mich konzentriere, ist die Wärme ihres Körpers, ihr gleichmäßiger Atem und ihre Berührung.

Ich habe keine Ahnung, wie viele Tage mittlerweile vergangen sind. Sobald ich versuche, mich an irgendetwas zu erinnern, ist da nichts als Nebel. Dichter grauer Nebel und zwei Gedanken, die in kurzen Momenten der Klarheit immer und immer wieder zu mir durchdringen:

Erstens: Meine Mum ist tot.

Zweitens: Ich habe vor Rubys Augen ein anderes Mädchen geküsst.

Egal, wie viel Alkohol ich in mich kippe oder was ich nehme – Rubys Gesichtsausdruck in diesem Augenblick werde ich niemals vergessen. Sie hat so ungläubig und verletzt ausgesehen. Als hätte ich ihre Welt zerstört.

Ich vergrabe das Gesicht wieder an Rubys Taille. Zum einen, weil ich Angst habe, dass sie jeden Moment aufsteht und geht. Zum anderen, weil ich fürchte, dass die Tränen jeden Moment zurückkommen. Allerdings passiert nichts von beidem. Ruby bleibt, und ich habe offensichtlich keine Flüssigkeit mehr in mir, die ich entbehren kann.

Ich habe das Gefühl, dass da überhaupt nichts mehr in mir ist. Vielleicht ist meine Seele zusammen mit meiner Mutter gestorben. Wie sonst hätte ich Ruby das antun können?

Wie *habe* ich Ruby das antun können?

Was ist verkehrt mit mir?

*Was zum Teufel ist verkehrt mit mir?*

»James, du musst atmen«, flüstert Ruby unvermittelt.

Bei ihren Worten realisiere ich, dass ich tatsächlich aufgehört habe zu atmen. Ich bin mir nicht sicher, wie lange schon.

Tief hole ich Luft und lasse sie langsam wieder entweichen. Gar nicht so schwer.

»Was passiert mit mir?« Diese Worte zu flüstern ist so anstrengend, dass es sich danach anfühlt, als hätte ich sie gebrüllt.

Rubys Hand hält inne. »Du trauerst«, gibt sie genauso leise zurück.

»Aber wieso?«

Eben habe ich vergessen zu atmen – jetzt geht mein Atem viel zu schnell. Ruckartig setze ich mich auf. Mein Brustkorb tut weh, ebenso meine Gliedmaßen, die sich anfühlen, als hätte ich zu viel Sport getrieben. Dabei habe ich in den letzten Tagen nichts getan, als zu verdrängen, was gerade mit meinem Leben geschieht.

»Wieso was?« Ihr Blick ist warm, und ich frage mich, wie sie es schafft, mich so anzusehen.

»Wieso ich traurig bin, meine ich. Ich mochte meine Mum nicht mal besonders.«

Noch ehe ich die Worte ausgesprochen habe, erstarre ich. Habe ich das gerade wirklich gesagt?

Ruby greift nach meiner Hand und hält sie fest. »Du hast deine Mutter verloren. Es ist normal, völlig fertig zu sein, wenn jemand stirbt, der einem so wichtig ist.«

Sie klingt nicht so sicher und überzeugt wie sonst. Ich glaube, Ruby hat selbst keine Ahnung, wie man sich in einer solchen Situation verhält. Dass sie dennoch hier ist und es versucht, kommt mir beinahe vor wie ein Traum.

Vielleicht ist es ja sogar einer.

»Was ist hier passiert?«, wispert sie plötzlich und hebt vorsichtig meine rechte Hand hoch.

Ich folge ihrem Blick. Meine Knöchel sind dort, wo sie aufgeplatzt sind, noch immer blutverschmiert, die restliche Haut ist voller roter und blauer Flecken.

Vielleicht ist es doch kein Traum. Oder wenn, dann ein sehr realistischer.

»Ich habe meinen Vater geschlagen.« Die Worte kommen ohne jegliche Wertung aus meinem Mund. Ich fühle nichts, als ich sie ausspreche. Noch etwas, was verkehrt mit mir ist. Schließlich weiß jeder halbwegs normale Mensch, dass man die Hand niemals gegen seine Eltern erhebt. Aber dieser Moment, in dem mein Vater Lydia und mir die Nachricht von Mums Tod überbracht hat – so tonlos und kalt –, das war der Moment, in dem ich einfach nicht mehr konnte.

Ruby hebt meine Hand an ihren Mund und drückt ihre Lippen auf meinen Handrücken. Mein Herz fängt an, schneller zu schlagen, und ein Zittern geht durch meinen Körper. Ihre Berührung tut so gut, auch wenn ihre Sanftheit mich fertigmacht. Alles daran fühlt sich falsch und richtig zugleich an.

Meine Eltern haben mir schon als Kind eingetrichtert, dass ich mir meine Gefühle nicht anmerken lassen darf. So lernen einen die Mitmenschen nämlich kennen und können einen ab einem gewissen Punkt einschätzen. Sobald man Schwäche zeigt, macht man sich angreifbar – und das kann man sich als Geschäftsführer eines großen Unternehmens nicht leisten. Aber sie haben mich nicht auf eine solche Situation vorbereitet. Was tut man, wenn man mit achtzehn Jahren seine Mutter verliert? Für mich hat es darauf nur eine Antwort gegeben: Man versucht, die Wahrheit mit Alkohol und Drogen zu verdrängen und so zu tun, als wäre das alles nicht geschehen.

Doch jetzt, wo Ruby bei mir ist, bin ich mir nicht mehr sicher, ob ich so weitermachen kann. Ich lasse meinen Blick über ihr Gesicht wandern: über ihr leicht zerzaustes Haar und runter bis zu ihrem Hals. Ich erinnere mich noch genau daran, wie es war, meine Lippen auf die weiche Haut ihrer Kehle zu drücken. Wie überwältigend es sich angefühlt hat, sie zu halten. In ihr zu sein.

Jetzt sieht sie genauso traurig aus, wie ich mich fühle. Ich weiß nicht, ob sie nur an meine Mum denkt oder auch daran, wie sehr ich sie verletzt habe.

Aber es gibt eine Sache, die ich ganz bestimmt weiß: Ruby hat mein Verhalten nicht verdient. Sie hat mir immer das Gefühl gegeben, alles schaffen zu können. Und ganz gleich, was geschehen ist ... Ich hätte niemals zulassen dürfen, dass Elaine mich küsst, nur um mir selbst und allen anderen zu beweisen, dass

ich ein gefühlskaltetes Arschloch bin, dem nichts nahegeht – nicht einmal der Tod der eigenen Mutter. Ruby auf diese Weise von mir zu stoßen war feige. Und es war der größte Fehler, den ich je in meinem Leben begangen habe.

»Es tut mir leid«, sage ich heiser. Meine Kehle fühlt sich wie eingerostet an, und es kostet mich große Mühe zu sprechen. »Es tut mir so leid, was ich getan habe.«

Rubys gesamter Körper versteift sich. Minuten vergehen, in denen sie sich nicht regt. Ich glaube, sie hat sogar aufgehört zu atmen.

»Ruby ...«

Sie schüttelt nur den Kopf. »Nicht. Deswegen bin ich nicht hier.«

»Ich weiß, was für einen Fehler ich gemacht habe, ich –«

»James, hör auf«, flüstert sie eindringlich.

»Ich weiß, dass du keinen Grund hast, mir zu verzeihen. Aber ich ...«

Rubys Hand bebt, als sie sie meiner entzieht. Dann erhebt sie sich vom Bett. Sie streicht erst ihren Pullover glatt und drückt dann ihren Pony nach unten. Es wirkt, als würde sie ihr ordentliches Erscheinungsbild wieder herrichten wollen, das, mit dem sie mir zwei Jahre lang nicht aufgefallen ist. Dabei ist dafür viel zu viel zwischen uns geschehen. Es gibt nichts, was je dafür sorgen könnte, dass sie wieder unsichtbar für mich wird.

»Ich kann das jetzt nicht, James«, murmelt sie. »Tut mir leid.«

Im nächsten Moment durchquert sie mein Zimmer. Sie dreht sich nicht noch einmal zu mir um und sieht mich auch nicht an, als sie mein Zimmer verlässt und die Tür leise hinter sich schließt.

Ich beiße die Zähne fest zusammen, als das Brennen hinter meinen Augen zurückkehrt und meine Schultern erneut zu beben beginnen.

Ich weiß nicht, wie lange ich in meinem Bett gelegen und die Wand angestarrt habe, aber irgendwann raffe ich mich auf und gehe nach unten. Draußen ist es längst dunkel geworden, und ich frage mich, ob die Jungs überhaupt noch hier sind. Kurz bevor ich den Salon betrete, kann ich ihre leisen Stimmen hören. Die Tür ist einen Spaltbreit offen, und ich halte mit der Hand an der Klinke inne.

»Das ist doch nicht mehr normal«, murmelt Alistair. »Wenn er so weitermacht, säuft er sich irgendwann ins Koma. Ich verstehe nicht, wieso er nicht mit uns redet.«

»Ich hätte in seiner Situation auch keinen Nerv zu reden.«  
Keshav. Es verwundert mich nicht, dass ausgerechnet er das sagt.

»Du kennst aber auch deine Grenzen. Bei James bin ich mir da nicht mehr so sicher.«

»Wir hätten es gar nicht so weit kommen lassen dürfen«, schaltet Wren sich ein. »Bis gestern hab ich wirklich gedacht, er will einfach nur Oxford feiern.«

Einen Moment lang ist es still, dann fährt Wren leise fort: »Wenn er nicht darüber reden will, müssen wir das akzeptieren.«

Alistair schnaubt. »Und weiter dabei zusehen, wie er sich selbst zerstört? Wohl kaum.«

»Du kannst ihm den Alkohol und die Drogen wegnehmen«, murmelt Wren. »Aber seine Mutter ist tot. Und solange er das nicht akzeptiert, sind wir machtlos, so beschissen das auch ist.«

Ein eiskalter Schauer läuft meinen Rücken hinunter. Sie wissen es bereits. Die Vorstellung, gleich in ihre mitleidigen Gesichter blicken zu müssen, dreht mir den Magen um. Ich möchte das nicht. Ich möchte, dass alles wie vorher ist. Doch wenn Rubys Besuch mir eines gezeigt hat, dann dass es jetzt an der Zeit ist, mich der Sache zu stellen.

Also lasse ich meinen Nacken knacken, kreise die schmerzenden Schultern und betrete den Salon.

Alistair will gerade etwas erwidern, presst aber die Lippen fest zusammen, als er mich entdeckt. Ich gehe schnurstracks zum Getränkewagen und hole eine Flasche Whiskey heraus. Nüchtern stehe ich das, was ich gleich tun werde, nicht durch. Ich schenke mir ein Glas voll und trinke es in einem Zug aus. Dann stelle ich es ab und wende mich den Jungs zu. Alle außer Cyril sind anwesend. Alistair schwenkt den letzten Rest Flüssigkeit in seinem Glas hin und her, den Blick fest auf den Boden geheftet. Kesh sieht mich aus dunklen Augen abwartend an, genau wie Wren. Obwohl sie es bereits wissen, fühlt es sich wichtig an, die folgenden Worte laut auszusprechen:

»Meine Mum ist tot.«



Es ist das erste Mal, dass ich das sage.

Und es tut noch mehr weh, als ich erwartet habe. Dagegen kann auch der Alkohol nichts unternehmen. Genau deshalb habe ich es vermieden, mit ihnen zu sprechen. Reden ruft bloß noch mehr Schmerz hervor. Ich wende den Blick ab und starre auf meine Schuhe, um ihre Reaktionen nicht mit ansehen zu müssen. Noch nie habe ich mich so verletztlich gefühlt wie in dieser Sekunde.

Plötzlich höre ich Schritte auf mich zukommen. Als ich aufblicke, steht Wren bereits direkt vor mir. Er schlingt einen Arm um mich und drückt mich fest an sich.

Müde lasse ich meine Stirn auf seine Schulter sinken. Meine Arme sind schwer wie Blei, und ich kann die Umarmung nicht erwidern. Trotzdem lässt Wren mich nicht los. Kurz darauf kommen auch Kesh und Alistair zu uns und legen ihre Hände auf meine Schultern.

Worte sind in diesem Augenblick nicht nötig, zumal der Kloß in meinem Hals ohnehin verhindert hätte, dass ich auch nur einen Ton herausbekomme. Es dauert eine Weile, bis ich mich wieder halbwegs im Griff habe. Irgendwann beginnt Wren, mich in Richtung Sofa zu schieben, während Alistair mir ein Glas Wasser holt und es mir stumm reicht.

»Das ist so scheiße«, murmelt Alistair und setzt sich neben mich. »Und es tut mir wahnsinnig leid, James.«

Ich schaffe es nicht, seinen Blick zu erwidern oder etwas darauf zu sagen, also nicke ich nur.

»Was ist passiert?«, fragt Kesh nach einer Weile.

Ich nippe zögerlich an meinem Glas. Das kalte Wasser tut erstaunlich gut. »Sie ... sie hatte einen Hirnschlag, während wir in Oxford waren.«

Schweigen. Ich glaube, keiner der Jungs holt überhaupt nur Luft. Sie wussten vielleicht, dass Mum gestorben ist, aber diese Information ist offensichtlich neu für sie.

»Mein Vater hat es uns erst erzählt, als wir wieder hier waren. Er wollte nicht, dass wir die Interviews vermasseln.« Bei der Erinnerung an das Gespräch mit Dad durchläuft es mich kalt. Ich betrachte meine blaue Hand, balle sie zur Faust und lockere sie wieder.

Wren legt eine Hand auf meine Schulter. »Wir haben vermutet, dass etwas Schlimmes passiert sein muss«, murmelt er nach einer Weile. »Ich habe dich so noch nie erlebt. Aber Lydia hat nichts erzählt, und du warst kaum ansprechbar ...«

Keshav räuspert sich. »Heute Nachmittag gab es eine Pressemitteilung von *Beaufort*. Da haben wir es erfahren.«

Ich schlucke schwer. »Ich wollte einfach nicht nachdenken. Über ... gar nichts.«

»Es ist okay, James«, sagt Wren leise.

»Und ich hatte Angst, dass es Wirklichkeit wird, wenn ich es ausspreche.«

Endlich hebe ich den Blick und sehe in die betroffenen Gesichter meiner Freunde. Keshavs Augen glänzen verdächtig, während Alistairs Wangen keinerlei Farbe mehr haben. Dass meine Jungs meine Mum seit ihrer Kindheit kannten und die Nachricht ihres Todes sie vermutlich ebenfalls mitnehmen würde, habe ich überhaupt nicht bedacht. Plötzlich wird mir klar, wie egoistisch meine Reaktion gewesen ist. Ich habe nicht nur die Realität ignoriert und Ruby verletzt, sondern auch meine Freunde und Lydia mit meinem Handeln von mir gestoßen.

»Du wirst das überstehen. *Ihr* werdet das überstehen«, sagt Wren. Ich folge seinem Blick und entdecke Cyril und Lydia im Türrahmen stehen. Lydias Wangen und Augen sind gerötet. Mit Sicherheit sehe ich genauso aus.

»Ganz gleich, wie es sich im Moment anfühlen mag: Ihr seid nicht allein. Ihr habt uns. Okay?«, fährt Wren eindringlich fort und drückt meine Schulter. Der Blick in seinen braunen Augen ist ernst und fest.

»Okay«, erwidere ich, auch wenn ich keine Ahnung habe, ob ich ihm das glauben kann.

Lydia

Percy betritt den Flur, als ich gerade dabei bin, mir Mums Perlenkette um den Hals zu legen. »Sind Sie bereit für die Abfahrt, Miss?«, fragt er und bleibt ein paar Schritte entfernt von mir stehen. »Mr Beaufort und Ihr Bruder warten bereits im Auto.«

Ich antworte nicht. Stattdessen hake ich den Verschluss der Kette ein und überprüfe anschließend ein letztes Mal meine Hochsteckfrisur. Dann lasse ich langsam die Hände sinken.

Ich betrachte mein Spiegelbild. Dads Bestattungsplanerin hat sich nicht nur um alles Organisatorische gekümmert, sondern auch dafür gesorgt, dass Dad, James und ich heute Morgen von einer Stylistin hergerichtet wurden. »Wasserfeste Mascara – die wird dir dabei helfen, den heutigen Tag zu überstehen, Süße«, hat die junge Frau gezwitschert.

Ich habe kurz erwogen, mit beiden Händen über meine von der Schminke noch feuchten Augen zu wischen, um das Werk zu zerstören, aber der strenge Blick meines Vaters hat mich davon abgehalten. Nur seinetwegen sehe ich jetzt präsentabel aus. Sogar mehr als das. Ich habe mehr Make-up im Gesicht als bei jedem Shooting, das wir jemals für eine Kollektion von *Beaufort* gemacht haben. Der Lidschatten und dezente Eyeliner sind fein säuberlich aufgetragen, drei Schichten wasserfeste Wimperntusche verkleben meine Wimpern, und mein Gesicht ist scharf konturiert. So stehen meine Wangenknochen ein bisschen deutlicher hervor, als es in der letzten Zeit der Fall gewesen war.

Mein Dad hat verwundert die Stirn gerunzelt, als die Stylistin mein rundliches Gesicht kommentiert hat. Wahrscheinlich würde ich die Schwangerschaft noch einen oder zwei Monate verbergen können – viel länger aber nicht.

Sobald ich mir vorstelle, wie meine Familie darauf reagieren wird, fühlt es sich an, als würde mir jemand die Luft abschnüren. Doch

daran darf ich jetzt nicht denken. Nicht heute.

»Nein«, antworte ich nach einer gefühlten Ewigkeit auf Percys Frage, drehe mich aber trotzdem um und laufe forschen Schrittes zum Ausgang. Percy folgt mir schweigend. Bei der Garderobe will er mir in meinen Mantel helfen, aber ich drehe mich von ihm weg. Sein Blick ist so mitfühlend, dass ich ihn in diesem Moment nicht ertragen kann, also schlüpfe ich eigenständig in die Ärmel und trete dann nach draußen. Der gesamte Vorhof unseres Anwesens ist mit Frost überzogen, der in der Sonne leicht glitzert. Vorsichtig gehe ich die Stufen der Eingangstreppe nach unten und zur schwarzen Limousine, die direkt davor parkt. Percy macht mir die Tür auf, und ich bedanke mich bei ihm, bevor ich einsteige und mich neben James auf die hintere Sitzbank fallen lasse.

Die Stimmung im Wagen ist gedrückt. Weder James noch mein Vater, der auf der Bank seitlich von uns sitzt, nehmen mich zur Kenntnis. Während ich ein schwarzes Etuikleid mit Volants an den langen Ärmeln trage, sind sie beide in schwarze Anzüge gekleidet, die eigens für diesen Tag angefertigt wurden. Die dunkle Farbe des Stoffs lässt meinen Bruder noch blasser aussehen, als er ohnehin schon ist. Die Stylistin hat sich zwar bemüht, ihm ein bisschen Farbe ins Gesicht zu zaubern, funktioniert hat das allerdings nicht. Bei Dad hingegen hat das Make-up Wunder bewirkt: Von den Blutergüssen um sein Auge ist nichts mehr zu sehen.

Ich schüttle den Kopf, während ich die beiden betrachte. Meine Familie ist ein einziger Scherbenhaufen.

Die Fahrt zum Friedhof zieht wie im Rausch an mir vorbei. Ich versuche, es meinem Vater und meinem Bruder gleichzutun und mich mental an einen anderen Ort zu begeben, aber das ist spätestens ab dem Moment unmöglich, in dem wir zum Stehen kommen und Percy leise flucht.

Der Eingang des Friedhofs ist von Reportern belagert.

Ich schiele zu James, doch sein Gesicht ist vollkommen ausdruckslos, als er sich die Sonnenbrille aufsetzt und darauf wartet, dass die Tür des Wagens geöffnet wird. Ich schlucke schwer und ziehe den Mantel enger zusammen. Anschließend schiebe ich meine eigene Sonnenbrille auf die Nase. Beim Anblick der drängelnden

Reporter wird mir richtiggehend schlecht. Ich versuche, tief durch die Nase ein- und anschließend durch den Mund wieder auszuatmen.

Zwei der von Julia engagierten Security-Männer helfen uns beim Aussteigen. Meine Knie sind weich und zittrig, und als wir zur Kapelle gehen, fühlt es sich an, als würde ich unter Schock stehen. Die Journalisten und Paparazzi rufen uns hinterher, aber außer meinem und James' Namen verstehe ich keines ihrer Worte. Ich ignoriere sie und gehe mit gestrafften Schultern schnellen Schrittes weiter. An der Kapelle angekommen, öffnen Mitarbeiter des Friedhofs die Türen für uns, sodass wir, ohne zu warten, eintreten können.

Das Erste, was ich sehe, ist der Sarg, der vor dem Altar aufgebaut ist. Er ist schwarz, und auf der glatten, lackierten Oberfläche spiegelt sich das Licht der Hängelampen, die an der hohen Decke der Kapelle angebracht sind.

Das Zweite ist die Frau, die direkt vor dem Sarg steht. Ihr Haar ist genauso rot wie Mums, fällt aber in sanften Locken bis auf ihre Schultern. Auch sie trägt einen schwarzen Mantel, der ihr bis zu den Kniekehlen reicht.

»Tante Ophelia?«, krächze ich und mache einen Schritt auf sie zu.

Sie dreht sich um. Ophelia ist fünf Jahre jünger als Mum, und auch wenn ihre Züge weicher sind und ihr Gesichtsausdruck nicht so ernst, sieht man auf den ersten Blick, dass sie ihre Schwester ist.

»Lydia.« In ihren Augen kann ich dieselbe tiefe Trauer erkennen, die ich seit Tagen empfinde.

Ich will zu ihr gehen und sie in den Arm nehmen, aber bevor ich auch nur einen Schritt nach vorn machen kann, packt mein Vater mich am Oberarm. Sein Blick ist eiskalt, als er erst Ophelia und dann mich ansieht. Kaum merklich schüttelt er den Kopf. Ein schmerzhaftes Pochen macht sich in meinem Körper breit. Das hier ist Mums Beerdigung. Sie hatten vielleicht nicht die beste Beziehung, aber sie waren Schwestern. Und ich bin mir sicher, Mum hätte gewollt, dass wir heute für Ophelia da sind.

Ohne auf mich oder meinen Widerstand zu achten, legt mein Vater einen Arm um meine Schulter. Es ist keine liebevolle Geste, sondern fühlt sich vielmehr wie ein unnachgiebiger Schraubstock an.

Während er mich in die für uns reservierte Sitzreihe bugsiert, drehe ich mich noch einmal zu Ophelia um, doch sie ist in dem Meer aus schwarz gekleideten Menschen verschwunden.

Der Trauerzug wird von über einem Dutzend Security-Leuten begleitet, die neben uns herlaufen und darauf achten, dass uns die Reporter nicht zu nahe kommen. Die meisten sind zwar taktvoll genug, sich am Rand des Wegs zu postieren, einige halten uns die Kameras aber so dicht ans Gesicht, dass ich nur die Hand auszustrecken bräuchte, um sie zu berühren.

Nach einer Weile sehe ich zu James, der neben mir läuft und stoisch auf den Rücken unseres Vaters starrt. Seine Miene ist wie in Stein gemeißelt, hart und ausdruckslos, und ich wünschte, ich könnte in seine Augen blicken. Dann würde ich vielleicht wissen, was in ihm vorgeht. Ich frage mich, ob er gekokst oder getrunken hat, bevor wir hergekommen sind. In den letzten Tagen – genau genommen seit dem Abend, an dem Ruby bei uns war – hat er sich vollkommen zurückgezogen und weder mit mir noch mit den Jungs gesprochen. Ich kann es ihm nicht verdenken. Wir ticken in vielerlei Hinsicht gleich. Auch ich hätte etwas brauchen können, was mir dabei hilft, diese unendlich erscheinenden, schrecklichen Tage durchzustehen.

Während der nicht enden wollenden Trauerrede in der Kapelle habe ich mich mental ausgeklinkt. Hätte ich zugehört, was der Pastor alles über Mum gesagt hat, wäre ich vermutlich zusammengeklappt. Stattdessen habe ich eine unsichtbare Wand zwischen mir und meinen Emotionen hochgezogen und mich nur darauf konzentriert, nicht laut loszuschluchzen. Ich kann mir vorstellen, wie mein Vater das gefunden hätte.

Diese Wand versuche ich wieder heraufzubeschwören, als wir schließlich vor Mums Grab zum Stehen kommen. Ich starre auf das schwarze Loch, das in den Boden gegraben wurde, und schiebe jegliche Emotion konsequent von mir weg. Einen Moment lang glaube ich, dass es funktioniert. Der Pastor beginnt erneut zu sprechen, aber ich höre nicht hin und denke an nichts.

Doch als der Sarg ins Grab hinabgelassen wird, habe ich mit einem Mal das Gefühl, keine Luft mehr zu bekommen. Es fühlt sich

an, als würde etwas Gewaltiges, Düsteres in mir aufsteigen, das mir die Kehle zuschnürt. All die Gedanken, die ich in der letzten Stunde zu verdrängen versucht habe, kämpfen sich an die Oberfläche meines Bewusstseins.

*Mums lebloser Körper liegt in diesem Sarg.*

*Sie wird nicht mehr zurückkommen.*

*Sie ist tot.*

Mir wird schlecht. Leise keuchend presse ich mir die Hand auf den Mund und wanke ein Stück zur Seite.

»Lydia?«, erklingt James' Stimme wie aus weiter Ferne.

Ich kann nur den Kopf schütteln. Krampfhaft versuche ich mir das in Erinnerung zu rufen, was Dad uns vor der Beerdigung eingetrichtert hat. Aufrecht stehen, die Sonnenbrillen höchstens für eine halbe Minute abnehmen, keine Tränen. Er wollte der Presse nicht mehr Drama geben, als nötig war.

Es kostet mich meine letzte Kraft, mich zusammenzureißen. Ich versuche, nicht an Mum zu denken. Daran, dass ich sie nie wieder um Rat bitten kann. Daran, dass sie mir nie wieder einen Tee ins Zimmer bringen wird, wenn ich wieder zu lange am Schreibtisch gesessen und für die Schule gelernt habe. Daran, dass sie mich nie wieder umarmen wird. Daran, dass sie niemals ihr Enkelkind kennenlernen wird. Daran, dass ich vollkommen allein bin und Angst habe, James und Dad auch noch zu verlieren, weil unsere Familie jeden Tag ein Stückchen mehr auseinanderfällt.

Ein leises Schluchzen befreit sich aus meiner Kehle. Fest presse ich die zitternden Lippen aufeinander, um ja nicht noch ein Geräusch von mir zu geben.

»Lydia«, wiederholt James, diesmal eindringlicher. Er rückt näher an mich heran, sodass unsere Arme sich durch den dicken Stoff unserer Jacken berühren. Langsam hebe ich den Blick. James hat die Sonnenbrille abgenommen und sieht mich aus dunklen Augen an. In ihnen erkenne ich etwas, was ich in der letzten Woche verzweifelt gesucht habe. Etwas, was mich daran erinnert, dass er mein Bruder ist und immer bei mir bleiben wird.

James hebt zögerlich die Hand an mein Gesicht. Sie ist zwar eiskalt, aber dennoch fühlt es sich gut an, wie er mit dem Daumen flüchtig über meine Wange streicht.

»Scheiß auf Dad«, flüstert er mir zu. »Wenn du weinen möchtest, dann wein gefälligst. Okay?«

Diese Vertrautheit in seinen Augen und die Ehrlichkeit seiner Worte sorgen dafür, dass die Mauer in mir endgültig in die Brüche geht. Ich lasse zu, dass sich die Gefühle in mir in einen Wirbelsturm verwandeln, denn James ist da, um mich festzuhalten. Er legt einen Arm um meine Schulter und zieht mich dicht an seine Seite. Ich vergrabe das Gesicht an seiner Brust. Er fühlt sich nach zu Hause an, und mein schweres Herz wird ein Stück leichter. Während meine Tränen unaufhaltsam auf seinen Mantel fallen, sehen wir gemeinsam dabei zu, wie der Sarg immer weiter abgesenkt wird, bis er auf dem Grund angekommen ist.



# 5

## Ruby

Am Mittwoch gehe ich wieder in die Schule. Ich habe über eine Woche ausgesetzt und bekomme die Folgen nun zu spüren. Obwohl Lin mich am Wochenende mit ihren Notizen versorgt hat, habe ich Schwierigkeiten, dem Unterricht zu folgen. Zweimal werde ich in Geschichte aufgerufen und kann keine vernünftige Antwort geben. Während ich betroffen auf meinen Planer starre, scheint es Mr Sutton allerdings kaum aufzufallen. Er wirkt, als stünde er völlig neben sich und wäre mit den Gedanken ganz woanders. Ich frage mich, ob er genauso oft an Lydia denkt wie ich an James.

Als der Vormittag vorbei ist, bin ich fix und fertig. Am liebsten würde ich mich in die Bibliothek setzen und mir den Stoff für die folgenden Stunden noch einmal anschauen, aber mein Magen knurrt zu sehr, als dass ich das Mittagessen ausfallen lassen könnte.

Auf dem Weg zur Mensa hakt Lin sich bei mir unter. »Alles okay?«, fragt sie und wirft mir einen Seitenblick zu.

»Ich werde nie wieder auch nur einen einzigen Tag fehlen«, grummele ich, als wir gemeinsam in Richtung Mensa gehen. »Das ist das schrecklichste Gefühl der Welt, wenn man keine Ahnung hat, was die Lehrer von einem wollen.«

Lin tätschelt meinen Arm. »Du hast dich doch gut geschlagen. Spätestens nächste Woche hast du wieder alles aufgeholt.«

»Mh«, mache ich, als wir abbiegen. »Trotzdem war es –«  
Ich halte auf dem Absatz inne.

Wir befinden uns in der Haupthalle von Maxton Hall. Rechts von mir ist die Treppe, die ins Kellergeschoss führt.

Die Treppe, auf der James mich zum ersten Mal geküsst hat.

Die Erinnerung daran, wie er seine Hand um meinen Nacken gelegt und seine Lippen auf meine gepresst hat, überkommt mich ohne Vorwarnung. Sie spielt sich wie ein Film vor meinem inneren Auge ab: sein Mund, der über meinen gleitet, seine Hände, die mich

festhalten, seine selbstsicheren Bewegungen, die meine Knie weich werden lassen. Doch plötzlich beginnt mein Gesicht, sich zu verändern – es verformt sich, bis es komplett verwandelt ist. James hält nicht länger mich, sondern Elaine in seinen Armen und küsst sie leidenschaftlich.

Ein heftiges Stechen fährt in meinen Magen, und es kostet mich große Mühe, mich nicht zusammenzukrümmen.

Dann rempelt mich jemand von der Seite an – und ich bin wieder in Maxton Hall. Statt des Kusses sehe ich die leere Kellertreppe und Menschen, die sich in Richtung Cafeteria bewegen. Auch der krampfartige Schmerz in meinem Magen ist abgeebbt.

Ich hole tief Luft. Dieser ganze Schultag war bis jetzt nichts als eine einzige Achterbahnfahrt. Jedes Mal, wenn ich nach oben fahre und beim Kamm ankomme – denke, dass alles normal ist und ich das schon irgendwie schaffe –, sehe ich plötzlich etwas, was mich an James erinnert, und werde wieder in die Tiefe, in einen Strudel aus Schmerz gerissen.

»Ruby?«, sagt Lin neben mir, ihrer besorgten Miene nach zu urteilen, nicht zum ersten Mal in den letzten Minuten. »Alles okay?«

Ich zwingen ein Lächeln auf mein Gesicht und nicke.

Lin runzelt die Stirn, hakt aber nicht weiter nach. Stattdessen tut sie das, was sie schon den gesamten Vormittag über versucht hat: mich abzulenken. Während sie mich zum Eingang der Cafeteria führt, erzählt sie mir von der neuen Reihe von Tsugumi Ohba und Takeshi Obata, die sie verschlungen hat. Sie ist so begeistert davon, dass ich augenblicklich mein Bullet Journal heraushole und die Mangas auf meine Leseliste setze.

Nachdem wir fertig gegessen haben, bringen wir unsere Tablett zur Geschirrrückgabe. An der Wand daneben lehnt ein Mädchen, das ich nicht kenne. Sie unterhält sich mit einem Typ, verstummt aber, als sie mich sieht. Ihre Augen werden groß, und sie rammt ihm – nicht mal besonders unauffällig – den Ellbogen in die Seite. Ich versuche, die beiden zu ignorieren.

»Bist du nicht das Mädchen, das auf Cyril Vegas Party in den Pool geschmissen wurde?«, fragt sie und kommt einen Schritt auf mich zu.

Bei ihren Worten zucke ich zusammen. Dieser verdammte Pool ist für mich nur mit schrecklichen Erinnerungen verbunden, die ich am liebsten mit einer Lobotomie aus meinem Gehirn entfernen lassen würde.

Ohne zu antworten, warte ich darauf, dass das Band weiterfährt, damit ich mein Tablett abstellen und von hier verschwinden kann.

»James Beaufort hat dich doch damals nach draußen getragen. Es gehen Gerüchte rum, dass du seine heimliche Freundin bist. Stimmt das?«, fährt sie fort.

Es fühlt sich an, als würden sich die Wände der Cafeteria langsam, aber sicher auf mich zubewegen. Mit Sicherheit würden sie mich jede Sekunde unter sich zermalmen.

»Wäre sie seine Freundin, wäre sie ja wohl bei der Beerdigung gewesen«, gibt der Typ gerade so laut zurück, dass ich ihn hören kann.

»Na ja, deshalb liegt die Betonung ja auch auf *heimlich*. Vielleicht ist sie eines seiner schmutzigen Geheimnisse. Du weißt, wie viele er davon hat.«

Ein lautes Klirren ertönt.

Ich habe das Tablett fallen lassen.

Überall zu meinen Füßen liegen Scherben. Ich starre auf ein paar Erbsen, die über den Boden rollen, und schaffe es nicht, mich zu bewegen, um sie aufzuheben. Mein Körper ist wie erstarrt.

»Hört auf, so einen Dreck zu reden«, erklingt eine dunkle Stimme neben mir. Im nächsten Moment legt sich ein Arm um meine Schulter, und ich werde aus der Mensa eskortiert. Hinter mir kann ich wie aus weiter Ferne Lin hören, die etwas ruft, aber Dunkle Stimme geht unbeirrt weiter und bringt mich weg von der Mensa bis ins Treppenhaus. Erst dann verschwindet der Arm von meiner Schulter, und die Person tritt vor mich. Ich blicke an der beigen Hose hinauf über den dunkelblauen Blazer in ... Keshav Patels Gesicht.

Mehrmals muss ich blinzeln, bis ich realisiere, dass tatsächlich er es ist, der vor mir steht. Er hat das schwarze Haar zu einem tiefen Knoten gebunden und streicht gerade eine Strähne nach hinten, die sich daraus gelöst hat. Danach richtet er seine dunkelbraunen, beinahe schwarzen Augen auf mich.

»Alles okay bei dir?«, fragt er leise.

Ich glaube, ich kann an einer Hand abzählen, wie oft ich Keshav reden gehört habe. Von James' Freunden ist er derjenige, der am stillsten ist. Während ich Alistair, Cyril und Wren inzwischen wenigstens ein bisschen einschätzen kann, ist er für mich ein Buch mit sieben Siegeln.

»Ja«, krächze ich schließlich und räuspere mich gleich darauf.

Ich blicke mich um und realisiere, wo wir uns befinden. Meine erste richtige Begegnung mit James hat hier stattgefunden: unter der Treppe, verborgen vor den Augen Neugieriger. Hier hat er versucht, mich zu bestechen, und ich habe ihm sein dämliches Geld um die Ohren geworfen. Ich frage mich, ob mich in dieser verfluchten Schule ab sofort alles an James erinnern wird.

»Gut«, sagt Keshav. Im nächsten Moment dreht er sich um, vergräbt die Hände in den Taschen und geht. Ich sehe ihm hinterher, bis er aus meinem Blickfeld verschwunden ist. Nach nicht einmal einer halben Minute eilt Lin mit finsterer Miene aus der Mensa und schaut sich suchend um.

»Ich bin hier, Lin«, sage ich und trete hinter der Treppe hervor.

»Ich habe ihnen meine Meinung gesagt«, knurrt sie, während sie auf mich zukommt. »Solche Idioten. Was hatte es mit Keshav auf sich?«

Stirnrunzelnd sehe ich in die Richtung, in die er verschwunden ist. »Ich habe keine Ahnung.«

Das erste To-do des Veranstaltungsteams an diesem Nachmittag ist das Verpacken der Wichtelgeschenke. Die Schülerinnen und Schüler hatten in den letzten beiden Wochen Gelegenheit, Geschenke bei uns abzugeben, die dann traditionell am letzten Tag vor den Weihnachtsferien in den Klassen verteilt werden.

Normalerweise liebe ich es, die Briefe und Süßigkeiten zusammenzubinden und in die kleinen Weihnachtsmann-Beutel zu packen, mit denen unsere Unterstufen-Postboten dann von Klassenraum zu Klassenraum gehen. Doch trotz der Weihnachtslieder, die wir angeschaltet haben, ist dieses Mal die Stimmung gedrückt.

Wahrscheinlich liegt es daran, dass überdurchschnittlich viele der Briefe an die Beauforts adressiert sind und wir uns zunächst nicht

entscheiden können, was wir mit ihnen anstellen sollen. James und Lydia sind momentan nicht in der Schule, können sie also nicht selbst entgegennehmen, und ich bezweifle, dass es ihnen recht wäre, wenn wir sie zu ihnen nach Hause schickten. Ich wünschte, ich könnte die beiden einfach fragen, ob sie die Briefe wollen oder nicht. Da das aber keine Option ist, entscheiden wir per Abstimmung im Team und beschließen, sie vorerst zurückzuhalten. Schließlich wissen wir ja auch nicht, was in ihnen steht und ob sich irgendjemand möglicherweise einen geschmacklosen Scherz erlaubt hat.

Den Rest des Meetings ertappe ich mich immer wieder dabei, wie ich auf den leeren Stuhl starre, auf dem James gesessen hat, als er seine Strafe bei uns abgearbeitet hat. Anscheinend würde mich ab sofort wirklich alles an ihn erinnern, dabei würde ich ihn und das, was wir miteinander erlebt haben, am liebsten einfach vergessen. Jedes Mal, wenn ich an ihn denke, fühlt es sich an, als würde jemand eine Hand in meinen Brustkorb stoßen, die Finger um mein Herz legen und fest zudrücken.

Ich bin so unsagbar wütend auf ihn.

Wie konnte er mir das antun?

*Wie?*

Während mir beim Gedanken daran, irgendwen anders so nah an mich heranzulassen wie ihn, total schlecht wird, hat er, ohne zu zögern, eine andere geküsst.

Und das Schlimmste ist, dass es nicht nur Wut ist, die ich im Moment für James empfinde, sondern auch Trauer und Mitleid. Er hat seine Mum verloren, und jedes Mal, wenn ich von glühend heißer Wut auf ihn erfüllt werde, fühle ich mich schlecht. Dabei weiß ich, dass ich dafür eigentlich keinen Grund habe.

Es ist unfair und anstrengend, und als ich abends nach Hause komme, bin ich von dem Kampf, den all diese widersprüchlichen Gefühle in meinem Innern führen, völlig geschafft. Der Schultag hat mir sämtliche Energie geraubt, und ich bringe es nicht über mich, eine fröhliche Fassade für meine Familie aufzusetzen. Seit Mum von Cordelia Beauforts Tod erfahren hat, behandelt sie mich wie ein rohes Ei. Ich habe ihr nicht erzählt, was zwischen James und mir vorgefallen ist, aber wie jede Mutter verfügt sie über diesen Instinkt,

der ihr bestimmte Dinge verrät. Beispielsweise, wenn die eigene Tochter Liebeskummer hat.

Ich bin froh, als ich mich abends endlich ins Bett fallen lassen kann. Aber obwohl ich unendlich müde bin, wälze ich mich über eine Stunde lang von einer Seite auf die andere. Hier gibt es nichts, was mich ablenken kann. Es gibt nichts mehr zu tun, nichts, was sich zwischen mich und meine Gedanken an James drängen kann. Ich lege einen Arm übers Gesicht und kneife die Augen zusammen. Ich will Dunkelheit heraufbeschwören, aber das Einzige, was ich sehe, ist James' Gesicht. Sein angedeutetes, spöttisches Lächeln, das lebendige Funkeln in seinen Augen, der schöne Schwung seiner Lippen.

Mit einem Fluch werfe ich die Decke beiseite und stehe auf. Es ist so kalt, dass eine Gänsehaut über meine Arme kriecht, als ich zum Schreibtisch laufe und mir meinen Laptop schnappe. Ich gehe zurück zum Bett und ziehe die Decke so hoch es geht. Mit zurechtgerückten Kissen im Rücken klappe ich den Laptop auf und öffne den Browser.

Es kommt mir beinahe verboten vor, die Buchstaben in das Suchfeld einzugeben.

*J-a-m-e-s-B-e-a-u-f-o-r-t.*

Enter.

Es erscheinen 1 930 760 Ergebnisse in 0,50 Sekunden.

Oh Mann.

Direkt unter dem Suchfeld werden Bilder angezeigt. Bilder von James in maßgeschneiderten *Beaufort*-Anzügen und von James beim Golfen mit seinem Vater und dessen Freunden. Auf ihnen sieht er ordentlich und zurechtgemacht aus, so, als würde ihm die Welt zu Füßen liegen.

Doch als ich mir die gesamten Bilderergebnisse anzeigen lasse, sieht man auch eine andere, weniger perfekte Seite von ihm. Es gibt eine Reihe unscharfer Handyfotos, auf denen eine jüngere Ausgabe von James sich dicht über einen Tisch und eine Linie aus weißem Pulver beugt. Fotos, wie er Clubs betritt und verlässt, mit Frauen im Arm, die mit Sicherheit älter als er sind. Fotos, auf denen er völlig aufgelöst und offensichtlich betrunken ist. Der Unterschied zwischen diesem James und dem, der wie aus dem Ei gepellt neben seinen

Eltern und Lydia bei irgendwelchen Galas steht, könnte nicht größer sein.

Ich klicke zurück auf die normalen Suchergebnisse. Direkt unter der Bilderreihe befinden sich unzählige neue Artikel, die meisten davon über Cordelia Beauforts plötzlichen Tod. Diese will ich mir nicht durchlesen. Sie gehen mich nichts an, und in den Nachrichten wurde bereits genug darüber berichtet. Ich scrolle weiter, bis unter den Ergebnissen James' Instagram-Account auftaucht. Wie von selbst öffne ich die Seite.

Sein Profil ist eine bunte Mischung aus verschiedensten Fotos. Es zeigt Bücher, die spiegelnde Fassade eines Wolkenkratzers, eine Nahaufnahme von einer mit Stuck besetzten Wand, Sitzbänke, verwinkelte Treppenstufen, London aus einem Flugzeug von oben fotografiert, seine in Lederschuh steckenden Füße auf einem Bahnsteig, ein Fenster, durch das die Morgensonne scheint. Wären zwischendurch nicht immer Fotos von ihm mit seinen Freunden oder Lydia zu sehen, hätte ich dieses Profil niemals James zugeordnet.

Auf den Bildern mit den Jungs hat James das Grinsen im Gesicht, das mich immer um den Verstand gebracht hat – das Grinsen, das so unfassbar arrogant, aber gleichzeitig so mühelos attraktiv ist, dass man einfach Magenkribbeln bekommen muss.

Ein Foto sticht mir besonders ins Auge. Es ist von James und Lydia, und beide lachen. Ein seltener Anblick. Ich kann mich nicht erinnern, Lydia jemals lachen gehört zu haben. Bei James hingegen brauche ich nur das Bild anzusehen, um das vertraute Geräusch in meinen Ohren zu haben. Das Kribbeln in meinem Magen wird durch ein wehmütiges Ziehen ersetzt. Mir fehlt James' Lachen. Ich vermisse seine Art, seine Stimme, unsere Gespräche ... einfach alles.

Kurzerhand speichere ich das Bild auf meinem Desktop ab. Ich weiß, wie bescheuert das ist, aber das ist mir egal. Ich gehe in allen Bereichen meines Lebens stets bedacht und rational vor. Dieses eine Mal erlaube ich mir, mich von meinen Gefühlen leiten zu lassen.

Die obersten Fotos auf James' Profil werden von Beileidsbekundungen überschwemmt. Ich überfliege die Kommentare und schlucke schwer. Einige sind nicht nur taktlos, sondern geradezu grausam. Ob James sich das überhaupt alles

durchliest? Was er dabei wohl empfindet? Wenn ich es schon schrecklich finde, dann will ich gar nicht wissen, was in ihm vorgehen muss.

Ein Kommentar sticht mir besonders ins Auge, weil er an Geschmacklosigkeit kaum zu übertreffen ist.

**xnzlg:** wer fotos von der beaufort beerdigung will, schaut auf meinem profil vorbei

Mein Finger verharrt über dem Touchpad, und eine wütende Hitze breitet sich auf meinen Wangen aus. Ich klicke auf das Profil, um es zu melden – und erstarre.

Der komplette Instagram-Feed von *xnzlg* besteht aus Bildern von James und Lydia. Die beiden, in Schwarz gekleidet, auf dem Friedhof. Sie stehen aneinandergelehnt und geben sich gegenseitig Halt. James hat einen Arm um Lydia geschlungen und hält sie dicht an seiner Seite, das Kinn auf ihrem Kopf abgestützt.

Tränen schießen in meine Augen.

Wieso tut man so etwas? Wieso fotografiert man diesen schlimmen Moment im Leben einer Familie, die ohnehin schon gebrochen ist, nur um diese Bilder dann im Internet zu posten? Niemand hat das Recht, derart in ihre Privatsphäre einzudringen.

Mit einer Hand wische ich mir über die Augen. Ich versuche, mich auf der Seite von *xnzlg* zurechtzufinden, und melde das Profil. Direkt danach markiere ich die Kommentare unter James' Bildern als Spam, bis sie verschwinden.

Das ist das Einzige, was ich in dieser Sekunde tun kann, aber es reicht nicht. Die Fotos haben alle Gefühle, die sich im Laufe der letzten Woche in mir angesammelt haben, aufgewirbelt, sodass ich sie kaum noch kontrollieren kann. Das Mitleid, das ich für James und Lydia empfinde, ist überwältigend.

Ich klappe meinen Laptop zusammen und schiebe ihn zurück in die gepolsterte Hülle, dann greife ich nach meinem Handy und öffne eine neue Nachricht. Ich entschließe mich dazu, Lydia zu schreiben.

Ich weiß nicht, ob sie ihrer Familie mittlerweile von ihrer Schwangerschaft erzählt hat, aber sie soll auf jeden Fall wissen, dass sich nichts geändert hat und ich trotz allem für sie da bin, wenn sie mich braucht. Ich öffne eine neue Nachricht und tippe:



Lydia, mein Angebot steht. Wenn du reden möchtest, dann sag Bescheid.

Nach einigem Zögern schicke ich die Nachricht ab. Danach starre ich auf das Handy in meiner Hand. Ich weiß, dass es die vernünftige Entscheidung wäre, es wieder wegzulegen. Aber ich kann nicht anders. Wie von selbst öffne ich James' und meinen Nachrichtenverlauf.

Kaum zu glauben, dass seine erste Nachricht an mich etwas mehr als drei Monate zurückliegt. Es fühlt sich an, als wären seit dem Abend, an dem James mich nach London zu *Beaufort* eingeladen hat, Jahre vergangen. Ich erinnere mich an den Moment, in dem wir gerade die viktorianischen Kostüme anprobiert haben und seine Eltern überraschend aufgetaucht sind. Mein erster Gedanke, als ich Cordelia Beaufort gesehen habe, war »Ich will wie sie sein«.

Ich war beeindruckt von der Art und Weise, wie sie den gesamten Raum mit ihrer Persönlichkeit eingenommen und, ohne etwas tun oder sagen zu müssen, Autorität und Kompetenz versprüht hat. Trotz Mortimer Beauforts harter Miene und körperlicher Präsenz bestand kein Zweifel daran, wer von den beiden das Sagen bei *Beaufort* hat. Zwar habe ich sie nie wirklich kennengelernt, aber dennoch trauere ich um James' Mutter.

Und ich trauere mit James. Als ich bei ihm war, hat er gesagt, dass er seine Mutter nicht mal richtig mochte, aber ich weiß, dass das nicht stimmt. Er hat sie geliebt, das habe ich ganz deutlich gemerkt, als er in meinen Armen geweint hat.

Mein Blick zuckt zu meinem Schrank. Kurzerhand gehe ich hinüber, um die Tür zu öffnen. Dann beuge ich mich runter. Ganz unten, im letzten Fach, hinter einem alten Turnbeutel versteckt, liegt James' Pullover. Der, den er mir damals nach Cyrils Party übergezogen hat. Vorsichtig hole ich ihn hervor und vergrabe das Gesicht kurz darin. Inzwischen riecht er kaum noch nach James' Waschmittel, aber trotzdem weckt der weiche Stoff Erinnerungen in mir. Ich schließe die Schranktür und gehe zurück zum Bett. Im Gehen streife ich mir den Pullover über und ziehe die Ärmel bis über meine Finger.

Ich verstehe nicht, wie es sein kann, dass die Wut auf ihn mich innerlich zerfrisst, ich aber gleichzeitig so mit James leide, dass ich in manchen Momenten das Gefühl habe, es keine Sekunde länger auszuhalten.

So wie jetzt.

Unschlüssig nehme ich mein Handy wieder in die Hand. Ich drehe es hin und her. Ich möchte James schreiben, aber gleichzeitig möchte ich es auch nicht. Ich möchte ihn trösten und gleichzeitig anschreien, ihn umarmen und gleichzeitig schlagen.

Schließlich tippe ich eine kurze Nachricht.

Ich denke an dich.

Ich betrachte die Worte und atme tief ein. Dann drücke ich auf »Senden«. Danach lege ich das Handy zur Seite. Mein Blick fällt auf den Wecker auf meinem Nachttisch. Mittlerweile ist es nach Mitternacht, und ich bin immer noch hellwach. Selbst wenn ich jetzt das Licht ausmache, werde ich nicht schlafen können, das weiß ich genau.

Ich ziehe meinen Rucksack an mein Bett und hole meine Notizen von heute Morgen heraus. Gerade als ich mich wieder an meine Kissen lehne und anfangen zu lesen, vibriert mein Handy. Mit angehaltenem Atem öffne ich die Nachricht.

Du fehlst mir.

Eine Gänsehaut breitet sich auf meinem Körper aus. Ich weiß nicht, was ich erwartet habe. Eine solche Antwort jedenfalls nicht. Während ich noch immer auf die drei Worte starre, geht eine zweite Nachricht ein.

Ich möchte dich sehen.

Die Worte verschwimmen vor meinen Augen, und obwohl ich unter der Decke liege und James' dicken Pulli trage, wird mir kalt. In meinem Innern kämpfen die unterschiedlichsten Gefühle miteinander: die Sehnsucht nach James, diese unsägliche Wut auf

ihn und gleichzeitig eine tiefe Trauer, als hätte ich ebenfalls jemanden verloren.

Am liebsten würde ich schreiben, dass es mir ganz genauso geht. Dass er mir ebenfalls fehlt und ich nichts lieber täte, als zu ihm zu fahren und für ihn da zu sein.

Aber das geht nicht. Tief in mir spüre ich, dass ich dafür auf keinen Fall bereit bin. Nicht nach dem, was geschehen ist. Nach dem, was er mir angetan hat. Es tut einfach zu sehr weh.

Es kostet mich alle Kraft, die ich aufbringen kann, die nächste Antwort zu tippen.

Ich kann nicht.

# 6

Ruby

Weihnachten ist mein Lieblingsfeiertag.

Ich liebe die üppigen Dekorationen, die die ganze Welt in ein Wunderland verwandeln. Ich liebe das gute Essen, die Musik, die Filme – und natürlich die Weihnachtsplätzchen. Ich liebe es, Geschenke für meine Familie auszusuchen oder zu basteln und anschließend liebevoll zu verpacken. Normalerweise fühlt sich die Zeit vor Weihnachten magisch an – als hätten der Weihnachtsmann, Jack Frost oder irgendeine andere Gestalt Zauberstaub auf die Welt rieseln lassen.

Dieses Jahr ist alles anders.

Wobei, nein. Dieses Jahr ist alles genau wie immer. Nur *ich* bin anders.

Die Vorbereitungen machen mir überhaupt keinen Spaß, weil ich in Gedanken unentwegt bei James bin. Ich versuche, mich abzulenken und nicht an ihn zu denken, aber es klappt nicht. Alles, was während des vergangenen Terms passiert ist, läuft wie ein trauriger Film immer und immer wieder in meinem Kopf ab, so lange, bis ich eine Runde spazieren gehen muss, um einen klaren Kopf zu bekommen.

Es gibt Tage, an denen ich mein Bett am liebsten nicht verlassen würde und mir eine Möglichkeit wünsche, in der Zeit zu reisen. Ich möchte wieder in einer Welt leben, in der niemand in Maxton Hall meinen Namen kennt, am allerwenigsten James. Manchmal liege ich abends im Bett und schaue mir das Bild an, auf dem er lacht, oder die Einladung für die Halloween-Party, auf der wir zusammen abgebildet sind. Ich erinnere mich an das Gefühl seiner Finger um meine Hand. An seine Küsse. An seine leise Stimme, die meinen Namen flüstert.

Die Ferien kommen mir mehr als gelegen. Wenigstens habe ich so die Gelegenheit, etwas Abstand zwischen mich und die Maxton

Hall zu bringen. Denn auch wenn James erst im nächsten Term wieder an die Schule zurückkommt, werde ich dennoch bei jeder Ecke, um die ich biege, und bei jedem Raum, in den ich gehe, von der Panik erfasst, er könnte dort stehen. Und das hätte ich nicht verkraftet. Noch nicht.

Zum Glück ist meine Familie sehr gut im Ablenken. Mum und Dad kabbeln sich in der Küche und brauchen mich mindestens einmal am Tag als Schiedsrichterin, die entscheiden muss, ob die Kekse, die Mum backt, mit oder ohne die exotische Gewürznote, die Dad hinzugegeben hat, besser schmecken. In den Jahren davor war ich in den meisten Fällen auf Mums Seite, aber ich stelle überrascht fest, dass ich diesmal auch Dads Kreationen etwas abgewinnen kann.

Den Rest der Zeit spannt Ember mich für alle möglichen anderen Aufgaben ein. Wir machen gefühlt zweitausend Shootings für ihren Blog, auch wenn ich mir sicher bin, dass die Hälfte der Fotos nichts geworden ist, weil meine Finger viel zu sehr in der Kälte gezittert haben. Außerdem hat sie sich dieses Jahr die Geschenke für unsere Familie ausgedacht, was normalerweise meine Lieblingsbeschäftigung vor Weihachten ist. Ihre Ideen waren toll: Unsere Großeltern bekommen einen Kalender, den wir mit Familienfotos beklebt haben, und Mum einen von uns persönlich zusammengestellten Wellnesskorb. Für Dad hat Ember in den Kleinanzeigen ein hübsches neues Gewürzregal aus den Sechzigern gefunden, das uns der ehemalige Besitzer nach ein bisschen Feilschen für gerade einmal zehn Pfund überlassen hat.

»Du bist knallhart beim Handeln«, sagt Ember, als wir es in unserer kleinen Garage notdürftig putzen. Mit gerümpfter Nase entfernt sie die Spinnweben von der Rückseite des Regals.  
»Vielleicht solltest du dich beruflich noch einmal umorientieren.«

Ich bin gerade dabei, Zeitungspapier auf dem Boden auszulegen, damit wir gleich mit dem Lackieren beginnen können, und setze ein gezwungenes Grinsen auf.

Eine kleine, nachdenkliche Falte bildet sich zwischen ihren Brauen, als sie mich prüfend ansieht.

»Möchtest du nicht endlich mit mir sprechen?«

»Über was?«, entgegne ich tonlos.

Sie stößt ein kurzes Lachen aus. »Über die Tatsache, weshalb du dich wie ein Roboter verhältst? Über alles, was dich bedrückt?«

Bei ihren Worten zucke ich zusammen. Bis zu diesem Moment hat Ember mich nicht auf mein Verhalten angesprochen, sondern so getan, als wäre es normal, dass ich mein Zimmer nur im äußersten Notfall verlasse und kaum ein Wort mit irgendjemandem spreche. Sie hat mich nicht bedrängt und keine Fragen gestellt, wofür ich ihr unglaublich dankbar bin.

Offenbar ist diese Schonfrist nun vorbei.

Sie weiß nicht, was zwischen James und mir in Oxford geschehen ist, geschweige denn davon, dass er danach Elaine geküsst hat. Ich hatte das Gefühl, dass ich diese ganze Sache erst mit mir selbst ausmachen muss, bevor ich mit jemandem darüber reden kann. Die Tage in der Schule zu überstehen hat mich schon Kraft genug gekostet. Doch Ember ist nicht nur meine Schwester, sondern auch meine beste Freundin. Ich weiß, dass ich ihr vertrauen kann. Und vielleicht ist es an der Zeit, dass ich diese Last nicht mehr ganz allein mit mir herumtrage.

Ich hole tief Luft. »Ich habe mit James geschlafen.«

Das war eigentlich nicht das Erste, was ich sagen wollte, aber okay.

Ember lässt den Staubfänger fallen. »Du hast was?«

Ohne sie anzusehen, beginne ich, die Mundschutze aus der Verpackung zu nehmen und sie zurechtzulegen. Ich zupfe an den Gummibändern, die hinter den Ohren befestigt werden.

»Einen Tag später hat er mit einem anderen Mädchen rumgemacht«, sage ich mit brüchiger Stimme. Ich starre auf die weißen Bänder des Mundschutzes, als Ember zu mir kommt und sich neben mich auf die Zeitung kniet. »Ruby«, sagt sie leise. Vorsichtig legt sie mir eine Hand zwischen die Schulterblätter, und ich spüre, wie mein letzter Widerstand bröckelt.

Ember und ich haben einander nicht immer so nahegestanden wie jetzt. Wir sind erst nach Dads Unfall eng zusammengewachsen, als wir einander Halt gegeben haben, wenn es ihm schlecht ging und er wieder einmal auf die ganze Welt wütend war. Auch wenn wir ihn verstehen konnten, war diese Zeit nicht leicht für uns. Nur gemeinsam haben wir das durchgestanden.

Das, was uns seitdem verbindet, ist nichts, was ich jemals mit einer anderen Person haben werde, und als Ember meine Schulter drückt, brechen die Worte einfach aus mir heraus. Ich erzähle ihr alles: von der Halloween-Party, von James' Vater und den Erwartungen, die dieser an seinen Sohn stellt, davon, wie sehr James unter diesem Druck leidet, von Oxford und all dem, was er und ich miteinander geteilt haben. Von jenem Abend, an dem Lydia zu uns kam und mit mir zu Cyril gefahren ist. Von James, der gekokst hat und anschließend in den Pool gesprungen ist. Und von Elaine Ellington.

Während ich erzähle, huschen die verschiedensten Emotionen über Embers Gesicht: Mitgefühl, Empörung, Skepsis, Aufregung und zum Schluss entsetzliche Wut. Nachdem ich fertig bin, sieht sie mich eine Minute einfach nur mit großen Augen an, dann nimmt sie mich, ohne ein Wort zu sagen, in den Arm und hält mich fest. Zum ersten Mal seit Tagen verspüre ich nicht mehr den Impuls zu weinen. Stattdessen breitet sich etwas Warmes in mir aus, das sich über meine stürmischen Gefühle legt und sie zumindest ein kleines bisschen zu beruhigen scheint.

»Ich weiß einfach nicht, was ich jetzt machen soll«, murmle ich an Embers Schulter. »Einerseits finde ich es so schrecklich, dass ihm das widerfahren ist. Ich wünschte, ich könnte für ihn da sein. Aber auf der anderen Seite will ich ihn nie wiedersehen. Nicht, nachdem er mir das angetan hat. Am liebsten würde ich zu ihm fahren und ihn anschreien, aber das kann ich nicht, denn ich weiß ja, wie schlecht es ihm geht.«

Ember löst sich von mir und atmet tief durch. Sie streicht mir das Haar von der Wange und hinters Ohr. Anschließend fährt sie mit ihrer warmen Hand sanft über meinen Kopf. »Es tut mir so leid, Ruby.«

Ich schlucke schwer und nehme all meinen Mut zusammen, um die folgenden Worte auszusprechen. »Ich hasse ihn dafür.«

Embers grüne Augen sind voll Mitgefühl und Zuneigung. »Ich auch.«

»Gleichzeitig frage ich mich, ob ich das überhaupt darf.«

Stirnrunzelnd schüttelt sie den Kopf. »Es ist dein gutes Recht, so zu empfinden, Ruby. Du tust so, als gäbe es feste Regeln für solche

Situationen, aber die gibt es nicht. Du fühlst, was du eben fühlst.«

Ich brumme unschlüssig.

»Und wenn du James an manchen Tagen eine reinhauen möchtest, ist das völlig legitim – ganz gleich, wie es ihm im Moment geht«, fährt Ember in eindringlichem Ton fort. »Du kannst deine Gefühle nicht von seinen abhängig machen, nur weil er gerade eine schlimme Situation durchmacht. Er hat sich wie ein Arschloch verhalten, und ich finde, dass du ihm das auch ruhig sagen kannst. Was rede ich – du solltest es der ganzen Welt sagen.«

Ich brauche einen Moment, um Embers Worte zu verarbeiten. »Ich habe einfach das Gefühl«, fange ich schließlich langsam an, »dass sich nichts ändern wird, egal, welche Gefühle ich zulasse. Entweder es tut wegen seiner Mum weh oder weil er mich betrogen hat. Deswegen versuche ich ...«

»... überhaupt nichts zu fühlen«, beendet Ember leise meinen Satz.

Ich nicke.

»Das klingt nicht besonders gesund, Ruby.«

Ich starre auf meine Hände, als sich zwischen uns Schweigen ausbreitet.

Nach einer langen Weile seufzt Ember. »Ich kann einfach nicht glauben, dass er das wirklich getan hat. Ich meine, ich kenne seinen Ruf, aber ...« Sie schüttelt den Kopf.

»Ich dachte wirklich, ich bin im falschen Film gelandet. Er war wie ... ausgewechselt.«

»Das hört sich einfach nur schrecklich an.«

»Ich verstehe auch nicht, wieso er nicht einfach zu mir gekommen ist. Er hätte über alles mit mir reden können. Wir hätten ...« Ich zucke hilflos mit den Schultern. Keine Ahnung, was ich getan hätte, wenn James zu mir gekommen wäre. Auf jeden Fall wäre all das nicht passiert. Da bin ich mir sicher.

»Ich glaube, reden war wahrscheinlich nicht das, was er an diesem Abend wollte«, beginnt Ember zögerlich. »Es klingt für mich eher so, als hätte er versucht, sein Leben noch weiter zu zerstören, ohne Rücksicht auf Verluste.«

Ich atme stockend ein.



»Ich verstehe auf jeden Fall, wieso es dir so geht. Es ist völlig in Ordnung, wie du empfindest. Ich hasse ihn auch dafür, dass er das mit dir gemacht hat.«

Ember schlingt erneut ihre Arme um mich, und dieses Mal drücke ich sie genauso fest zurück. »Danke, Ember«, flüstere ich.

Nach einem langen Moment schiebt sie mich zurück und lächelt mich warm an. »Wollen wir anfangen?« Sie deutet auf das Gewürzregal.

Froh darüber, nicht noch mehr über meine Gefühle sprechen zu müssen, nicke ich. Wir setzen die Mundschutze auf und suchen dann nach passender Musik. Ember entscheidet sich für das Michael-Bubl -Weihnachtsalbum, und gemeinsam beginnen wir, das Regal zu lackieren.

»Ich habe übrigens inzwischen die Sechshundert geknackt«, sagt Ember irgendwann.

Ich juble und deute eine Verneigung vor ihr an. »Du bist eine Königin.«

»Ich überlege, mich in den Sommerferien bei verschiedenen Modeunternehmen in London zu bewerben.« Ember sieht mich nicht an, als sie das sagt, sondern widmet sich hoch konzentriert der oberen Ecke des Regals, die eigentlich längst fertig lackiert ist. Ich erkenne wegen des Mundschutzes zwar kaum etwas von ihrem Gesicht, bin mir aber ziemlich sicher, dass sie rot anläuft.

»Soll ich dir bei der Bewerbung helfen?«

Ember hält inne und wagt nun doch einen Blick in meine Richtung. »Also meinst du, dass das eine gute Idee ist?«

Ich nicke bekräftigend. »Dir ist doch schon seit Jahren klar, dass du etwas mit Mode machen willst. Ich würde sagen, je eher du anfängst, desto besser.«

Sie lackiert schweigend weiter.

Nachdenklich sehe ich sie an. »Was ist los?«, frage ich.

Ember zögert noch einen Moment. »Am allerliebsten würde ich ein Praktikum bei einem Unternehmen machen, das sozial- und umweltverträgliche und gleichzeitig stylische Plus-Size-Mode herstellt«, erklärt sie schließlich. »Es ist nur leider so schwer, etwas zu finden, das all diese Kriterien erfüllt. Also werde ich mich wohl oder  bel bei allen bewerben müssen, die Praktika anbieten. Aber

ich frage mich, welchen Sinn es hat, in einem Unternehmen zu arbeiten, das nicht einmal Kleidung in meiner Größe herstellt. Weißt du, was ich meine?«

Ich nicke. »Ja, aber es ist auch wichtig, Berufspraxis zu bekommen. Und zumindest kannst du dir alles anschauen und überlegen, wie du es einmal anders machen wirst.«

»Trotzdem habe ich Bauchschmerzen dabei«, sagt sie seufzend. »Ich frage mich die ganze Zeit, ob mein Instinkt mir vielleicht davon abraten will?«

»Vielleicht ist es auch nur die Aufregung. Denk einfach daran, dass ganz viele Leute hinter dir stehen. Dein Blog hat so viele Leser. Sie alle glauben an dich und deine Vision.«

»Es ist lieb, dass du das sagst.«

»Das sage ich nicht nur, um lieb zu sein. Ich meine es ernst. Ich glaube fest daran, dass du später dein eigenes Modeimperium gründen wirst und damit durchstartest.«

Ember strahlt bis über beide Ohren – das kann ich trotz des Mundschutzes an ihren funkelnden Augen erkennen.

»Wir könnten die Ferien nutzen und eine Liste mit englischen Unternehmen machen, die infrage kämen, oder was meinst du?«, hake ich nach, während ich mit dem Pinsel über die innere Seite des Regals fahre.

»Das ist eine tolle Idee. Ich habe sogar schon angefangen, weil ich bald einen Guide für ethisch hergestellte Plus-Size-Mode schreiben wollte.«

Ich will gerade antworten, dass unsere Abmachung steht, da klopft es an der seitlichen Garagentür.

»Ruby?«

Ember und ich erstarren. Mum darf auf keinen Fall sehen, was wir hier machen. Sie kann nämlich keine Geheimnisse für sich behalten, schon gar nicht, wenn es um Geschenke für Dad geht. Das haben wir in den vergangenen Jahren mehr als einmal feststellen müssen.

»Wehe, du kommst rein!«, ruft Ember panisch und macht einen schnellen Schritt vor das Gewürzregal, damit Mum es nicht sieht, sollte sie doch ihren Kopf durch die Tür stecken.

»Das hatte ich nicht vor«, hören wir sie gedämpft rufen. »Ruby, du hast Besuch.«

Ember und ich wechseln einen verwirrten Blick.

»Lin vielleicht?«, fragt sie.

Ich schüttele den Kopf. »Nein, sie verbringt die Weihnachtsfeiertage mit ihrer Mutter in China, um Verwandte zu besuchen.«

Embers Augen weiten sich. »Meinst du, es ist ...?« Sie spricht seinen Namen nicht aus, aber dennoch macht mein Herz einen Satz.

»Wer ist es, Mum?«, frage ich laut.

»Kannst du vielleicht einfach rauskommen? Ich habe keine Lust, mich mit dir durch die Tür zu unterhalten.«

Ich verdrehe die Augen und ziehe die eine Schlaufe des Mundschutzes vom Ohr, sodass er halb runterhängt und ich mich wie ein Arzt fühle, der gerade bei einer wichtigen Operation eine Pause macht. Ich öffne die Tür einen Spaltbreit und schiebe mich hindurch. Mum sieht mich und den Mundschutz mit hochgezogenen Augenbrauen an, und ich erwische sie dabei, wie sie sich auf die Zehenspitzen stellt, um einen Blick durch den Türspalt zu erhaschen. So schnell es geht, ziehe ich die Tür hinter mir ins Schloss.

»Wer ist es?«, frage ich leise.

Von einem Moment auf den anderen wird Mums Miene wieder ernst. »Das Beaufort-Mädchen.«

Das Herz rutscht mir in die Hose. Ich habe ein Déjà-vu von jenem Abend, an dem Lydia hier nach James gesucht hat. Es kann nicht schon wieder etwas Schlimmes passiert sein.

*Nicht schon wieder. Bitte, nicht schon wieder.*

»Wo ist sie?«, frage ich.

Mum deutet in Richtung des Flurs. »Im Wohnzimmer. Dein Vater und ich sind in der Küche, falls du uns brauchen solltest.«

Ich nicke und ziehe mir den Mundschutz ganz ab. Vorsichtigen Schrittes gehe ich durch den Flur in Richtung Wohnzimmer. Diesmal wappne ich mich, Embers kluge Worte noch ganz frisch in meinem Gedächtnis.

Lydia sitzt auf unserem alten geblühten Sofa, die Hände im Schoß verschränkt, den Blick auf den Wohnzimmertisch geheftet.

Sie trägt eine locker fallende Chiffon-Bluse zu einem schwarzen Faltenrock und hat ihre Haare in den für sie typischen Pferdeschwanz hochgebunden. Kein einziges der gelockten Haare steht ab, wie immer vermittelt Lydia den Eindruck, alles an ihr wäre in perfekter Ordnung.

Der apathische Blick in ihren Augen sagt jedoch etwas anderes.

»Hi«, sage ich leise, weil ich sie nicht erschrecken will.

Lydia hebt den Kopf und erblickt mich im Türrahmen. Sie ringt sich zu einem müden Lächeln durch. »Hi, Ruby.«

Einen Moment lang bin ich unentschlossen, was ich machen soll, entscheide mich aber, zu ihr zu gehen und mich neben sie aufs Sofa zu setzen. Ich unterdrücke den Impuls, Small Talk zu machen und sie zu fragen, wie es ihr geht oder ob alles in Ordnung ist. Stattdessen warte ich.

Nach einer Weile schluckt Lydia schwer. »Du hattest gesagt, dass ich mich melden soll, wenn ich etwas brauche.«

Einen Moment lang schaue ich sie perplex an, dann nicke ich schnell. »Ja, natürlich. Egal, was es ist.«

Sie schaut unsicher in Richtung Wohnzimmertür, als würde sie nach jemandem Ausschau halten. Wahrscheinlich fürchtet sie, meine Eltern oder Ember könnten hereinkommen oder uns belauschen. Ich rücke ein Stückchen dichter an sie heran.

»Um was geht es?«, frage ich leise.

Lydia atmet hörbar aus. Dann drückt sie den Rücken durch, bis sie ganz aufrecht sitzt. »Ich habe morgen einen Termin beim Frauenarzt und brauche jemanden, der mich begleitet.«

Es dauert ein paar Sekunden, bis ich realisiert habe, was sie gerade gesagt hat. »Du möchtest, dass ich mitkomme?«, frage ich verblüfft.

Sie holt zittrig Luft, presst die Lippen fest aufeinander und nickt schließlich. »Du bist die Einzige, die davon weiß.«

»Ist denn irgendetwas los? Hast du Beschwerden oder so?«

Lydia schüttelt den Kopf. »Nein, es ist nur eine Vorsorgeuntersuchung. Aber ich möchte ... nicht allein dorthin fahren.«

Ich frage mich, wie viel Überwindung es sie gekostet hat, hierherzukommen und das zu sagen. Bis zu diesem Moment war mir

nicht bewusst, wie einsam Lydia sich wirklich fühlen muss. Ich bin die Einzige, die sie darum bitten kann, mit ihr zu einem Arzttermin zu gehen, der ihr mit Sicherheit Angst macht und vor dem sie aufgeregt ist.

Es gibt für mich nur eine einzige Antwort auf ihre Frage, und sie kommt wie selbstverständlich aus mir heraus:

»Natürlich begleite ich dich.«

Das Behandlungszimmer ist vor allem eins: steril. Die Wände sind weiß und bis auf ein einziges Gemälde bilderlos. Hinter dem Schreibtisch im linken Teil des Raums befindet sich ein breites Fenster mit zugezogenen Jalousien, rechts daneben eine Ecke, vor der ein hellblauer Vorhang angebracht ist, hinter dem Lydia sich mit Sicherheit gleich umziehen soll.

Wir sitzen auf den beiden Stühlen am Schreibtisch und beobachten die Ärztin Dr. Hearst dabei, wie sie in Lichtgeschwindigkeit etwas in ihren Computer eintippt.

Zu Beginn war es ein bisschen merkwürdig, mit Lydia hierherzukommen. Doch spätestens als sie von einer Arzthelferin aufgefordert wurde, in einen Becher zu pinkeln, war mir klar, dass wir den richtigen Zeitpunkt für Scham beide verpasst hatten.

Jetzt rupft Lydia neben mir an ihrem karierten Schal herum, während sie immer wieder zur Tür schielt. Vielleicht spielt sie mit dem Gedanken, aufzuspringen und zu fliehen. Als ihr Blick meinen streift, lächle ich ihr zuversichtlich zu – oder versuche es zumindest. Ich weiß nicht, was genau meine Aufgabe hier ist, also tue ich, was ich mir in dieser Situation von meiner Begleitung wünschen würde. Es scheint zu funktionieren, denn Lydias Schultern entspannen sich ein kleines bisschen.

Nachdem Dr. Hearst fertig mit dem Eintrag am PC ist, legt sie ihre Hände gefaltet auf dem Tisch vor sich ab und beugt sich ein Stück vor. Ihr Gesicht wirkt freundlich, obwohl ihr dunkles Haar in einen strengen Knoten zurückgebunden ist. Sie hat viele Lachfalten, warme braune Augen und eine angenehme, ruhige Stimme.

»Ms Beaufort, wie geht es Ihnen?«, fragt sie.

Ich sehe Lydia an, die wiederum die Ärztin anschaut.

Plötzlich stößt sie einen hysterisch klingenden Laut aus, der wohl so etwas wie ein Lachen sein soll. Jedoch fasst sie sich schnell und räuspert sich, als wäre nichts gewesen. »Ganz okay, schätze ich.«

Dr. Hearst nickt verständnisvoll. »Bei Ihrer letzten Untersuchung haben Sie über schlimme Übelkeit geklagt. Wie sieht es heute aus?«

»Es ist besser geworden. Ich habe schon seit einer Woche nicht mehr spucken müssen. Allerdings habe ich manchmal ziemliche Schmerzen, wenn ich nach längerem Sitzen aufstehe. Ist das normal?«

Dr. Hearst lächelt. »Das ist kein Grund zur Sorge. Ihre Mutterbänder dehnen sich gerade enorm, weil sie Platz für das Baby schaffen müssen. Gegen die Schmerzen kann ich Ihnen Magnesium verschreiben.«

»Okay, das klingt gut«, erwidert Lydia erleichtert.

Nach dem Gespräch schickt Dr. Hearst sie hinter den Vorhang, um sich frei zu machen. Ich bleibe auf meinem Stuhl sitzen und betrachte während der Untersuchung das Gemälde, das über dem Schreibtisch hängt. Ich versuche herauszufinden, was die vielen Formen und Farben darstellen könnten – aber keine Chance. Es ist ein wilder Haufen aus Gelb, Rot und Blau und wahrscheinlich eines der seltsamsten Bilder, das ich je gesehen habe. Ich frage mich, ob es vielleicht ein Kind gemalt hat.

»Alles ist genau so, wie es sein soll«, höre ich Dr. Hearst sagen. »Der Muttermund ist fest verschlossen, und solange Sie keine Krämpfe oder Blutungen hatten, sollte alles in Ordnung sein.«

Lydia murmelt irgendetwas, was ich nicht verstehe, dann darf sie sich wieder anziehen. Erleichtert atme ich auf. Diesen Teil hätten wir geschafft.

»Sie können jetzt gerne zu uns kommen, Ms Bell.«

Lydia hat sich inzwischen auf die Liege neben dem Behandlungsstuhl gelegt und ihre Bluse nach oben geschoben. Ihre Finger ruhen auf ihrem nackten Bauch, und ich stelle fest, dass man inzwischen schon eine deutliche Wölbung erkennen kann.

Ich erwidere Lydias nervöses Lächeln, als ich mich neben sie auf einen Stuhl setze. Die Ärztin rollt einen Apparat zu uns heran, von dem ich annehme, dass es sich um ein Ultraschallgerät handelt.

»So, wollen Sie Ihr Baby sehen, Ms Beaufort?«

Lydia nickt, sichtlich angespannt, und ich rücke ein wenig näher an sie heran.

Die Ärztin trägt ein durchsichtiges Gel auf Lydias Bauch auf und drückt dann den Kopf des Ultraschallgeräts darauf. Wie gebannt starre ich auf den Bildschirm, erkenne in dem Wirrwarr aus Schwarz und Weiß allerdings erst einmal gar nichts. Doch Dr. Hearst fährt unbeirrt weiter über Lydias Haut, und irgendwann verändert sich das Bild. Nach und nach wird es deutlicher, und ...

Mein Atem stockt. Neben mir stößt Lydia ein leises »Oh« aus.

Ich bin mir ziemlich sicher, dass das rechts auf dem Bildschirm ein kleiner Kopf ist.

»Da ist es«, sagt Dr. Hearst und deutet mit dem Finger auf das Bild. Als sie das Gerät weiterbewegt, wird das Baby immer deutlicher. Jetzt kann ich sogar winzige Arme und Beine erkennen. Das ist so, so cool und mit Abstand das Faszinierendste, was ich je in meinem Leben gesehen habe.

»Wow«, flüstere ich, woraufhin die Ärztin mir ein Lächeln zuwirft.

Ich wage einen Blick zu Lydia. Ihre Augen sind riesig, als sie ungläubig auf den Bildschirm starrt.

»Moment«, sagt Dr. Hearst plötzlich und beugt sich ein Stück näher zum Bildschirm. Einen Augenblick lang ist wieder nur schwarz-weißes Chaos zu erkennen, dann taucht die kleine Blase wieder auf.

»Alles okay?«, fragt Lydia unsicher. Ich lege meine Hand auf ihre Schulter. Das Zögern der Ärztin macht auch mich nervös. Das Kind hat sich bewegt, das habe ich ganz genau gesehen. Sie kann uns jetzt keine Hiobsbotschaft überbringen – nicht jetzt. Lydia wird das nicht verkraften.

»Ms Beaufort, darf ich Ihnen vorstellen?« Dr. Hearst strahlt Lydia an. »Baby Nummer zwei!« Sie deutet auf einen Punkt auf dem Bildschirm. »Es versteckt sich ein bisschen neben seinem Geschwisterchen, deshalb kann man es noch nicht so gut erkennen.«

Lydia schnappt nach Luft. Fassungslos starrt sie auf den Monitor, als Dr. Hearst die zweite kleine Blase heranzoomt und das Bild vergrößert. Auch wenn ich nichts erkenne, weiß ich, dass sie die Wahrheit sagt.

Zwillinge.

Lydia erwartet nicht nur ein Kind, sondern zwei.

Ich kann mir nicht vorstellen, was gerade in ihrem Kopf vor sich geht. Ich tätschle ihre Schulter ein wenig unbeholfen und suche krampfhaft nach etwas, was ich sagen könnte – als Lydia plötzlich den Kopf in den Nacken wirft und anfängt zu lachen.

Dr. Hearst und ich wechseln einen Blick, der besagt, dass wir ihr diese Reaktion nicht verübeln können. Wahrscheinlich steht Lydia unter Schock. Nach allem, was sie in den letzten Wochen durchgemacht hat, würde es mich nicht wundern, wenn sie irgendwann durchdreht.

»Das ist der Wahnsinn«, japst sie nach einer Weile und dreht ihren Kopf in meine Richtung. »Das ist einfach ... mir fehlen die Worte.«

Dr. Hearst drückt ein paar Knöpfe auf dem Gerät und lächelt erst Lydia, dann mich an. »Es sind zweieiige Zwillinge. Sie sind gut entwickelt, alles sieht wunderbar aus. Gab es schon einmal Zwillingsschwangerschaften in Ihrer Familie, Ms Beaufort?«

Lydia nickt und schüttelt gleichzeitig den Kopf, während sie weiterhin auf das Display starrt.

»Sie ist selbst Zwilling«, springe ich leise ein und versuche, das Bild von Lydias Bruder aus meinen Gedanken zu verdrängen. James hat jetzt absolut nichts in meinem Kopf verloren.

»Sie brauchen keine Angst zu haben«, versucht Dr. Hearst Lydia zu beruhigen, doch auf mich wirkt es nicht so, als würde auch nur eines der Worte überhaupt bei ihr ankommen. »Wir werden Sie ein wenig genauer im Auge behalten, und ich empfehle Ihnen einen Zuckerbelastungstest, um einer Schwangerschaftsdiabetes vorzubeugen. Dafür vereinbaren Sie einfach vorn einen Termin ...« Sie hält noch einen kurzen Vortrag über gesunde Ernährung und kommende Untersuchungen, doch mir ist klar, dass Lydia nicht mehr zuhört.

Ich betrachte ihr blasses Gesicht. Sie braucht jetzt dringend etwas, was sie wieder ein wenig beruhigt. Und ich habe auch schon eine ungefähre Idee, womit ich das bewerkstelligen kann.



## Ruby

Von außen macht *Smith's Bakery* nicht viel her. Die Bäckerei befindet sich im Untergeschoss eines Reihenhauses, zwischen meinem Lieblings-Secondhandladen und einem italienischen Lieferdienst, der jedes Mal geschlossen hat, wenn ich vorbeigehe. Die Fassade der Bäckerei wird jedes Jahr neu lackiert, doch aufgrund der englischen Witterung blättert der Lack schon Wochen später wieder ab, und dann sieht es so aus, als wäre das Gebäude schon seit Jahren nicht mehr von außen gereinigt worden. Der kursive grüngoldene Schriftzug der Bäckerei ist direkt über dem großen Fenster befestigt, durch das man im Vorbeigehen einen Blick auf die Leckereien erhaschen kann, die jeden Tag frisch zubereitet werden. Von selbst gebackenem Weißbrot über Scones und Brötchen bis hin zu Bakewell Pudding und Pies gibt es hier alles, was das Herz begehrt.

»Immer wenn es mir schlecht geht, komme ich hierher«, sage ich zu Lydia, die den Eingang der Bäckerei skeptisch beäugt. Ich gehe vor ihr die Stufe nach oben und halte ihr anschließend die Tür auf. Schon hier strömt uns die wohlige Luft des Ofens entgegen, und der Geruch von frisch gebackenem Brot und Zimt steigt mir in die Nase.

»Das ist mein Lieblingsgeruch«, sage ich an Lydia gewandt. »Wenn es Parfum geben würde, das nach warmem Brot und Zimt riecht, würde ich den gesamten Bestand aufkaufen und so lange darin baden, bis ich nie wieder nach etwas anderem riechen würde.«

Lydias Mundwinkel zucken minimal. Immerhin eine kleine Regung – die erste, seit wir die Praxis von Dr. Hearst verlassen haben.

Phil, der Kollege meiner Mum, bedient gerade einen Kunden, als wir zur Theke treten. An der Wand hinter ihm sind eine Reihe von Holzregalen angebracht, auf denen sich Brotlaibe und Baguettes stapeln. Auf dem Verkaufstresen stehen zwei kleine Körbe, in denen

sich mit Butter bestrichene Brotstückchen befinden, die man als Kunde kosten kann. Im Vorbeigehen nehme ich zwei heraus, und während ich mir eines in den Mund schiebe, reiche ich Lydia das andere.

»Probier mal«, sage ich mit vollem Mund. »Das Brot ist wirklich lecker.«

Lydia folgt meiner Aufforderung zögerlich.

Die Bäckerei ist klein und beengt. Eigentlich ist der Raum nicht dafür ausgelegt, es sich hier mit einem Kaffee bequem zu machen, doch zwei Tische mit Sitzgelegenheiten gibt es trotzdem. Einer neben der Tür zur Küche, wo der Teig zubereitet wird, und einer, der so nahe am Verkaufstresen steht, dass die Kunden unweigerlich dagegenrennen, wenn es ein bisschen voller wird.

Ich deute auf die kleine Sitzbank und den ramponierten Holztisch im hinteren Teil des Raums. Während Lydia auf die Bank rutscht, sieht sie sich in der Bäckerei um. Sie scheint nicht so recht zu wissen, was sie von dem Laden halten soll. Ihr beinahe skeptischer Blick erinnert mich an ihre Mutter und die Art, wie diese mich begutachtet hat, als wir uns zum ersten Mal gegenüberstanden.

Ich schüttele mir die Erinnerung aus dem Kopf. »Weißt du schon, was du möchtest?«, frage ich.

Lydia blickt an mir vorbei und betrachtet die verschiedenen Kuchen mit schräg gelegtem Kopf. »Was kannst du denn empfehlen?«

»Mein Favorit ist der Bakewell Pudding.«

»Dann nehme ich den.«

Ich nicke lächelnd und gehe nach vorn zum Tresen, gerade als Mum aus der Küche kommt. Sie strahlt, als sie mich sieht, und wischt sich die Hände an ihrer Schürze ab, die sie über dem gestreiften Hemd mit dem Schriftzug der Bäckerei trägt.

»Hi, Mum, ich bin mit Lydia hier«, sage ich schnell und deute mit dem Daumen über die Schulter auf unseren Tisch. »Sie hatte einen harten Tag, und ich dachte, Bakewell Pudding und eine heiße Schokolade würden sie bestimmt aufheitern«, wispere ich in der Hoffnung, dass Lydia mich nicht hört.

»Es gibt nichts, bei dem Bakewell Pudding und eine heiße Schokolade nicht helfen«, antwortet Mum und wirft mir einen

verschwörerischen Blick zu.

»Danke, Mum.«

Ich gehe wieder zurück zu Lydia und setze mich auf den wackeligen Stuhl ihr gegenüber. Sie hat das Kinn auf der Hand abgestützt. »Wie lange arbeitet deine Mum hier schon?«

»Seit ich denken kann. Sie hat direkt nach der Schule angefangen.«

Sie lächelt leicht. »Das muss als Kind bestimmt cool gewesen sein.«

»Es gab ständig Kekse«, sage ich mit wackelnden Brauen.

Lydias Lächeln wird noch ein bisschen breiter.

»Weißt du schon, was du später mal machen möchtest?«, frage ich nach einer Weile.

Jetzt verfinstert sich ihr Blick. »Was wohl?«

»Lydia, nur weil du ein Baby bekommst, heißt das nicht, dass deine gesamte Zukunft im Arsch ist.«

Sie senkt die Augen und fährt mit dem Finger über die Macken in der Tischplatte. »Babys«, murmelt sie nach einer langen Weile.

»Was?«, frage ich verwirrt.

»Meine Zukunft ist nicht im Arsch, nur weil ich *Babys* bekomme. Mehrzahl.« Das Lächeln ist wieder da, schmaler zwar, aber ich kann trotzdem nicht anders, als es zu erwidern.

Ich weiß nicht, was als Nächstes passiert, aber plötzlich fangen wir beide an zu lachen, erst zögerlich, dann lauter. Lydia schlägt sich eine Hand vor den Mund, als könnte sie selbst gar nicht richtig glauben, was sie gerade tut. Das wiederum lässt ihr Lachen zu einem halb erstickten Prusten mutieren, und wir müssen noch heftiger lachen.

Genau in dem Moment kommt meine Mum mit einem Tablett zu uns und stellt erst die dampfenden Becher und dann die beiden Kuchenteller vor uns ab. »Was ist so lustig?«, fragt sie.

Lydia presst die Lippen aufeinander und schließt die Augen, bis sie sich wieder unter Kontrolle hat. Danach sieht sie Mum an und sagt mit vollkommen ruhiger Stimme: »Ruby und ich lachen nur über die Merkwürdigkeiten des Lebens, Mrs Bell.« Sie beugt sich vor und hält ihre Nase über den dampfenden Becher. »Das riecht übrigens herrlich.«

Mum blinzelt perplex. Dann hebt sie die Hand und streicht über Lydias Arm. Sie weiß, dass Lydia vor Kurzem ihre Mutter verloren hat, und so wie ich sie kenne, würde sie gern mehr für sie tun, als ihr heiße Schokolade und Kuchen zu bringen. »Lass es dir schmecken.«

Lydia sieht meiner Mum hinterher, als diese zurück zum Tresen geht, um den nächsten Kunden zu bedienen. Anschließend seufzt sie leise, zieht den Becher mit der heißen Schokolade näher zu sich und legt beide Hände darum.

»Ich wollte früher immer Designerin bei *Beaufort* werden«, antwortet sie doch noch auf meine Frage.

»Das kannst du ...«, *immer noch*, will ich sagen, aber ein Blick von Lydia reicht, um mich zum Verstummen zu bringen.

Sie nimmt den Löffel und rührt ein paar Sekunden lang in der heißen Schokolade herum. »Früher hätte ich mir nichts Schöneres vorstellen können, als meine Kreativität bei *Beaufort* einzubringen, aber Mum und Dad waren der Ansicht, dass meine Ideen zu modern und nicht traditionsbewusst genug sind«, fährt sie schließlich fort. »Ich bin ständig mit ihnen aneinandergeraten, weil ich gerne eine größere Rolle spielen wollte, als sie für mich geplant hatten. Im Gegensatz zu James würde ich das Unternehmen wirklich gern übernehmen. Aber für sie gab es immer nur ihn. Das stand schon seit unserer Geburt fest. Ganz gleich, was wir beide wollen.« Sie nimmt den Löffel aus dem Becher und steckt ihn in den Mund. Dann seufzt sie genüsslich.

»Ich hasse es, dass ihr diesem Druck ausgeliefert wart. Und immer noch seid. Ich stelle mir das so schwierig vor«, murmle ich und widme mich meiner eigenen Schokolade. Die Wärme tut unglaublich gut, und meine kalten Finger tauen nach und nach wieder auf.

Lydia sieht so traurig und hoffnungslos aus, dass ich sie am liebsten in den Arm nehmen würde. »Wenn man unsere Familie von außen betrachtet, hat es den Anschein, als ob Mum und Dad uns über alles lieben und immer nur das Beste für uns wollen. Wollten. Wie auch immer.« Sie räuspert sich. »Ich kann mich nicht beschweren, so aufgewachsen zu sein. Das steht mir nicht zu. Ich weiß nicht, wie viel James dir erzählt hat, aber ... es gibt einige

Dinge, die einfach schiefgelaufen sind und die nicht wieder rückgängig gemacht werden können.«

Unweigerlich frage ich mich, ob sie ihren Vater meint. Und ob er nur bei James handgreiflich wird, sobald ihm etwas nicht passt, oder auch gegenüber Lydia. Wenn Letzteres der Fall sein sollte, mache ich mir noch größere Sorgen um sie.

»Er hat mir nur ein paar Dinge erzählt«, sage ich ausweichend.

Obwohl ich weiß, dass Lydia ihn besser kennt als alle anderen Menschen auf dieser Welt, kann ich das, was er mir anvertraut hat, nicht aussprechen. Selbst nach allem, was passiert ist, kann ich ihn nicht auf diese Weise hintergehen.

»Es geht ihm übrigens besser. Er hat seit der Beerdigung nichts mehr getrunken. Stattdessen trainiert er jetzt wie ein Besessener.«

Ich erinnere mich an den leeren Blick in seinen Augen. An James' Tränen. An die Art, wie er sich an mich geklammert hat. An die Blutergüsse und Schürfwunden an seiner Hand.

»Und die Sache zwischen ihm und deinem Dad?«, frage ich vorsichtig.

»Du weißt von der Schlägerei?«

Ich nicke.

»Dad tut, als wäre nichts geschehen. Er ist so gut wie nie zu Hause, und wenn er da ist, dann bestellt er James in sein Büro, um ihn auf die Treffen mit dem *Beaufort*-Vorstand vorzubereiten.«

Einerseits bin ich froh, dass das Verhältnis zwischen James und seinem Vater nicht weiter eskaliert ist, andererseits weiß ich auch, wie James dem Unternehmen gegenüber empfindet und was für eine Last die Arbeit bei *Beaufort* für ihn darstellen muss. Dass das Ganze jetzt früher losgeht, als er angenommen hat, tut mir leid für ihn.

»Vielleicht könnt ihr darüber hinwegkommen, Ruby.«

Ich blicke in Lydias türkisblaue Augen. Die Augen, die exakt wie die von James aussehen.

Müde schüttle ich den Kopf. »Das glaube ich nicht. Ehrlich gesagt möchte ich das auch überhaupt nicht.«

Es ist das erste Mal, dass ich das ausspreche. Aber es ist die Wahrheit. Ich glaube nicht, dass man das, was James und ich durchgemacht haben, irgendwann abhaken kann. Und ich will es

auch überhaupt nicht. Vor allem nicht, wenn ich an all das denke, was in Zukunft auf mich zukommen wird. Es scheint, als läge ein Schatten über all meinen Träumen, und das nur, weil ich sie James anvertraut habe und danach so von ihm verletzt worden bin.

»Du könntest es versuchen«, schlägt Lydia sanft vor, aber wieder schüttle ich den Kopf.

»Ich verstehe, dass ihn die Nachricht vom Tod eurer Mum aus der Bahn geworfen hat, aber ...« Hilflös hebe ich die Schultern hoch. »Es ändert nichts. Ich hasse ihn für das, was er getan hat.«

»Trotzdem warst du da, als er dich gebraucht hat. Das bedeutet doch etwas, oder nicht?«

Ich rühre in der Schokolade herum und hole tief Luft. »Mir liegt noch etwas an ihm, ja. Aber gleichzeitig war ich noch nie so wütend auf jemanden. Und ich glaube nicht, dass diese Wut einfach verfliegen wird.«

Wir schweigen. Das Piepen des Ofens kommt mir viel lauter vor als noch wenige Minuten zuvor, ebenso wie die kleine Glocke an der Tür, die das Kommen und Gehen von Kunden ankündigt.

»Hätte ich lieber allein zum Arzt fahren sollen?«, fragt Lydia unvermittelt.

Ruckartig hebe ich den Kopf. »Nein!«

Auf Lydias Wangen zeichnet sich eine Röte ab, und mit einem Mal wirkt sie beinahe schüchtern. Ich frage mich, was gerade in ihrem Kopf vor sich geht. »Hätte ich gewusst, wie es dir dabei geht, wäre ich nicht auf dein Angebot zurückgekommen. Ich ...«

»Lydia«, unterbreche ich sie mit weicher Stimme und greife über den Tisch nach ihrer Hand. Ihre Augen weiten sich, und sie starrt auf unsere verschlungenen Finger. »Was ich zu dir gesagt habe, war mein Ernst. Ich möchte für dich da sein. Unsere Freundschaft hat nichts mit James zu tun. Klar?«

Sie sieht mich wieder an, und ich meine, einen verdächtigen Glanz in ihren Augen zu erkennen. Sie erwidert nichts auf meine Worte, aber sie drückt meine Hand kurz. Und das ist mehr als genug.

## 8

James

Die rauen Gitarrenklänge von Rage Against The Machine dröhnen seit über einer Stunde in meinen Ohren, und es fühlt sich an, als stünde mein ganzer Körper in Flammen. Trotzdem ist es nicht genug.

Ich stehe vor der Kraftstation und umklammere die kurze Stange, die oben mit Karabinern befestigt ist. Ich halte die Ellenbogen eng am Körper und führe meine Unterarme hoch, anschließend strecke ich sie nach unten, immer und immer wieder. Schweiß tropft von meiner Stirn auf mein T-Shirt, und meine Armmuskeln zittern, aber das ist mir egal. Ich mache einfach weiter. Irgendwann wird der Punkt kommen, an dem ich so fertig bin, dass in meinem Kopf nur noch ein lautes, bedeutungsloses Rauschen ist und die Gedanken an *Beaufort*, meine Mum oder Ruby verstummt sind. Nachdem ich die Einheit für Arme durchgezogen habe, setze ich mich auf das Polster der Kraftstation. Ich greife nach dem Gestänge und drücke es langsam nach vorne. Als ich es in langsamer Geschwindigkeit zurücklasse, macht sich ein Ziehen in meinen Brustmuskeln bemerkbar.

Ich realisiere erst, dass die Tür zum Fitnessraum aufgegangen ist, als Lydia sich mit verschränkten Armen vor mir aufbaut. Meine Schwester starrt mich von oben herab an und sagt etwas, doch bei dem Krach in meinen Ohren kann ich sie nicht hören. Unbeirrt mache ich die Übung weiter. Lydia beugt sich zu mir herunter, sodass ich keine andere Wahl habe, als sie anzusehen. Langsam formen ihre Lippen ein weiteres Wort – und das muss ich nicht hören, um es zu verstehen.

*Idiot.*

Ich frage mich, was ich jetzt schon wieder verbochen habe. Seit der Beerdigung habe ich das Haus so gut wie nie verlassen und auch keinen Tropfen Alkohol mehr angerührt. Vor allem in

Momenten, in denen ich die dunklen Gedanken nicht aufhalten konnte, ist mir das schwergefallen. Doch ich habe durchgehalten, auch wegen Lydia, deren bebender Körper bei Mums Beerdigung mich daran erinnert hat, dass es meine Aufgabe als Bruder ist, für sie da zu sein. Warum sie im Moment mit geröteten Wangen vor mir steht und energisch auf mich einredet, kann ich mir also nicht erklären. Wobei ich zugeben muss, dass ihr Mund-Auf-Mund-Zu zusammen mit der dröhnenden Musik in meinen Ohren eigentlich ein recht amüsanter Bild abgibt. Es sieht beinahe aus, als würde sie lipsyncen.

Plötzlich macht Lydia einen Schritt nach vorn und zieht mir einen Ohrstöpsel aus dem Ohr. »James!«

»Was ist los?«, frage ich sie und nehme auch den zweiten Stöpsel raus. Die plötzliche Ruhe kommt mir bedrohlich vor. In letzter Zeit brauche ich immer Geräusche um mich herum, weil ich sonst nachzudenken beginne.

»Ich wollte mit dir über Ruby sprechen.«

Ich nehme die Hände von den Stangen und greife nach meinem Handtuch. Damit wische ich mir über das Gesicht und anschließend über den Nacken, wo sich der Schweiß gesammelt hat. Ich vermeide es, Lydia anzusehen.

»Ich weiß nicht, was du ...«

»Komm schon, James.«

Es fühlt sich an, als würde ich eine zu eng gebundene Krawatte tragen, die sich um meinen Hals zusammenzieht. Ich räuspere mich. »Ich habe keine Lust, darüber zu sprechen.«

Lydia sieht mich kopfschüttelnd an. Ihre Mundwinkel sind nach unten verzogen, und sie hat die Arme vor der Brust verschränkt. In dieser Sekunde erinnert sie mich so sehr an Mum, dass ich kurz den Blick abwenden muss. Ich sehe auf das Handtuch und wische die Hände daran ab, obwohl sie längst trocken sind.

»Ich würde dir so gern helfen. Euch.«

Darüber kann ich nur bitter lachen. »Es gibt kein *uns*, Lydia. Und das gab es auch nie. Ich habe es vermasselt.«

»Wenn du ihr erklärst –«, beginnt Lydia von Neuem, aber ich unterbreche sie.



»Sie möchte meine Erklärung nicht hören. Und das kann ich ihr auch überhaupt nicht verübeln.«

Lydia seufzt. »Ich glaube trotzdem, dass ihr noch eine Chance habt. Ich wünschte mir, du würdest sie ergreifen, anstatt dich hier zu verschanzen und dich selbst zu bemitleiden.«

Ich erinnere mich an Rubys Nachricht:

*Ich kann nicht.*

Natürlich kann sie nicht. Ich habe ein anderes Mädchen geküsst, und das ist unverzeihlich. Ich habe Ruby für immer verloren. Und dass Lydia jetzt hier ankommt und mich vom Gegenteil überzeugen will, macht mich fertig. Ich wollte abschalten und mich ablenken, doch das ist jetzt nicht mehr möglich. Langsam, aber sicher kehrt die Wut in meinen Körper zurück. Wut auf Mums Tod, Wut auf meinen Vater, Wut auf mich selbst – und die ganze Welt.

»Was schert es dich?«, frage ich. Meine Finger krampfen sich in den Frotteestoff des Handtuchs.

»Ihr seid mir wichtig. Ich möchte euch nicht leiden sehen, verdammt. Ist das so schwer vorstellbar?«

»Ruby will mich nicht zurück, und ich werde mich ihr ganz bestimmt nicht aufdrängen. Das solltest du übrigens auch nicht.« Ich stehe auf und will zu den beiden Laufbändern gehen, die vor einem großen Panoramafenster aufgestellt sind, durch das man Ausblick auf den hinteren Teil unseres Anwesens hat. Doch ich komme nicht weit – Lydia zerrt mich am Ellbogen zurück. Ich fahre herum und finkle sie wuterfüllt an.

»Guck mich nicht so an. Es wird Zeit, dass du endlich wieder du selbst wirst«, faucht sie. Dann sticht sie mir mit einem Finger fest in den Brustkorb. »Du kannst nicht alles und jeden von dir stoßen.«

»Ich stoße dich nicht von mir«, bringe ich zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor.

»James ...«

Ich versuche, die Maske aus Unnahbarkeit heraufzubeschwören, die in der Schule und bei öffentlichen Terminen mit meiner Familie immer mein zweites Gesicht war. Doch das ist Lydia, die vor mir steht. Vor ihr musste ich noch nie etwas verbergen, und deshalb will es mir einfach nicht gelingen. Frustriert werfe ich das Handtuch zur Seite.

»Was willst du von mir hören, Lydia?«, frage ich kraftlos.

»Dass wir das gemeinsam durchstehen werden. Du und ich. So wie immer.« Sie schluckt und berührt mich leicht am Arm. »Aber wenn du nicht ehrlich mit mir sprechen kannst und dich so zurückziehst, funktioniert das nicht.«

Ich schnaube verächtlich. »Du tust so, als würdest du mit mir über alles reden. Als wärst *du* der offene Mensch von uns beiden. Ich musste immer alles aus dir rausquetschen. Von deiner Affäre mit Sutton habe ich auch nur erfahren, weil du erwischt wurdest.« Ich stoße ihre Hand weg und sehe ihr kalt in die Augen. »Nur weil Mum tot ist, heißt das nicht, dass wir uns jetzt miteinander gegen den Rest der Welt verschwören müssen. Mach uns nicht zu etwas, was wir nie waren, Lydia.«

Sie zuckt zusammen und taumelt einen Schritt zurück. Ohne sie noch eines weiteren Blickes zu würdigen, drehe ich mich um und stopfe mir im Gehen die Ohrstöpsel zurück in die Ohren. Falls meine Schwester noch etwas sagen sollte, höre ich es nicht. Das laute Gitarrenriff übertönt die hässliche Wirklichkeit meiner Welt.

## Ruby

Die Erinnerung an James ist selbst nach wochenlanger Funkstille noch so präsent, dass ich das Gefühl habe, als wäre alles erst gestern geschehen. Ich schlafe schlecht. Ich lösche seine Bilder von meinem Laptop, nur um sie einen Tag später wieder abzuspeichern und wie eine Psychopathin mit dem Finger über James' lächelnden Mund zu fahren. Gleichzeitig komme ich mir wie eine Lügnerin vor, weil ich zu Lydia gesagt habe, dass ich ihn nicht zurückwill, mein Körper da aber eindeutig anderer Meinung ist.

Ich vermisse James.

Es ist absurd.

Absurd und wahnsinnig.

Und ich könnte mich dafür ohrfeigen. Er hat mir das Herz gebrochen, verdammt. Jemanden, der so etwas tut, sollte ich definitiv nicht vermissen.

Weihnachten kommt und geht, und zum ersten Mal in meinem Leben kann ich die Feiertage überhaupt nicht genießen. Die Filme, die wir schauen, erscheinen mir farblos, und die Lieder, die wir hören, klingen alle gleich. Obwohl ich weiß, dass Mum und Dad sich beim Kochen ins Zeug gelegt haben, schmeckt das Essen fad. Und zu allem Überfluss fragen mich meine Verwandten ununterbrochen, warum ich so niedergeschlagen bin und ob es etwas mit dem Jungen zu tun hat, der mir an meinem Geburtstag diese hübsche Tasche geschenkt hat. Irgendwann halte ich es nicht mehr aus und verkrieche mich allein in meinem Zimmer.

Als Silvester vor der Tür steht, beschließe ich, dass ich keine Minute länger so weitermachen kann. Ich habe es satt, mich so zu fühlen. Ich war immer ein positiver Mensch, der sich auf Neuanfänge gefreut hat. Ich weigere mich, mir diese Einstellung von James nehmen zu lassen.

Also springe ich kurzerhand unter die Dusche, ziehe mir eines meiner liebsten Outfits an – einen engen karierten Rock und eine locker sitzende, cremefarbene Bluse –, schnappe mir mein neues Bullet Journal und gehe nach unten, fest entschlossen, Ember und meinen Eltern meine Vorsätze fürs neue Jahr zu verkünden.

Doch als ich das Wohnzimmer betrete, erstarre ich.

»Was macht ihr denn hier?«, frage ich überrascht.

Ember fährt erschrocken zu mir herum, ebenso wie Lin, die gerade dabei war, bunte Schirmchen in Gläsern zu verteilen. Auch Lydia hält abrupt in ihrer Bewegung inne – die Luftschlange in ihrer Hand macht sich allerdings selbstständig und rollt von allein ab. Schweigend beobachten wir, wie sie in einem traurigen kleinen Haufen auf dem Boden landet.

Dann baut Ember sich vor mir auf. »Wieso kommst du ausgerechnet heute aus deinem Schneckenhaus?«, fragt sie aufgebracht. »Man kann die Uhr danach stellen, wann du dein Zimmer verlässt – und genau jetzt, wo ich einen Überraschungsmädelsabend für dich plane, kommst du früher runter. Das ist einfach ... Mann, Ruby!«

Ich sehe zwischen den drei hin und her. Dann breitet sich ein langsames Lächeln auf meinen Lippen aus.

»Wir feiern Silvester zusammen?«, frage ich vorsichtig.

Lin erwidert mein Lächeln. »Das war der Plan.«

Als die Erkenntnis wirklich zu mir durchsickert, nehme ich Ember fest in den Arm. »Danke«, murmle ich an ihrer Schulter. »Ich glaube, das ist genau das, was ich jetzt brauche.« Und dass Ember das wusste, zeigt mir wieder einmal, dass sie mich besser kennt als jeder andere Mensch auf der Welt.

»Ich dachte, vielleicht kann ich dich hiermit ein bisschen glücklich machen«, flüstert meine Schwester und streicht über meinen Rücken.

Ich nicke. Zum ersten Mal, seit das mit James alles passiert ist, fühle ich aufrichtige Freude. »Danke«, sage ich auch zu Lin und Lydia und drücke sie nacheinander fest an mich. »Ich freue mich so.«

Danach helfe ich dabei, die restlichen Luftschlangen auszubreiten und roségoldenes Konfetti zu verstreuen. Ember

schließt die beiden uralten Boxen, die wir mal auf einem Flohmarkt gekauft haben, an ihren Laptop an, und während sie nebenbei eine geeignete Playlist heraussucht, teilt sie mir mit, wie der Plan für den Abend aussieht. Sie hat sich offensichtlich viele Gedanken gemacht und alles bis ins kleinste Detail geplant, wofür ich ihr am liebsten ein zweites Mal um den Hals fallen würde. Doch ich halte mich zurück und höre ihr stattdessen von der Couch aus zu.

»Ich habe mir gedacht, dass wir zuerst unsere schönsten Momente aus dem letzten Jahr aufschreiben und miteinander teilen. Danach schauen wir uns einen Film an – welchen entscheiden wir gleich – und verdrücken diesen Berg Popcorn.« Sie deutet auf eine riesige Schüssel, die auf dem Wohnzimmertisch steht. Dad benutzt sie normalerweise, um Schichtsalat zu machen, den er immer mit zu großen Familientreffen bringt. Jetzt ist sie bis oben hin mit Popcorn gefüllt, dessen buttrig süßer Duft das gesamte Wohnzimmer erfüllt. Mir läuft das Wasser im Mund zusammen.

»Anschließend essen wir den Hauptgang«, fährt Ember fort. »Dad hat Quiche für uns alle gemacht. Danach gibt es noch Nachtisch, und schon sind wir bei – wie ich vermute – Rubys Lieblingsteil.«

Lin hält eine halb durchsichtige Tüte hoch, in der ich kleine Bücher und einige Stifte erkennen kann.

Ich tue nicht mal so, als müsste ich überlegen. »Wir schreiben unsere Vorsätze für 2018 auf!«

Ember nickt lachend. »Sobald es Mitternacht ist, werden wir vermutlich entweder im Essenskoma liegen oder eine Tanzparty veranstalten.«

»Eines von beiden mit Sicherheit«, sagt Lydia und nimmt sich eine Handvoll Popcorn. Sie schnipst sich einen ersten kleinen Ball in den Mund, und ein leichtes Lächeln tritt auf ihre Lippen. »Das klingt doch nach einem schönen Plan, oder, Ruby?«

»Schöner Plan? Das ist das Beste, was ich seit Langem gehört habe. Danke, Leute.«

Danach machen wir es uns um den Wohnzimmertisch herum auf dem Boden gemütlich. Lin hat ein paar große Bögen Papier mitgebracht, die wir sonst im Veranstaltungskomitee für unsere Brainstormings benutzen und die sie heimlich aus der Schule

geschmuggelt hat. Während im Hintergrund eine Keaton-Henson-Playlist läuft, breiten wir sie vor uns aus.

»Okay«, macht Ember den Anfang. »Eines meiner größten Highlights dieses Jahr war die Arbeit an meinem Blog und dass so viele neue Leute dazugekommen sind.« Sie notiert das Ganze auf ihrem Zettel.

»Einer meiner Höhepunkte war, dass die Galerie meiner Mum endlich grüne Zahlen schreibt. Es geht uns momentan richtig gut, und ich hoffe, das wird nächstes Jahr so bleiben«, sagt Lin, wobei sie nicht uns, sondern den Stift in ihrer Hand fixiert. Ich bin überrascht, dass sie etwas so Privates mit uns teilt.

Sie und Lydia kennen sich nicht besonders gut, und ich könnte verstehen, wenn ihnen diese Situation unangenehm ist. Allerdings scheint das bei keiner der beiden der Fall zu sein, was mich sehr freut.

»Ich war schon mal in eurer Galerie«, sagt Lydia plötzlich.  
»Zusammen mit meiner Mum.«

Lin sieht überrascht auf. »Wirklich?«

Lydia nickt. »Sie ist richtig schön und total stilvoll. Ich drücke euch die Daumen, dass es nächstes Jahr noch besser läuft. Ich weiß, wie schwer das sein kann, gerade wenn man bei null anfangen muss.«

Die beiden tauschen ein Lächeln, bevor Lydia sich räuspert. »Ich habe im Januar mit meiner Mum einen Kurztrip in die Alpen gemacht. Wir waren in einem Wellnesshotel und haben es uns richtig gut gehen lassen – nur wir beide. Das hatten wir seit Ewigkeiten nicht gemacht. Ich glaube, das ist meine schönste Erinnerung aus diesem Jahr.«

»Das klingt wirklich schön«, sage ich leise und lege meine Hand kurz auf ihr Knie. Ich weiß nicht, was ich sonst sagen soll, möchte ihr aber zeigen, wie sehr ich ihre Offenheit zu schätzen weiß.

»Und bei dir, Ruby?«, fragt Lin.

Einen Augenblick lang ist mein Kopf wie leer gefegt, und ich habe keine Ahnung, was ich auf meinen Zettel schreiben könnte. Aber dann lasse ich das Jahr Monat für Monat Revue passieren und stelle fest, wie schön es insgesamt doch war. Obwohl ich seit der

Sache mit James traurig gewesen bin, ist allein seit September unheimlich viel passiert, wofür ich dankbar sein kann.

Ich bin Leiterin des Veranstaltungsteams geworden, habe tolle Noten in der Schule bekommen und wurde nach Oxford eingeladen. Ich habe Lin besser kennengelernt, bin enger mit Ember zusammengewachsen und habe sogar eine neue Freundin dazugewonnen. Und zum ersten Mal in meinem Leben habe ich mich verliebt.

Ganz gleich, wie schlimm das mit James und mir geendet hat ... wenn ich an unsere Gespräche denke, an die Telefonate und unsere gemeinsamen Erinnerungen – dann bereue ich nichts. Im Gegenteil, auch diese Erfahrung zählt zu den Höhepunkten meines Jahres. Selbst wenn jetzt alles vorbei ist.

Ich schlucke schwer und starre auf das weiße Papier, das vor mir auf dem Tisch liegt.

»Ich weiß gar nicht, wo ich anfangen soll. Ich glaube, der Ausflug nach Oxford war am schönsten. Ich habe so lange davon geträumt, einmal mit meiner Familie dort spazieren zu gehen. Und dann dort zu sein ... Daran werde ich mich für immer erinnern«, sage ich heiser und zwingen mich dann zu einem Lächeln.

»Es sah aus wie im Märchen dort«, fügt Ember hinzu.

Ich nicke, zeichne eine kleine Blase und notiere *Ausflug Oxford* darin.

Danach scheint das Eis gebrochen zu sein. Wir erzählen uns selbst die kleinsten und merkwürdigsten Ereignisse, die wir von diesem Jahr in Erinnerung haben. Beispielsweise hat Lin in einem Supermarkt einen Blumenstrauß gewonnen, weil sie die tausendste Kundin war, oder Lydia von einer alten Dame ein Pfund zugesteckt bekommen, damit sie sich etwas Süßes kaufen kann.

Irgendwann ist die Stimmung nicht mehr so gedrückt wie zu Beginn. Im Gegenteil, wir lachen miteinander, und es kommt mir so vor, als würden wir vier in dieser Konstellation schon ewig Zeit miteinander verbringen. Gegen acht Uhr verabschieden sich Dad und Mum von uns, um zu ihren Freunden zu fahren. Ich kann sehen, wie erleichtert sie darüber sind, dass ich mich für diesen Abend aus meinem Zimmer gewagt habe und ihn gemeinsam mit meinen Freundinnen verbringe.

Anschließend schauen wir uns *How to Be Single* an. Ember hatte sich den Film zu Weihnachten gewünscht, weil sie Rebel Wilson so toll findet, und als zwei Stunden später der Abspann zu laufen beginnt, verstehe ich auch, warum. Selbst Lydia musste an einigen Stellen laut lachen – auch wenn sie jedes Mal aussah, als könnte sie selbst kaum glauben, dieses Geräusch von sich gegeben zu haben.

Noch während des Abspanns machen wir uns über Dads Quiche her.

»Du hast es gut, Ruby.« Lin hält eine mit Quiche beladene Gabel vor ihr Gesicht und betrachtet sie eingehend. »Deine Mum arbeitet in einer Bäckerei, und dein Vater ist Koch. Wäre ich du, wäre ich einfach nur im siebten Himmel. Ich vermisse unsere Köchin.«

»Ihr hattet mal eine Köchin?«, fragt Ember mit großen Augen.

»Ja«, sagt Lin und zuckt mit den Schultern, als wäre das eine Selbstverständlichkeit. »Aber dann hat sich bei uns ja alles verändert, und ich musste erst mal die ganzen Basics lernen. Mums Kochkünste waren auch ein bisschen eingerostet, trotzdem hat sie mir viele tolle chinesische Rezepte beigebracht, die sie noch von ihrer Oma kannte. Inzwischen macht uns das gemeinsame Kochen richtig Spaß.«

Ich nehme einen Bissen von der Quiche und lasse sie mir auf der Zunge zergehen.

»Das Einzige, was ich machen kann, ist Rührei«, sagt Lydia nachdenklich. »Das muss eine wahnsinnige Umstellung für euch gewesen sein.«

Einen kurzen Moment lang wirkt Lin überrascht über Lydias Worte, dann lächelt sie leicht. »Ich habe gelernt, nicht mehr zurückzublicken, sondern nur nach vorn.« Sie legt die Gabel auf den leeren Teller und pickt die letzten Krümel auf ihrem Teller mit den Fingern auf. Dann nimmt sie sich eine der Tüten und hebt sie hoch. »Das sollten wir jetzt übrigens auch machen. Es ist schon fast zehn.«

»Oh, wie hübsch«, sage ich, als Lin die kleinen Bücher an uns verteilt. Sie sind schlicht und haben einen schwarzen Umschlag mit feinen goldfarbenen Akzenten, gepunktete cremeweiße Seiten und zwei Lesebändchen – genau, wie ich es am liebsten mag.



»Das wird mein erstes Bullet Journal«, sagt Lydia und sieht erst ihr Buch und dann uns etwas ratlos an. »Was muss ich tun?«

Ember stapelt unsere leeren Teller aufeinander und schiebt sie zur Seite, dann stellt sie ihren Laptop in die Mitte des Wohnzimmertischs, sodass wir alle auf den Bildschirm sehen können. »Es ist eigentlich ganz einfach«, sagt sie. »Wir schreiben jedes Jahr an Silvester unsere Vorsätze auf.« Sie klappt ihr Buch auf und deutet auf die erste Seite. »Und dafür müssen wir als Erstes die Überschrift gestalten.«

Gemeinsam suchen wir im Internet nach Schriften, die uns gefallen, und versuchen, sie nachzuzeichnen oder uns daran zu orientieren. Wir arbeiten größtenteils schweigend, die einzigen Geräusche sind die unserer Stifte auf dem Papier und die leise Musik im Hintergrund.

Doch während ich mich den letzten Details an meiner Überschrift widme und die Zahl des kommenden Jahres mit einem hellen Grau umrande, wird mir plötzlich wieder schwer ums Herz. Nächstes Jahr um diese Zeit wird alles anders sein:

Schon in sieben Monaten werde ich – hoffentlich – meinen Abschluss vom Maxton Hall College in der Tasche haben. Und danach werde ich – hoffentlich – in Oxford studieren. Ich werde neue Dozenten haben und neue Kommilitonen. Ein Wohnheimzimmer in einer neuen Umgebung und neue Freunde.

Ein neues, aufregendes Leben.

Ein Leben ohne James Beaufort.

Der Gedanke kommt plötzlich und schmerzt mehr, als ich es für möglich gehalten hätte, aber ich versuche, ihn beiseitezuschieben. Ich schnappe mir einen Stift und fange an zu schreiben:

Vorsätze:

- Den Schulabschluss schaffen
- Oxford
- Engen Kontakt zu Mum, Dad und Ember halten
- Mindestens eine neue Freundin/einen neuen Freund finden
- Nicht mehr so viel darüber grübeln, was andere möglicherweise von mir denken

Doch während ich einen Punkt nach dem anderen notiere, merke ich, dass es sich nicht richtig anfühlt. Diese Liste ist nicht ehrlich genug, und wenn ich in mich hineinhöre, weiß ich auch, warum.

Im vergangenen Jahr habe ich mich zum ersten Mal verliebt – und mir wurde auf mieseste Weise das Herz gebrochen. Diese Sache lässt sich nicht einfach so wegwischen. Ich werde noch eine ganze Weile brauchen, bis ich das verarbeitet habe. Denn Liebeskummer verschwindet nicht, nur weil man ein neues Jahr eingeläutet hat.

Bisher wollte ich James nicht sehen. Ich hatte die Hoffnung, ihn irgendwann einfach vergessen zu können. Doch jetzt merke ich, dass ich meine Vorsätze nicht aufschreiben kann, solange diese Sache zwischen uns noch ungeklärt ist. Es gibt viel zu viel, was ich ihm sagen möchte. Und ich glaube, solange ich das nicht getan habe, werde ich nicht ins neue Jahr starten können. Ich werde nicht neu anfangen können, wenn James weiterhin einen so großen Platz in meinen Gedanken, meinen Gefühlen und in meinem Leben einnimmt.

»Ruby?« Lins Stimme dringt wie aus weiter Ferne an mein Ohr. Ich sehe sie an und treffe einen Entschluss.

Doch bevor ich diesen umsetze, werde ich mit meinen Freundinnen ins neue Jahr feiern.

## James

Silvester ist bei uns normalerweise legendär. In den vergangenen Jahren haben wir uns entweder eine Villa an einem See gemietet oder Partys in London gefeiert, die schon Monate im Voraus ausgebucht waren. Wir haben bis in die Morgenstunden getrunken und alles um uns herum vergessen.

Dieses Jahr verbringe ich Silvester allein zu Hause.

Wo mein Dad ist? Keine Ahnung. Unsere Angestellten haben heute Abend frei, und Lydia ist bei einer Freundin. Bei wem, hat sie mir nicht verraten. Seit unserem Streit vor ein paar Tagen ignoriert sie mich und spricht nur mit mir, wenn es sein muss.

Wren hat mehrmals versucht, mich zu überreden, auch dieses Jahr mit ihm und den Jungs wegzufahren, aber ich konnte mich dazu

nicht aufraffen. Allein wenn ich mir vorstelle, jetzt bei ohrenbetäubender Musik und Champagner in einem Londoner Club zu sitzen, stellen sich mir die Nackenhaare auf. Ich kann nicht mehr so weitermachen wie bisher. Nicht, nachdem mein Leben sich im letzten Vierteljahr um einhundertachtzig Grad gedreht hat. Nicht, wenn es in mir drin vollkommen anders aussieht als früher.

Ich verbringe den Abend damit, mir Dokumentationen über wilde Tiere in der Savanne Kenias auf meinem Laptop anzuschauen und Pommes und Kebab aus Pappschachteln vom Lieferservice zu essen. Manchmal gelingt es mir, mich fünf Minuten am Stück abzulenken. Doch die allermeiste Zeit denke ich an Ruby.

In den letzten Wochen habe ich festgestellt, wie frustrierend es ist, dass wir nicht genügend gemeinsame Erinnerungen gesammelt haben. Es gibt keine Fotos von uns beiden, nichts, was mich an das erinnern könnte, was wir miteinander erlebt haben. Das Einzige, was übrig geblieben ist, ist die Tasche, die ich zu ihrem Geburtstag habe anfertigen lassen. Sie steht immer noch neben meinem Schreibtisch und verhöhnt mich täglich. Ich kann längst nicht mehr zählen, wie oft ich sie schon in die Hand genommen und nachgesehen habe, ob Ruby vielleicht etwas darin vergessen hat. Eine Notiz oder irgendetwas, was einen Hinweis darauf gibt, dass sie sie wirklich benutzt und sich darüber gefreut hat.

Ich habe das Gefühl, meine Erinnerungen beginnen langsam zu verblassen. Das Gefühl von Rubys Haut an meiner, unsere Gespräche, ihr Lachen. Alles wird immer schwammiger und ungreifbarer, selbst der Tag, an dem sie hier war und mich getröstet hat. Das Einzige, was ich nach wie vor deutlich vor Augen habe und was sich immer und immer wieder in meinem Kopf abspielt, ist der Ausdruck auf ihrem Gesicht, als sie mich mit Elaine gesehen hat. Ich werde ihn nie vergessen. Und ich werde auch nie vergessen, was er – selbst durch die Alkohol- und Drogenwolke hindurch – mit mir gemacht hat. In jenem Moment, aber auch all die Tage danach.

Eigentlich war der Plan, ins neue Jahr zu schlafen, aber inzwischen ist es nach eins, und ich werde immer wacher. Kurzerhand beschließe ich, noch mal in den Fitnessraum zu gehen. Vielleicht wird eine Stunde auf dem Laufband nicht nur meinen

Körper müde machen, sondern auch meinen Kopf zum Schweigen bringen.

Ich ziehe mir meine Sportsachen an, schlüpfe in die Laufschuhe und schnappe mir mein iPhone, das seit heute Nachmittag unbeachtet auf meinem Schreibtisch gelegen hat. Die Kopfhörer sind noch eingesteckt, und wie immer muss ich sie erst entwirren. Gerade als ich sie mir in die Ohren stecken will, höre ich, wie jemand den Flur entlanggeht.

Wahrscheinlich ist Lydia wieder zu Hause.

Ich öffne die Tür, um ihr ein frohes neues Jahr zu wünschen – und erstarre.

Meine Schwester steht nicht allein im Flur.

Ich reibe mir über die Augen, weil ich glaube zu träumen – aber nein. Nachdem ich die Hand wieder sinken lasse, sehe ich immer noch zwei Personen.

Ruby steht in unserem Flur.

Unter dem Arm hat sie ein dunkelblaues Knäuel geklemmt. Ich muss nicht lang grübeln, um zu wissen, worum es sich dabei handelt. Es ist mein Pullover. Der, den ich ihr nach Cyrils Party übergezogen habe. Der, den ich nicht in meinem Schrank vermisst habe, weil es mir ein gutes Gefühl gegeben hat, zu wissen, dass er bei Ruby ist.

Ruby spricht leise mit meiner Schwester, woraufhin diese nickt. Sie wirft mir einen kurzen Blick zu, sieht aber sofort wieder weg und verschwindet in ihrem Zimmer. Gut zu wissen, dass ich meine Schwester so vergrault habe, dass sie es noch nicht mal über sich bringt, mir ein frohes neues Jahr zu wünschen.

»Können wir reden?«, fragt Ruby schließlich.

Ich schlucke schwer. Ich habe sie so lange nicht gesehen oder gehört, und jetzt steht sie nur knapp drei Meter entfernt von mir. Ihre Nähe lässt mein Herz wild pochen, am liebsten würde ich die Distanz zwischen uns überbrücken und sie in den Arm nehmen. Schließlich nicke ich nur, drehe mich um und gehe zurück in mein Zimmer. Ruby folgt mir zögerlich. Ich knipse das Licht an und seufze. Hier drin hat es definitiv schon mal besser ausgesehen. Mitten auf dem Boden liegt die karierte Schlafanzughose, die ich eben

abgestreift habe, überall fliegen Magazine rum, das Bett ist ungemacht, und vermutlich riecht es nach fettigem Lieferessen.

Außerdem steht Rubys Tasche total auffällig auf meinem Schreibtisch.

Ruby blickt sich um und wirkt unentschlossen. Letztlich nimmt sie auf dem kleineren der beiden Sofas Platz. Mein Pulli liegt auf ihrem Schoß.

Wieso kommt mir das Zimmer mit einem Mal so verflucht warm vor? Ich glaube, ich brauche dringend einen Schluck Wasser.

»Möchtest du was trinken?«, frage ich.

»Nein, danke.«

Ich schenke mir Wasser ein, doch als ich das Glas hochheben will, merke ich, dass meine Hand zittert. Also lasse ich es auf dem Schreibtisch stehen und sehe stattdessen Ruby an.

Sie schweigt.

»Hattet ihr einen schönen Abend?«, versuche ich nach ein paar Minuten krampfhaft die Stille zwischen uns zu durchbrechen.

Ruby zieht die Brauen zusammen. »Ja«, sagt sie nur.

Mehr nicht.

Es ist mir noch nie so schwergefallen, die richtigen Worte zu finden wie in dieser Sekunde. Es kommt mir vor, als hätte ich vergessen, wie man vernünftige Sätze bildet. Nachdem ich so viel darüber nachgedacht habe, was ich Ruby alles sagen möchte, befindet sich jetzt ein schwarzes Loch in meinem Kopf, das immer größer wird, je länger wir uns schweigend gegenüber sitzen. Ich kann Ruby einfach nur ansehen. Der Wunsch, mich neben sie zu setzen, ist überwältigend. Aber ich kämpfe dagegen an und ziehe stattdessen den Schreibtischstuhl zur Couch, sodass ich ihr gegenüber sitze und wir uns ansehen können.

»Wir haben vorhin unsere Vorsätze aufgeschrieben«, sagt Ruby irgendwann.

Ich warte, bis sie weiterspricht.

»Dabei ist mir aufgefallen, dass es noch zu viele Dinge gibt, die zwischen uns ungeklärt sind. Ich kann so nicht mit einem guten Gefühl ins neue Jahr starten.«

Mein Puls geht in die Höhe. Darauf war ich definitiv nicht vorbereitet. Ich muss mich räuspern. »Okay.«

Ruby senkt den Blick auf den Pullover in ihrem Schoß. Sie streicht mit der Hand über den Stoff, eine gedankenverlorene Geste. Dann nimmt sie ihn in die Hand und legt ihn auf den kleinen runden Tisch, der zwischen uns steht.

Sie sieht auf, und unsere Blicke treffen sich. Ich kann die verschiedensten Emotionen in ihren Augen erkennen: Trauer. Schmerz. Und nicht zuletzt ein Funke Wut, der größer wird, je länger ihr Blick auf mir verweilt.

»Ich bin so unfassbar enttäuscht von dir, James«, flüstert sie plötzlich.

Meine Brust zieht sich schmerzhaft zusammen. »Ich weiß«, flüstere ich zurück.

Sie schüttelt den Kopf. »Nein. Du weißt nicht, wie sich das angefühlt hat. Du hast mir das verdammte Herz rausgerissen. Und ich *hasse* dich dafür.«

»Ich weiß«, wiederhole ich mit belegter Stimme.

Ruby holt tief Luft. »Aber ich liebe dich auch, und das macht das Ganze so viel schwerer.«

»Ich ...« Erst nach ein paar Sekunden realisiere ich, was sie gerade gesagt hat. Sprachlos starre ich sie an.

Doch Ruby spricht einfach weiter, als wären ihre Worte nicht bedeutungsvoll gewesen. »Ich glaube nicht, dass das mit uns jemals funktioniert hätte. Es war schön, auch wenn wir nur diese kurze Zeit miteinander hatten, aber jetzt muss ich ...«

»Du liebst mich?«, wispere ich.

Ruby zuckt zusammen. Dann setzt sie sich kerzengerade hin. »Das ändert nichts. Die Art, wie du mich behandelt hast ... Du hast eine andere geküsst, am Tag nachdem wir miteinander geschlafen haben.«

»Es tut mir so leid, Ruby«, sage ich eindringlich, auch wenn ich weiß, dass meine Worte nicht genug sind.

»Und es ändert auch nichts an meinem Vorhaben, das kommende Jahr ohne dich zu beginnen«, fährt Ruby fort.

Der Schmerz, den ihre Worte mir bereiten, raubt mir schier den Atem. Ich kenne Ruby. Wenn sie sich ein Ziel gesteckt hat, verfolgt sie es und lässt sich von niemandem davon abbringen. Sie ist hier, um mit mir abzuschließen.

»Das wird nie wieder ... Ich werde so etwas nie wieder tun«, stoße ich atemlos hervor.

»Das hoffe ich für deine nächste Freundin wirklich sehr.«

Ich merke, wie Panik in mir aufsteigt. »Es wird keine andere geben, verdammt!«

Sie schüttelt nur den Kopf. »Das mit uns hätte doch ohnehin niemals funktioniert, James. Seien wir ehrlich.«

»Wieso sagst du das?« Meine Stimme bebt vor Verzweiflung. »Natürlich hätte es das.«

Ruby steht auf und streicht mehrmals mit den Händen über ihren karierten Rock. »Ich muss nach Hause, meine Eltern warten.« Sie geht zur Tür, und das Wissen, sie nicht vom Gehen abhalten zu können, bringt mich beinahe um. Ich starre sie an, unfähig, mich zu bewegen. Dieser Moment fühlt sich wie ein endgültiger Abschied an, und dafür bin ich nicht bereit. »Ich brauche einen klaren Schnitt. Kannst du das nachvollziehen?«, fragt sie und wirft mir mit der Hand am Türknauf einen Blick über die Schulter zu.

Ich nicke, obwohl alles in meinem Körper das Gegenteil schreit. »Ja, das verstehe ich.«

Ruby hat mir bereits so viele Chancen gegeben. Ich weiß, dass ich kein Recht auf eine weitere habe.

»Ich ... ich wünsche dir ein frohes neues Jahr, James.« In Rubys Augen spiegelt sich derselbe Schmerz, der meinen Körper lähmt.

»Ruby, bitte ...«, bringe ich hervor.

Aber sie öffnet die Tür und geht.

Lydia

Am Montag nach den Weihnachtsferien müssen James und ich wieder in die Schule. Dad sagt, dass es nach knapp einem Monat an der Zeit ist, in den Alltag zurückzukehren. Dabei ist die Situation bei uns zu Hause alles andere als alltäglich. Ohne Mum, die früher eine Brücke nach der anderen zwischen uns gebaut hat, sind die Abendessen mit Dad die reinste Qual. Und auch die Stimmung zwischen James und mir ist noch immer angespannt. Wir reden kaum und gehen uns die meiste Zeit aus dem Weg. Dabei ist normalerweise er die Person, in deren Gesellschaft ich mich am wohlsten fühle.

Jetzt sehen wir beide wortlos aus dem Fenster, während Percy uns zur Schule fährt. Wieder dorthin gehen zu müssen kommt mir wie eine kolossale Zeitverschwendung vor. Schließlich weiß ich schon jetzt, dass ich nicht studieren werde, selbst wenn ich die Abschlussprüfungen noch schreiben kann. Wozu also das Ganze?

Nachdem Percy vor dem Eingang der Maxton Hall angehalten hat, fährt er die Trennwand runter und dreht sich zu uns um. »Alles in Ordnung?«

Ich nicke wortlos und versuche zu lächeln. Ich frage mich manchmal, ob ich dabei noch immer so aussehe wie früher. Bevor das alles geschehen ist.

»Wenn irgendetwas sein sollte«, sagt er mit tiefer, ruhiger Stimme, »ich stehe auf Abruf bereit. Und sollten Reporter aufkreuzen, melden Sie sich beim Rektor. Er weiß Bescheid und sorgt dafür, dass Sie nicht belästigt werden.«

Seine Worte klingen beinahe, als hätte er sie auswendig gelernt.

Ich habe schon länger den Verdacht, dass Percy die Sache mit Mum nicht so leicht weggesteckt hat, wie er uns glauben lassen möchte. Immerhin kannte er sie seit über zwanzig Jahren. Er macht nur noch selten Witze, und manchmal, wenn er sich unbeobachtet



fühlt, sieht er so traurig und verloren aus, dass es mir in meinem eigenen Herzen wehtut.

»Alles klar«, sage ich und salutiere mit zwei Fingern an der Stirn.

Immerhin schenkt Percy mir ein müdes Lächeln, bevor er sich an James wendet. »Passen Sie gut auf Ihre Schwester auf, Mr Beaufort.«

James blinzelt und blickt sich um. Seine Miene versteinert sich augenblicklich, als er realisiert, dass wir schon vor der Schule stehen. Ohne ein weiteres Wort nimmt er seine Tasche und öffnet die Tür. Ich werfe Percy einen entschuldigenden Blick zu, bevor ich James nach draußen folge. Er hat bereits den halben Parkplatz überquert, als ich ihn einhole. Auf der Treppe zum Haupteingang warten Cyril, Alistair, Kesh und Wren.

»Beaufort!« Wren hält ihm die Faust hin und grinst breit. »Wird ja auch Zeit, dass du dich endlich wieder hier blicken lässt.«

James zieht einen Mundwinkel leicht in die Höhe und stößt mit seiner Faust gegen Wrens.

»Ist nicht dasselbe ohne dich«, sagt auch Kesh und nimmt James' Gesicht in beide Hände. Er gibt seiner Wange einen freundschaftlichen Klaps.

Cyril kommt währenddessen zu mir und umarmt mich. »Lydia«, murmelt er in mein Haar. Ich schlucke schwer. Sein Geruch ist so vertraut, dass ich am liebsten für den Rest des Schultages so mit ihm stehen bleiben würde. Da das aber keine Option ist, mache ich mich vorsichtig von ihm los.

»Guten Morgen«, sage ich müde.

Cyrils eisblauer Blick gleitet fragend über mein Gesicht. Schließlich legt er mir einen Arm um die Schulter, und zusammen mit den anderen gehen wir die Treppenstufen nach oben und durch die wuchtigen Doppeltüren von Maxton Hall.

Unsere Freunde haben eine merkwürdige Formation um uns herum gebildet, vermutlich, um uns vor den Fragen unserer Mitschüler zu bewahren, aber das ist nicht nötig. Niemand wird uns ansprechen. James wirft mir einen Blick über die Schulter zu, und wir reagieren genau gleich. Wir drücken die Rücken durch und schreiten durch die Schule, wie wir es schon immer getan haben.

Das Assembly zieht sich wie gewohnt in die Länge, und irgendwann tut mir der Nacken vom angestregten Geradeaus-Starren weh. Wir sitzen in der letzten Reihe, und es vergeht keine Minute, in der sich nicht jemand nach uns umdreht und dann mit der Person neben sich zu tuscheln beginnt. Ich ignoriere sie alle. Erst als Lexington die Versammlung für beendet erklärt und wir die Boyd Hall verlassen, kann ich durchatmen.

»Habt ihr gehört?«, fragt Alistair, als wir die Treppen im Hauptgebäude nach oben gehen. »George hat einen Tag nach seinem achtzehnten seine Karre geschrottet.«

»Welcher George?«, frage ich.

»Evans«, antworten Wren und Alistair gleichzeitig. »Du weißt schon: der Captain des Fußballteams?«

»Ah. Ist ihm was passiert?«

»Er hatte nur einen Kratzer an der Stirn. Dieser verdammte Idiot hat mehr Glück als Verstand.«

»Oh, und Jessalyn hatte auf Cyrils Party etwas mit Henry. Er ist anscheinend mittendrin eingeschlafen«, fährt Wren fort mit der Berichterstattung.

»Dann war der Sex wohl nicht besonders überwältigend«, meint James trocken.

Alle sehen ihn überrascht an. Er klang gerade so wie sonst auch – gelangweilt, mit einer Spur von Überheblichkeit in der Stimme. Beinahe wie der alte James.

»Also, um ehrlich zu sein«, unterbricht Cyril unser Schweigen. »Ich wäre auch schon mal fast eingeschlafen.«

»Cyril.« Ich verziehe leicht angewidert das Gesicht. Auch wenn ich in der Vergangenheit mehr als einmal mit ihm im Bett gelandet bin, möchte ich darüber wirklich nicht nachdenken. »Zu viele Infos.«

»Ich hoffe für dich, dass du betrunken warst«, sagt James.

Cyril grinst. »Nicht nur das.«

»Leute, wir sind in der Schule. Könnten wir die Gespräche vielleicht ein bisschen jugendfreier halten?«, schlage ich vor.

Alistair dreht sich mit hochgezogener Braue zu mir um. Er schüttelt sich die goldenen Locken aus der Stirn und geht die nächsten paar Schritte rückwärts. »Lydia Beaufort und jugendfrei? Du bist doch schlimmer als wir alle zusammen.«

»Na ja. Schlimmer als James würde ich nicht sagen«, überlegt Kesh laut.

»Oder als ich.« Wren wackelt mit den Brauen.

»Ihr teilt euch den zweiten Platz auf der Liste.« Alistair stößt ihm einen Ellenbogen in die Seite, und Wren lacht los.

Grinsend schüttle ich den Kopf. Ich liebe die Jungs dafür, dass sie sich vollkommen normal verhalten. Das gibt mir beinahe das Gefühl, als hätte sich nichts verändert. Außerdem lenkt es mich ab, und genau das brauche ich jetzt. Meine erste Stunde montags findet in diesem Term nämlich bei Graham statt, und die Vorstellung, wie es zwischen uns sein wird, macht mich nervös. Seit dem schrecklichen Telefonat, das wir kurz nach Mums Tod geführt haben, habe ich ihn nicht mehr gesprochen.

Ich habe gehofft, dass meine Sehnsucht nach ihm im Laufe der Zeit weniger wird, aber das Gegenteil ist der Fall. Es tut mit jedem Tag mehr weh, und der einzige Trost in den letzten Wochen war, dass ich Graham nicht auch noch sehen musste. Diese Schonfrist ist jetzt vorbei.

Bevor wir uns vor dem Klassenzimmer verabschieden, sieht mich James eingehend an. Nach wie vor fällt es mir schwer, einzuschätzen, was er denkt, aber der Funke Besorgnis in seinen Augen entgeht mir nicht. Obwohl wir seit Tagen nicht miteinander gesprochen haben, weiß er, wie sehr ich mich vor dem Moment fürchte, Graham wieder gegenüberzustehen.

»Jetzt geht schon«, krächze ich.

James mustert mich noch einen Moment lang, dann nickt er. »Melde dich, wenn du was brauchst«, murmelt Cyril und umarmt mich erneut. »Wir sehen uns in der Mittagspause.« Ich schließe die Augen und erlaube es mir ein paar Sekunden, das Gefühl zu genießen, gehalten zu werden und nicht allein zu sein. Er löst sich von mir und macht einen Schritt zur Seite.

Und dann sehe ich Graham.

Er steht direkt hinter den Jungs, die den Weg zum Klassenraum versperren. Sein Haar ist leicht gewellt und ein bisschen länger, als ich es in Erinnerung habe. Er trägt ein kariertes Hemd unter einem Cardigan und hat einen riesigen Stapel Blätter in den Händen. Er sieht durch die Lücke zwischen Cyrils und James' Kopf, und sein

goldbrauner Blick, der mich schon immer fasziniert hat, liegt direkt auf mir.

Ein Schauer geht über meinen Körper. Der Moment scheint wie eingefroren, und ich wage es nicht, mich zu bewegen, aus Angst, die Fassung zu verlieren. Doch plötzlich reißt Graham den Blick von mir und sieht stattdessen Cyril an. Den Ausdruck, der dann auf sein Gesicht tritt, habe ich noch nie zuvor an ihm gesehen. Es ist eine Mischung aus Erleichterung und Kälte, die ich nicht verstehe und nicht einordnen kann.

»Kommt jetzt«, sagt James, der zwischen mir und Graham hin- und hergeschaut hat. Er nickt in Richtung des Flurs, in dem er und die anderen gleich Unterricht haben. Die Jungs heben die Hand zum Abschied, dann gehen sie.

Jetzt stehe ich allein mit Graham im Flur. Er bewegt die Blätter auf seinem Arm hin und her, als würde er sie ordnen wollen, dabei könnte der Stapel nicht akkurater sein. Unsere Blicke treffen sich erneut.

»Lydia ...«, sagt er heiser und klingt dabei so traurig, dass es mir die Kehle zuschnürt.

Ich schüttele den Kopf. »Nicht.«

Dann drehe ich mich um, gehe ins Klassenzimmer und setze mich auf meinen Platz. Ich starre die gesamten neunzig Minuten auf den gemaserten Holztisch vor mir, um bloß nicht nach vorn sehen zu müssen.

## James

Der Schultag will und will nicht enden. Würde ich mir nicht Sorgen um Lydia machen, wäre ich längst verschwunden. Der Unterricht vergeht im Schneckentempo, und das, was die Lehrer vorn erzählen, könnte mir nicht gleichgültiger sein. In den Pausen bekundet mir ein Mitschüler nach dem anderen sein Mitleid, was sicherlich nett gemeint ist, mir aber irgendwann so auf den Sack geht, dass ich dem armen Roger Cree sage, er soll seine Fresse halten und mich in Ruhe lassen. Danach spricht sich rum, dass man mir erst mal besser nicht zu nahe kommt.

Der Tag erreicht seinen Tiefpunkt allerdings zu Beginn des ersten Blocks, als ich Ruby auf dem Flur begegne. Wir erstarren beide – sie auf der einen, ich auf der anderen Seite – und sehen uns an.

*Ich hasse dich dafür. Aber ich liebe dich auch, und das macht das Ganze so viel schwerer*, erinnere ich mich an ihre Worte.

Sie ist die Erste, die den Blick abwendet. Ohne ein Wort zu sagen, geht sie an mir vorbei und verschwindet in ihrem Klassenzimmer. Die gesamte Begegnung dauert höchstens zehn Sekunden, aber es kommt mir vor wie eine Ewigkeit.

Von da an kann ich nur noch an Ruby denken und an das, was sie mir an Silvester gesagt hat.

Sie liebt mich.

Sie *liebt* mich, verdammt.

Es fühlt sich an, als würde eine Wunde in meiner Brust klaffen, die sich einfach nicht schließen will. Ich möchte ihren Entschluss respektieren, aber sie zu sehen und zu wissen, dass ich sie verloren habe, macht mich einfach nur fertig.

Nach Schulschluss kann ich gar nicht schnell genug aus dem Gebäude verschwinden. Mit in den Taschen vergrabenen Händen eile ich nach draußen, den Blick starr geradeaus gerichtet.

Percy öffnet mir die Autotür, und ich murmle ein »Danke«, als ich einsteige.

Lydia ist schon da, und sie sieht genauso aus, wie ich mich fühle.

Ich lasse mich zurücksinken, schließe die Augen und lehne den Kopf gegen die Rückbank.

»Das war anstrengend, oder?«, höre ich Lydia leise sagen.

Ich hasse die Vorsicht in ihrer Stimme. Als hätte sie Angst davor, mich überhaupt anzusprechen. Ich weiß, dass es meine eigene Schuld ist, doch gleichzeitig ist mir bewusst, wie falsch es ist, dass sich meine eigene Schwester nicht länger traut, mit mir zu reden. Ich beäuge die Minibar. Ich habe lange ohne einen Drink ausgehalten, aber jetzt gerade, nach diesem schrecklichen Tag, keimt das Bedürfnis auf, mich zu betäuben – egal wie.

Ohne Lydia zu antworten, greife ich nach vorn und öffne die kleine Tür. Doch bevor ich nach der Glasflasche mit brauner Flüssigkeit greifen kann, packt Lydia mich am Handgelenk.

»Du wirst dich jetzt nicht betrinken, nur weil du einen Scheißtag hattest«, sagt sie bemüht ruhig.

Sie hat recht, das weiß ich. Trotzdem ignoriere ich sie und versuche mich sanft, aber bestimmt aus ihrem Griff zu befreien – jedoch ohne Erfolg. Sie hat ihre Finger fest in meinen Arm gekrallt. Ich ziehe ihn mit einem Ruck von ihr weg. Lydia rutscht nach vorn, und dabei wird ihre Tasche auf den Boden des Wagens katapultiert.

»Du Idiot«, faucht sie und beginnt sofort, ihre Sachen wieder einzusammeln, die nun überall verteilt liegen.

Seufzend beuge ich mich nach unten und helfe ihr. »Sorry. Das wollte ich nicht.«

Während Lydia mit zusammengepressten Lippen fahrig ihren Kram zusammenschiebt, sammle ich ein paar Stifte ein und halte sie ihr entgegen. Sie nimmt sie mir ab, ohne mich anzusehen. Anschließend hebe ich ihren Terminplaner auf, ein paar Tampons und eine runde weiße Plastikdose, die aussieht wie eine Kaugummiverpackung. Der Deckel hat sich gelockert, und ich will ihn gerade festdrehen, als mein Blick auf den Schriftzug fällt.

*Pränatale Vitamine: DHA, Omega-3s, Choline und Vitamin D  
Zitronen-, Himbeer- und Orangengeschmack*

Direkt neben dem Schriftzug ist die Silhouette einer Frau abgebildet, die sich den gerundeten Bauch hält.

Es fühlt sich an, als würde Percy den Wagen geradewegs über ein Schlagloch lenken, dabei stehen wir noch immer auf dem Parkplatz. Das Blut rauscht in meinen Ohren.

»Was ist das?«, krächze ich und sehe von meiner Schwester zu der Packung und wieder zurück.

Jegliches Blut weicht aus Lydias Wangen, und sie starrt mich mit großen Augen an.

»Was ist das, Lydia?«, wiederhole ich, diesmal mit festerer Stimme.

»Ich ...« Lydia schüttelt nur den Kopf.

Ich lese mir den Schriftzug noch mal durch, dann ein weiteres Mal. Ich verstehe die Wörter, aber sie ergeben keinen Sinn. Wieder sehe ich Lydia an und öffne den Mund, um dieselbe Frage noch einmal zu stellen, da ...

»Die gehören mir nicht«, platzt sie raus.

Ruckartig atme ich aus. »Wem gehören sie dann?«

Jetzt presst sie die Lippen aufeinander, bis sie blutleer sind. Sie schüttelt nur den Kopf, der Schock in ihren Augen ist unfassbar groß. Ich will sie auf keinen Fall unter Druck setzen, aber sie soll wissen, dass sie mir vertrauen kann.

»Egal, was passiert ist – du weißt, dass du mir alles sagen kannst, Lydia. Ich bin für dich da«, sage ich eindringlich.

Tränen sammeln sich in ihren Augen. Sie schlägt die Hände vors Gesicht und fängt an zu schluchzen. In dem Moment weiß ich es. Ich kenne die Wahrheit, ohne dass Lydia etwas sagen muss. Tief in mir spüre ich, wie Schock, Panik und Angst gleichzeitig aufkeimen, doch ich dränge sie zurück und atme tief ein.

Dann setze ich mich wieder neben Lydia. »Es sind deine Vitamine, oder?«, murmle ich.

Ihre Schultern beben so sehr, dass ich ihr gestammeltes »Ja« kaum verstehen kann. Und dann mache ich das Einzige, was mir in dieser Situation sinnvoll erscheint: Ich nehme sie in den Arm und halte sie einfach nur fest.

James

Lydia sitzt auf ihrem Bett und fummelt an dem Kissen herum, das auf ihrem Schoß liegt. Zum wiederholten Mal versuche ich, möglichst unauffällig einen Blick auf ihren Bauch zu erhaschen. Nachdem ich eine halbe Stunde lang im Zimmer auf und ab gelaufen bin und versucht habe, meinen Puls zu beruhigen, habe ich mich irgendwann auf einen ihrer Sessel fallen lassen.

Jetzt suche ich nach den richtigen Worten, aber in meinem Kopf wirbeln die Gedanken durcheinander, und ich schaffe es nicht, auch nur einen Satz herauszubringen.

*Wie?*

*Wie zum Teufel sollen wir uns um ein Baby kümmern?*

*Wie können wir es vor Dad verheimlichen?*

*Kann man in Oxford studieren, wenn man ein Baby hat?*

»Ich wollte nicht, dass du es so erfährst.«

Ich blicke auf. Die Anspannung, unter der Lydia steht, ist unübersehbar. Ihre Wangen sind gerötet, ihre Schultern stocksteif.

»Ich ... ich weiß nicht, was ich sagen soll.«

Ich komme mir so unendlich dumm vor. Gleichzeitig wird mir klar, wie egoistisch ich in den vergangenen Wochen war. Ich habe nur mein eigenes Schicksal bejammert, meinen Verlust, mein schlechtes Gewissen, mein gebrochenes Herz. Die ganze Zeit wusste meine Schwester, dass sie schwanger ist, und dachte, dass sie es mir nicht erzählen kann. Natürlich gibt es Dinge, die wir einander vorenthalten, aber doch nicht so etwas. Nicht etwas, was so übermäßig groß und lebensverändernd ist.

»Du brauchst nichts zu sagen«, flüstert Lydia.

Ich schüttle den Kopf. »Es tut mir ...«

»Nein«, unterbricht sie mich. »Ich will kein Mitleid, James. Nicht von dir.«



Ich kralle meine Finger in die Lehnen des Sessels, um mich davon abzuhalten, wieder aufzuspringen und durch das Zimmer zu marschieren. Der Stoff knirscht unter meinem unnachgiebigen Griff.

Die Kluft, die zwischen Lydia und mir entstanden ist, als ich ihr diese unverzeihlichen Worte an den Kopf geworfen habe, erscheint mir unüberwindbar. Ich bin mir unsicher, was ich sie fragen kann und was nicht. Hinzu kommt, dass ich mich überhaupt nicht mit Schwangerschaften auskenne.

Ich schließe die Augen und reibe mir mit beiden Händen übers Gesicht. Meine Gliedmaßen fühlen sich müde an, als wäre ich in den letzten Stunden gealtert und nicht mehr achtzehn, sondern achtzig Jahre alt.

Schließlich räuspere ich mich. »Wie hast du es erfahren?«

Überrascht sieht Lydia auf. Sie zögert einen Moment lang, dann beginnt sie zu erzählen. »Ich habe ... ähm ... ohnehin keinen regelmäßigen Zyklus, deshalb habe ich mir am Anfang nichts dabei gedacht, als meine Tage ausgeblieben sind. Aber nach einiger Zeit wurde ich misstrauisch, weil es mir auch ganz merkwürdig ging. Insgesamt.« Sie zuckt mit den Schultern. »Also habe ich mir einen Test gekauft. Da waren wir in London. Ich habe ihn auf der Toilette eines Restaurants gemacht und bin fast umgefallen, als er positiv war.«

Kopfschüttelnd sehe ich sie an. »Wann war das?«

»Im November.«

Ich schlucke schwer. Vor zwei Monaten. Zwei Monate lang schon hütet Lydia dieses Geheimnis, wahrscheinlich völlig angsterfüllt und in dem Glauben, vollkommen allein zu sein. Wenn mich diese Offenbarung bereits so aus der Bahn wirft – wie war es ihr in den letzten Wochen ergangen? Zusätzlich zu allem, was sonst noch geschehen ist?

Mit einem Mal wünsche ich mir nichts mehr, als die Distanz zwischen uns zu überwinden. »Ich kann mir nicht vorstellen, wie das für dich gewesen sein muss.«

»Ich ... habe mich noch nie so allein gefühlt. Noch nicht einmal nach der Sache mit Gregg. Ich hätte niemals gedacht, dass es mit Graham einmal schlimmer sein könnte.«

»Weiß er davon?«, hake ich vorsichtig nach.

»Nein.«

Lydia bemüht sich sichtlich, nicht zusammenzubrechen, dabei sehe ich ihr die Hoffnungslosigkeit an. Vermutlich hat sie in den letzten beiden Monaten nichts anderes getan, als sich zusammenzureißen, ständig bemüht darum, ihr Geheimnis für sich zu behalten und niemandem ihre wahren Gefühle zu zeigen. Ich hasse mich selbst dafür, sie so im Stich gelassen zu haben. Stattdessen habe ich nur an mich selbst gedacht.

Damit ist jetzt Schluss. Ich habe keinen blassen Schimmer, was in den kommenden Monaten auf Lydia zukommen wird. Doch in dieser Sekunde ist mir zu hundert Prozent klar, dass sie das nicht allein durchmachen wird.

Ich hole tief Luft und stehe auf.

Als ich mich neben sie auf das Bett setze, schiebe ich alles beiseite – die Trauer, den Schmerz, die Wut, die ich empfunden habe. Vorsichtig greife ich nach ihrer Hand.

»Du bist nicht allein«, versichere ich ihr.

Lydia schluckt hart. »Das sagst du nur so. Und das nächste Mal, wenn du wütend bist, knallst du mir wieder nur gemeine Worte an den Kopf.« Tränen laufen ihr über die Wangen, und ihr Körper bebt, als sie mit aller Macht ein Schluchzen unterdrückt. Es macht mich fertig, sie so zu sehen.

»Ich meine es ernst, Lydia. Ich werde für dich da sein.« Ich hole tief Luft. »Die Person, die ich war, nachdem Dad uns erzählt hat, was passiert ist – die bin ich nicht. Die *will* ich nicht sein. Das war einfach ... Es war zu viel für mich. Ich war nicht stark genug, und das tut mir leid.«

»Du zerquetschst meine Hand«, murmelt Lydia.

Einen Moment lang stehe ich auf dem Schlauch. Doch als ich Lydias Blick folge, schalte ich und lasse sie sofort los. »Auch das tut mir leid.« Ich lächle sie entschuldigend an.

»Ach, James.« Auf einmal lehnt Lydia sich zur Seite, mit dem Kopf auf meine Schulter. Ich atme auf. »Du hast mir echt wehgetan mit dem, was du gesagt hast.«

Ich streiche sanft über ihren Hinterkopf.

Früher haben wir oft so dagesessen. Als Fünfjährige ist Lydia zu mir ins Bett gekommen, wenn es draußen geblitzt und gedonnert

hat, als Zehnjährige, wenn Dad uns angeschrien hat, weil ihm unsere Noten nicht gut genug waren, und auch als Fünfzehnjährige hat sie nach der Sache mit Gregg in manchen Nächten an meine Tür geklopft und sich anschließend wortlos neben mich ins Bett gelegt. Ich habe stets ihren Kopf gestreichelt und gesagt, dass alles gut werden wird, auch wenn ich selbst davon nie überzeugt war.

Ich frage mich, ob sie sich auch noch an diese Momente erinnert oder ob das ein Teil unserer Vergangenheit ist, den sie verdrängt hat. Im Verdrängen sind wir Beauforts nämlich ziemlich gut.

»Das, was ich gesagt habe, war gelogen. Du bist die wichtigste Person in meinem Leben.«

Lydia erstarrt neben mir, und mit jeder Sekunde, in der sie nicht reagiert, fühle ich mich mehr entblößt. Krampfhaft suche ich nach etwas, was ich hinzufügen könnte, um die Stimmung etwas aufzulockern, doch mir fällt nichts ein. Also entscheide ich mich kurzerhand für eine der Fragen, die schon seit über einer Stunde in meinem Kopf herumschwirren.

»Warst du denn schon beim Arzt? Ich habe keine Ahnung, wie so was abläuft. Ist alles in Ordnung? Und wofür sind diese Vitamine – heißt das, du hast einen Mangel oder so?«

Ich merke, wie nach und nach die Anspannung aus Lydias Körper weicht. Sie nimmt einen tiefen Atemzug und dreht dann ihren Kopf, um mich von der Seite anzusehen. Ich erwidere ihren Blick. In dem Moment, in dem sich ein leichtes Lächeln auf ihrem Gesicht auszubreiten beginnt, weiß ich, dass wir es geschafft haben. Die Kluft zwischen uns ist überbrückt.

»Die Vitamine habe ich direkt bei der ersten Untersuchung bekommen, ich glaube, die bekommt fast jede Schwangere zu Beginn. Und bei der letzten Untersuchung war alles in bester Ordnung.« Sie zögert. »Es gab nur eine kleine Überraschung.«

Ich hebe eine Augenbraue. »Noch eine?«

»Es werden Zwillinge.«

Ich starre Lydia ungläubig an. »Du machst Witze.«

Sie schüttelt den Kopf und holt ihr Handy hervor. Sie öffnet die Galerie und zeigt mir ein Bild, auf dem auf dunklem Hintergrund der helle Umriss eines kleinen Körpers zu sehen ist. Dann ruft sie das nächste Bild auf. Eigentlich sieht es genau gleich aus – außer dass

ich direkt neben dem ersten Umriss ganz deutlich einen zweiten sehen kann.

In meinem Magen hüpfte etwas, und mit einem Mal ist mir ganz komisch zumute. Gleichzeitig stoße ich ein ungläubiges Lachen aus. »Das ist zu irre, um wahr zu sein.«

Lydia grinst. »Ich musste im ersten Moment auch lachen, weil ich es nicht fassen konnte. Na ja, wobei ... eigentlich habe ich gelacht und gleichzeitig geweint. Ruby muss gedacht haben, dass ich einen Nervenzusammenbruch habe.«

Bei Rubys Namen richte ich mich automatisch ein Stückchen auf. »Ruby war mit dir beim Arzt?«

Lydia meidet meinen Blick und betrachtet stattdessen intensiv das Handy in ihrer Hand. »Ja. Sie weiß es schon eine ganze Weile.«

Ich reibe mir mit der Hand übers Kinn. Meine Kehle fühlt sich mit einem Mal trocken an.

»Ich habe sie gebeten, es für sich zu behalten. Bitte sei nicht sauer auf sie.«

Ich kann nur den Kopf schütteln. Dann lasse ich mich nach hinten sinken und schlage die Arme vors Gesicht.

Ruby hat es gewusst.

Ruby ist für meine Schwester da gewesen. Nach allem, was ich getan habe, hat sie Lydia nicht alleingelassen. Im Gegensatz zu mir.

Ich kann nicht atmen.

»James?«, flüstert Lydia.

Meine Arme zittern, aber ich kann sie nicht sinken lassen. Ich schäme mich so. Für alles. All die Fehler, die ich als Freund und Bruder gemacht habe, fallen mit dem Gewicht eines Zehntonners auf mich, bis ich es kaum noch ertrage.

Meine Schwester zieht meine Arme weg und sieht mich besorgt an. Verständnis breitet sich auf ihrem Gesicht aus. Anschließend lässt sie sich neben mich fallen, und gemeinsam blicken wir hoch zu dem Kronleuchter, der in der Mitte ihres Zimmers hängt.

»Lydia«, raune ich in die Stille. »Ich habe Mist gebaut.«  
Lydia

So habe ich meinen Bruder noch nie gesehen.

Ich wusste zwar, dass ihm das mit Ruby nahegegangen ist, aber ich hatte keine Ahnung, wie sehr er wirklich leidet.

Jetzt, wo er seine Maske fallen lassen hat, erkenne ich die Scham in seinen Augen, aber auch die tiefe Traurigkeit und den Schmerz, den ihm die Trennung von Ruby bereitet. Es ist das erste Mal, dass er mir offen zeigt, wie es in ihm aussieht.

Ich verspüre den heftigen Wunsch, etwas für ihn und Ruby tun zu können. Denn es ist offensichtlich, dass sie beide noch Gefühle füreinander haben und unter der Situation leiden.

»Wieso hast du bisher nichts gemacht, um ihr zu zeigen, wie leid es dir tut?«, frage ich nach einer Weile vorsichtig.

James dreht den Kopf zu mir. »Ich habe versucht, mich bei ihr zu entschuldigen«, sagt er mit belegter Stimme. »Sie kann nicht, hat sie gesagt.«

Einen Moment schweigen wir.

»Ich kann sie verstehen«, fange ich schließlich an, und James zuckt kaum merklich zusammen. »Aber gleichzeitig ... ich weiß auch nicht. Ich würde mir einfach so wünschen, dass ihr darüber hinwegkommt.«

»Ruby möchte das nicht, und das muss ich respektieren.« Er klingt so resigniert, als er das sagt, dass in mir plötzlich der Wunsch aufkeimt, ihn zu schütteln.

»Seit wann bist du jemand, der einfach so aufgibt?«

James schnaubt.

»Was?«

»Ich habe nicht *einfach* so aufgegeben. Ich denke ununterbrochen an sie und bin mir sicher, dass ich nie wieder Gefühle für jemand anders haben werde, verdammt. Aber wenn sie mich nicht mehr will, dann ...«

Ich schnappe mir einen der Skizzenblöcke auf meinem Nachttisch und brate James eins damit über.

Er setzt sich ruckartig auf. »Aua, was soll das?«

Ich tue es ihm gleich und ignoriere die schwarzen Punkte, die dabei vor meinen Augen erscheinen. »Du musst ihr das auch mal zeigen, James! Zeig ihr, wie wichtig sie dir ist und wie sehr du es bereust.«

»Du hast nicht mitbekommen, wie sie mich an Silvester angesehen hat. Und was sie gesagt hat ...« Er schüttelt den Kopf. »Sie ist fest entschlossen, dieses Jahr ohne mich zu beginnen – da kann ich sie nicht schon wieder mit dem belasten, was ich für sie fühle. Sie ist der Meinung, wir haben nichts gemeinsam und dass das mit uns niemals funktioniert hätte.«

»Du sollst ja auch nicht zu ihr gehen und sie mit Liebesgeständnissen überfallen. Aber solange sie nicht weiß, wie leid dir tut, was du getan hast, kann sie dir nicht verzeihen.«

Ich sehe, wie es hinter seinen Augen zu arbeiten beginnt, und setze noch eins drauf. »Du musst es ihr zeigen. Nicht mit bloßen Worten. Sondern mit deinem Verhalten. Wenn sie sagt, dass ihr nichts gemeinsam habt, überzeuge sie vom Gegenteil.«

Er schluckt hart und atmet schwer aus. Er führt gerade einen Kampf gegen sich selbst, das erkenne ich ganz deutlich.

Ich erinnere mich an unsere gemeinsame Rückfahrt von Oxford. Der Morgen, bevor sich alles verändert hat. James sah so glücklich aus. Außerdem hat er eine innere Ruhe ausgestrahlt, die ich so nicht von ihm kannte. Als wäre er zum ersten Mal mit sich im Reinen. Als wäre die unsichtbare Last, die er sonst immer mit sich herumträgt, verschwunden. Ich wünsche mir, dass er das zurückbekommt.

Nichtsdestotrotz gibt es eine Sache, die er wissen soll. »James«, sage ich und warte geduldig, bis er mich ansieht. »Wenn du noch mal jemanden küsst, der nicht Ruby ist, werde ich dir höchstpersönlich die Zunge rausschneiden.«

James blinzelt überrascht. Dann schüttelt er langsam den Kopf. »Ich weiß nicht, wieso ich nicht vorher darauf gekommen bin, dass du viel Zeit mit Ruby verbringst.«

Kurz bin ich versucht zu lächeln, halte es aber zurück. »Ich meine das ernst. Ich möchte wirklich, dass ihr das wieder hinbekommt.«

James atmet hörbar aus. »Ich möchte das auch. Mehr als alles andere.«

»Dann kämpfe um sie, verdammt.«

Eine ganze Zeit lang sagt er nichts, sondern starrt nur mit einem seltsam entrückten Blick an die Zimmerdecke. Ich wünsche, ich

könnte seine Gedanken lesen und erfahren, was er in diesem Moment denkt.

»Das werde ich«, sagt er schließlich leise.

Ich lege ihm die Hand auf die Schulter und drücke kurz zu.

»Gut.«

Sein einer Mundwinkel verzieht sich leicht nach oben. Die Bewegung ist so minimal, dass sie jedem anderen wahrscheinlich gar nicht aufgefallen wäre.

»Aber erst brauche ich einen Plan.«

## Ruby

»Ich frage mich, ob Beaufort geflennt hat« ist das Erste, was ich höre, als ich am Mittwochnachmittag den Arbeitsbereich der Bibliothek betreue. Das Treffen des Veranstaltungskomitees beginnt erst in einer halben Stunde, und ich wollte die Zeit nutzen, um mir ein Buch auszuleihen, das schon seit Monaten auf meiner Oxford-Leseliste steht.

Ich bereue die Entscheidung allerdings, als ich ein lautes Kichern höre.

»Also, bei mir dürfte er sich jederzeit ausheulen.«

Ich stelle mich auf die Zehenspitzen, um über die Reihe an Büchern durch die Lücke im Regal zu spähen. Ich sehe zwei Mädchen, die nebeneinander an einem der Arbeitstische sitzen, die Köpfe über einem Buch zusammengesteckt. Dass sie nicht lernen, ist offensichtlich. Sie bemühen sich nicht einmal, leise zu sein.

»Anscheinend ist er für Trostangebote mehr als offen.« Das erste Mädchen grinst vielsagend.

»Seit er die Anteile des Unternehmens geerbt hat, ist er noch viel heißer geworden«, seufzt die andere. »Vielleicht versuche ich mein Glück mal.«

Wut kocht in mir hoch. Mal ganz abgesehen davon, dass sie in einer Bibliothek sind und mich die respektlose Art, in der sie über James reden, anwidert, bringt es mich um den Verstand, dass ich in dieser Schule nirgends hingehen kann, ohne James' Namen zu hören.

Schon auf dem Weg hierher bin ich an drei Schülergruppen vorbeigekommen, die über ihn geredet haben, und so geht es schon die gesamte Woche über.

Dabei gäbe es eine ganze Reihe anderer Gerüchte, auf die sich meine Mitschüler genauso gierig stürzen könnten. Alistair wurde wieder einmal auf der Herrentoilette beim Rummachen erwischt –



mit einem Kerl, der nicht mal auf unsere Schule geht. Und Jessalyn ist mittlerweile tatsächlich mit dem Typen zusammen, der bei ihrer ersten gemeinsamen Nacht angeblich auf ihr eingeschlafen ist. Ich weiß immer noch nicht, ob ich das glauben soll, vor allem wenn ich Jessalyns glückliches Strahlen sehe, das sie seitdem nonstop auf dem Gesicht hat. Es geht auch das Gerücht rum, Lydia hätte sich nach dem Tod ihrer Mum in Cyrils Arme gestürzt und würde eine Freundschaft plus mit ihm führen. Mal abgesehen von der Tatsache, dass Lydia ganz eindeutig mit wichtigeren Dingen beschäftigt ist, zweifle ich stark daran, dass sie mehr als freundschaftliche Gefühle für ihn hegt. Doch als das Gerücht in Bio die Runde macht und ich mich zu Cyril umdrehe, hat dieser die Arme mit einem zufriedenen Grinsen hinter seinem Kopf verschränkt, sodass ich einen kurzen Moment lang nicht weiß, was ich glauben soll.

Doch es ist James, über den die Leute am meisten reden wollen. Überall und immer.

*Hast du die Fotos von James Beaufort gesehen?*

*Der arme Kerl.*

*Läuft da noch was zwischen ihm und dieser Ruby?*

Jedes einzelne Mal wird meine Kehle eng, und mein Herz sticht. Ich frage mich, wie ich ihn jemals vergessen soll, wenn sein Name in aller Munde ist und ich noch nicht mal in der Bibliothek abschalten kann.

Mit einem Ruck ziehe ich das Buch heraus und gehe um das Regal herum in den Arbeitsbereich. Die Mädchen zucken zusammen, als sie merken, dass sie nicht allein sind. Während ich auf sie zumarschiere, überlege ich, ob ich etwas sagen soll, doch dann ist mir meine Energie zu schade. Ich werfe ihnen einen verachtenden Blick zu und gehe an ihnen vorbei in die Richtung unseres Gruppenraums.

Dort angekommen schiebe ich mich schnellstmöglich durch die Tür und lehne mich mit dem Rücken dagegen. Ich schließe die Augen, lasse den Kopf gegen die Tür fallen und versuche einen Moment lang, einfach nur tief ein- und wieder auszuatmen.

»Hey.«

Ich reiße die Augen auf.

James sitzt auf der anderen Seite des Raums. Auf dem Stuhl, auf dem er im letzten Term immer gesessen hat, als er von Rektor Lexington gezwungen wurde, beim Veranstaltungskomitee mitzumachen.

Er sieht verändert aus. Unter seinen Augen sind dunkle Ringe, und auf seinem Kiefer kann ich einen leichten Schatten erkennen, der verrät, dass er sich nicht rasiert hat. Sein Haar ist zerzauster als sonst, wahrscheinlich, weil es gewachsen ist.

Ich frage mich, ob ich in seinen Augen auch verändert aussehe.

Die Sekunden vergehen, und keiner von uns bewegt sich. Ich weiß nicht, wie ich mich in seiner Gegenwart verhalten soll. Auf dem Gang zwischen den Schulstunden habe ich ihn einfach ignoriert, aber jetzt sind wir die Einzigen in diesem Raum. »Was machst du hier?«

Meine Stimme klingt heiser. Dabei will ich auf keinen Fall den Eindruck vermitteln, er würde immer noch eine Wirkung auf mich ausüben. Im Gegenteil, er soll denken, dass es mir überhaupt nichts ausmacht, mit ihm in einem Raum zu sein.

»Ich lese.« Er hält ein Buch hoch – nein, einen Manga. Stirnrunzelnd betrachte ich den Schriftzug, obwohl ich das Bild auf dem Cover bereits erkannt habe.

James liest *Death Note*. Band drei.

Ich habe ihm einmal gesagt, dass das meine Lieblingsreihe ist. Verwirrt sehe ich ihn an.

»Wir haben gleich unser Teammeeting. Wenn du dir also einen neuen Ort zum Lesen suchen würdest ...« Ich stoße mich von der Tür ab und gehe zu meinem Platz, als würde mein Puls gerade nicht laut in meinen Ohren pochen.

Ich hole langsam meine Sachen heraus und breite sie auf dem Tisch aus, dann gehe ich zum Whiteboard und schreibe das Datum in die obere rechte Ecke. Ich wünschte, es gäbe sonst noch irgendetwas für mich zu tun, aber Lin hat sowohl den Laptop als auch unsere Notizen für die Tagesordnung in ihrer Tasche. Also setze ich mich und tue so, als würde ich einen Eintrag in meinem Bullet Journal konzentriert lesen.

Aus dem Augenwinkel kann ich sehen, wie James den Manga vor sich auf dem Tisch ablegt. Seine Bewegungen sind langsam.

Fast kommt es mir vor, als hätte er Angst, mich zu verschrecken. Ich spüre seine Augen auf mir und halte automatisch die Luft an.

»Ich möchte in diesem Term wieder an den Meetings des Veranstaltungskomitees teilnehmen.«

Ich erstarre. Ohne von meinem Planer aufzusehen, frage ich:  
»Was?«

»Wenn das für dich und Lin in Ordnung geht, lasse ich es von Lexington abnicken«, fährt James fort.

Ungläubig sehe ich auf. »Das kann nicht dein Ernst sein.«

James erwidert ruhig meinen Blick. Jetzt weiß ich, was mir so anders an ihm vorkommt. Obwohl er müde wirkt, ist da nicht mehr diese Hoffnungslosigkeit in seinen Augen, die ich an Silvester gesehen habe. An ihre Stelle ist eine Ruhe getreten, die mich in dieser Sekunde total aufkratzt. Wenn es ihm schlecht geht, kann ich stark sein. Wenn er ruhig ist, macht es mich nervös. Ist das das, was alle mit »sich ergänzen« meinen? Oder bringen wir uns gegenseitig einfach aus dem Gleichgewicht?

»Die Arbeit hier hat mir Spaß gemacht, auch wenn ich das anfangs nicht erwartet hätte. Ich möchte mich weiterhin einbringen.«

Ich kann nicht aufhören, ihn anzustarren. »Ich glaube das einfach nicht.«

»Du hast selbst gesagt, dass mir das Organisieren liegt und dass ich im Team fehlen werde. Außerdem haben wir einen neuen Trainingsplan bekommen. Lacrosse und die Meetings fallen nur noch einmal in der Woche zusammen. Für Coach Freeman geht das klar.«

Ich nehme meinen Rucksack vom Boden und beginne, darin zu wühlen, nur um James nicht weiter ansehen zu müssen. Ich habe keine Ahnung, was das zu bedeuten hat.

Ich bin nicht blöd – James ist nicht hier, weil er seine Liebe für Maxton-Hall-Events wiederentdeckt hat. Er ist garantiert meinetwegen hier. Allerdings hat er auch recht mit dem, was er sagt. Wenn ich an den letzten Term denke und daran, wie er sich für die Halloween-Party ins Zeug gelegt hat, muss ich zugeben, dass das Team durch James' Anwesenheit definitiv keine Nachteile hätte. Im Gegenteil, die Party war auch wegen seiner Ideen und seiner harten Arbeit ein voller Erfolg.

Wenn ich ihn jetzt wegschicke, muss ich das für den Rest des Schuljahres mit meinem Gewissen vereinbaren, und zwar immer dann, wenn wir eine helfende Hand oder einen denkenden Kopf zu wenig haben. Als Leiterin des Teams habe ich einen klaren Auftrag – mal ganz abgesehen davon, dass ich es auch vor Lexington rechtfertigen muss, warum ich James abgewiesen habe.

»Die anderen müssen darüber abstimmen«, sage ich schließlich.

»Okay.«

Ich schlucke schwer. Auch wenn James wieder im Team mitmachen sollte, bedeutet das nicht, dass ich meine Worte von Silvester nicht ernst gemeint habe. Privates und Schulisches voneinander zu trennen war schon immer mein Spezialgebiet. Und auch wenn ich in den letzten Monaten einige Grenzen habe verschwimmen lassen, wird mir das in Zukunft nicht noch mal passieren.

»Ich werde dagegen stimmen«, fahre ich fort und sehe ihn mit festem Blick an.

Er stützt die Arme auf den Tisch und erwidert meinen Blick entschlossen. »Ich weiß.«

Es dauert keine fünf Minuten, und die anderen haben dafür gestimmt, dass James als altes-neues Teammitglied wieder aufgenommen wird. Währenddessen sitze ich mit heißen Wangen vorn und versuche, mir nicht anmerken zu lassen, wie sehr mich die Vorstellung aufwühlt, von nun an drei Tage in der Woche mit ihm in einem Raum zu verbringen.

Lin verteilt die Handouts und beginnt ohne Umschweife mit dem ersten Punkt.

»Kann jemand Beaufort eine Zusammenfassung über die bisherigen Vorbereitungen für die Charity-Gala geben?«, fragt sie in die Runde.

Ich lasse meinen Blick über mein Team wandern. Normalerweise sind diese Meetings Routine für mich, aber das ist jetzt wohl Geschichte. James' bloße Anwesenheit genügt, um mich vollkommen aus dem Konzept zu bringen und eine Lawine von Erinnerungen auszulösen, die meinen ganzen Körper kribbeln lässt. Ich erinnere mich an das Gefühl seiner Hände auf meinen Beinen,

meinem Bauch und meinen Brüsten. An die Art, wie er meinen Namen geraunt hat. An seinen Mund und wie er sich auf meinen Lippen und meiner Haut angefühlt hat.

Ich spüre, wie mein Gesicht noch röter wird, und versuche krampfhaft, die Gedanken zu verdrängen. Sie haben hier nichts zu suchen. Ich war zwei Jahre lang meisterhaft darin, Privates und Schulisches zu trennen – es wird Zeit, dass ich damit jetzt wieder anfangen.

»Die Charity-Gala findet im Februar statt«, antwortet Jessalyn auf Lins Frage. »Der Elternvorstand hat entschieden, dass wir in diesem Jahr für das Pemwick-Familienzentrum sammeln. Sie wollen ihr psychoanalytisches Angebot ausweiten, und dafür fehlt ihnen noch eine große Summe.«

»Wie jedes Jahr soll die Party opulent werden«, fügt Kieran hinzu. »Der Dresscode ist Black Tie, und wir haben ein hohes Budget zur Verfügung. Lexington vertraut darauf, dass wir die Gäste mitreißen und zum Spenden animieren.« Ich notiere *opulente Party* und *hohes Budget* auf meinem Notizblock. Das ergibt zwar keinen Sinn, weil ich das alles längst weiß, aber wenigstens habe ich so eine Entschuldigung, den Blick gesenkt zu halten und nicht in James' Richtung sehen zu müssen.

»Die Veranstaltung wird in der Boyd Hall stattfinden. Es gibt einen Umtrunk vorweg, Fingerfood und das Bankett eines Fünf-Sterne-Kochs, der die Dienste des Familienzentrums früher selbst in Anspruch genommen hat und das alles umsonst macht. Das bedeutet, wir konnten bei Dekoration und Entertainment ein bisschen mehr Geld ausgeben«, erklärt Lin. »Wir haben einen Pianisten aus London engagiert, der den Abend begleiten soll, und der Höhepunkt soll der Auftritt einer Akrobatengruppe sein, die uns Camilles Eltern empfohlen haben.«

»Einige von ihnen waren mal bei Cirque du Soleil«, erklingt Camilles selbstzufriedene Stimme. Ich will gerade *Cirque du Soleil* aufschreiben, als ich merke, wie dämlich ich mich verhalte. Ich kann nicht die gesamten eineinhalb Stunden hier sitzen und auf meinen Zettel starren, nur weil James anwesend ist. Kurzerhand lege meinen Stift beiseite und sehe zu Camille, die weiterspricht. »Sie sollen für eine mystische Stimmung sorgen.«

Lin neben mir seufzt. »Wir haben nur nach wie vor das Problem, Sponsoren zu finden, die zu der Gala kommen möchten und auch bereit sind, dort eine Spende zu geben. Wir können ja nicht nur Maxton-Hall-Eltern einladen. Außerdem brauchen wir noch Laudatoren, die vor den Gästen sprechen. Am besten wären Leute, denen das Familienzentrum in der Vergangenheit mal geholfen hat. Das wirkt besonders authentisch.«

»Wir hatten ja letzte Woche gesagt, dass wir uns weiter umhören«, melde ich mich schließlich zu Wort. »Ist irgendjemand von euch weitergekommen?«

Ich muss nur in die misstrauischen Gesichter meiner Teammitglieder sehen, um zu wissen, wie ihre Antworten lauten werden.

»Meine Mails werden ignoriert, und am Telefon trösten sie mich entweder aufs nächste Jahr oder sagen mir mal mehr, mal weniger deutlich, dass ich sie endlich in Ruhe lassen soll«, meint Kieran. »Niemand hat Lust, seine Leidensgeschichte öffentlich zu machen. Schon gar nicht in Maxton Hall.«

Die anderen nicken zustimmend.

»Vielleicht müssen wir unseren Radius ein bisschen erweitern«, schlägt Jessalyn vor. »Und auch Leute kontaktieren, die nicht dieses Familienzentrum besucht haben, sondern auch ein anderes.«

»Gute Idee«, sage ich. »Wir könnten auch bei Universitäten anfragen, ob es irgendjemanden in den entsprechenden Fachbereichen gibt, der bereit dazu ist, eine Rede zu halten.« Mein Lächeln ist zuversichtlicher, als ich mich fühle. »Wir schaffen das schon. Und es ist ja auch noch ein bisschen Zeit.«

Zustimmendes Murmeln erklingt.

»Da du jetzt wieder im Team bist, kannst du gerne die Abwicklung mit dem Dekorationsstudio übernehmen und auch alles mit Hausmeister Jones klären«, sagt Lin plötzlich an James gewandt. »Er ist immer froh, wenn ihm jemand hilft, die Boyd Hall vorzubereiten.«

Ich wage einen Blick in James' Richtung.

Er blinzelt irritiert, bringt dann aber ein tonloses »Geht klar« hervor.

Es kostet mich größte Mühe, das Grinsen zu unterdrücken, das sich auf mein Gesicht zu kämpfen versucht. Die Halle sauber zu machen und vorzubereiten – das ist die Aufgabe, die niemals jemand freiwillig macht. Dass Lin sie einfach an James delegiert, ist witzig. Und es zeigt mir wieder mal, was für ein zauberhafter Mensch sie ist.

Der Rest des Meetings verläuft nach Plan, trotzdem bin ich froh, als die neunzig Minuten vergangen sind. Lin und ich verteilen die To-dos untereinander, während die anderen sich von uns verabschieden und den Raum verlassen – alle außer James und Camille, die ihre Sachen extra langsam einzupacken scheinen. Ich versuche, nicht auf sie zu achten, doch es gelingt mir nicht. Ich höre jedes Wort von Camilles gemurmelter Beileidsbekundung. Mein Magen krampft sich zusammen, gleich darauf ermahne ich mich. Ich wollte keinen Schmerz mehr wegen James fühlen und auch nicht für James. Eigentlich wollte ich überhaupt nichts mehr fühlen, wenn es um James Beaufort ging.

»Ich verschwinde mal«, murmle ich Lin zu.

Sie nickt und scheucht mich mit der Hand weg. Ich schultere meinen Rucksack und gehe zur Tür, den Blick starr geradeaus gerichtet. Genau in dem Moment, als ich nach dem Knauf greife, schließt sich eine Hand darum – und meine landet direkt darüber. Ich sehe hoch in James' Gesicht. Wir stehen nur wenige Zentimeter voneinander entfernt. Ich kann seinen vertrauten Geruch wahrnehmen, würzig und ein bisschen wie Honig, und auch die Wärme, die er ausstrahlt.

»Ruby«, wispert er.

Ich ziehe meine Hand zurück, als hätte ich mich verbrannt. Dann sehe ich ihn erwartungsvoll an, damit er seine entweder wegnimmt oder die Tür aufmacht. Er zögert einen Moment, dreht schließlich aber den Knauf.

Ich atme auf. »Bis dann, Lin«, sage ich gehetzt und verlasse den Raum.

Ich gehe so schnell zum Schulbus wie nie zuvor, während das Echo seiner Stimme in meinem Kopf und durch meinen gesamten Körper hallt.

Lydia

»Unglaublich«, stöhnt James frustriert. Er schiebt ruckartig den Laptop von sich und dreht sich auf dem Schreibtischstuhl zu mir um. »Mir haben schon wieder zwei Leute abgesagt.«

Von der Couch aus betrachte ich meinen Bruder. Als er mir von seinem Plan, wieder beim Veranstaltungskomitee mitzumachen, erzählt hat, war ich zunächst überrascht. Doch je länger ich darüber nachdenke, desto besser finde ich seine Entscheidung.

Ruby liebt die Arbeit in diesem Team. Ihr zu zeigen, dass er ihre Leidenschaft nicht nur versteht, sondern auch teilt, ist ein guter erster Schritt. Außerdem hat James im letzten Term gemerkt, wie viel Spaß es ihm macht, diese Partys zu organisieren – auch wenn er das niemals laut zugeben würde.

»Du musst hartnäckiger sein. Appelliere an ihr Gewissen, nicht an ihren Geldbeutel. Dann kommen sie schon zur Gala«, sage ich und nippe an der Tasse Tee, die ich mit meinen kalten Fingern umklammert halte. Ich glaube, unsere Haushälterin weiß von meiner Schwangerschaft. Sie hat die Kanne ohne Aufforderung vor mir abgestellt und mir mit verschwörerischem Blick zugeflüstert, dass er mir sicher guttun werde.

James nickt abwesend und zieht den Laptop wieder ein Stück zu sich heran. Im selben Moment kündigt ein leises *Ping* eine neue E-Mail an. Während James sie mit zusammengekniffenen Augen liest, greife ich nach einem Keks. Beim Abbeißen fallen ein paar Krümel auf die Couch, aber James ist zu beschäftigt damit, eine Antwort zu tippen, als dass er es mitbekommen würde. Zum Glück – er hasst Krümel nämlich sehr.

»Hast du schon mit Ruby gesprochen?«, frage ich nach einer Weile.

Das Geräusch, das das Senden einer Nachricht bestätigt, ertönt, und James dreht sich wieder zu mir herum. »Nein.« Er reibt sich mit



der Hand übers Gesicht. »Sie konnte mich diese Woche nicht mal richtig ansehen.«

»Du kannst es nicht erzwingen, das ist klar. Aber irgendwann müsst ihr miteinander sprechen«, sage ich sanft. »Je mehr Zeit vergeht, desto größer wird die Kluft zwischen euch. Glaub mir.«

Mein Bruder wirft mir einen langen Blick zu. Offensichtlich hat er eins und eins zusammengezählt. »Also hast du noch immer nicht mit Sutton gesprochen?«

Ich zucke mit den Schultern. »Was gibt es zu besprechen? Wir wissen beide, dass es besser so ist.«

»Ja, aber er weiß nichts von der Schwangerschaft. Das ändert alles.«

»Er will nichts mehr mit mir zu tun haben.« Ich schiebe den restlichen Cookie in meinen Mund und kaue gemächlich. »Das hat er mir mehr als einmal gesagt. Ich bin erstens zu stolz, mit ihm zu reden.«

»Und zweitens?«

Ich erwidere James' Blick. »Zweitens habe ich Angst davor, es ihm zu sagen. Ich will nicht wissen, wie er reagiert. Ich muss damit jetzt erst mal selbst klarkommen, und dann kann ich mich damit beschäftigen, was ich tue, wenn seine Reaktion nicht so ausfällt, wie ich es mir gewünscht habe.«

»Lydia ...« James' Handy klingelt. Er macht keine Anstalten ranzugehen, sondern sieht mich weiterhin intensiv an.

»Geh ran!«, sage ich eindringlich. »Das ist bestimmt einer der Sponsoren.«

Er zögert noch einen Moment. Dann nimmt er das Handy und wirft einen Blick aufs Display. »Owen«, sagt er laut, nachdem er abgehoben hat. »Wie schön, von dir zu hören.«

Ich täusche ein lautloses Würgen vor. Owen Murray ist Vorstandsvorsitzender bei einem Telekommunikationskonzern und ein enger Freund von Dad. Weder James noch ich können ihn leiden, und ich bin mir ziemlich sicher, dass das auf Gegenseitigkeit beruht.

»Den Umständen entsprechend, ja«, sagt James. Mit einem Mal ist sein Tonfall fest und kühl. »Nein, ich habe nicht im Namen von *Beaufort* angerufen, sondern im Namen des Maxton Hall Colleges.

Anfang Februar feiern wir eine Charity-Gala für das Pemwick-Familienzentrum, und wir suchen noch nach Sponsoren.«

Ich kann leises Murmeln am anderen Ende der Leitung hören.

»Natürlich, ich schicke dir die Details. Das wäre fantastisch, Owen, danke dir.«

James beendet das Gespräch und tippt etwas in sein Handy. Dann wendet er sich wieder an mich. »Solange du es Sutton nicht sagst, wirst du nicht wissen, wie er reagiert.«

»Also rätst du mir, es ihm zu sagen.«

Er nickt. »Ja. Und ich finde auch, er hat ein Recht darauf, es zu erfahren.«

Ich starre in meine Tasse. Durch den Rest der pinkfarbenen Flüssigkeit versuche ich, im Teesatz ein Muster zu erkennen.

*Keine Anrufe mehr. Das hatten wir abgemacht.*

Selbst wenn er beschließt, dass er ab sofort für mich und die Babys da sein wird – was bedeutet das dann? Nur, dass er sich schuldig fühlt, mehr nicht. Dabei wünsche ich mir nichts sehnlicher, als mit Graham zusammen zu sein, weil er es *will*. Aus freien Stücken und nicht, weil er durch eine Schwangerschaft dazu gezwungen wird.

James' Handy klingelt erneut. Er hält mir einen Finger hin, um anzudeuten, dass unser Gespräch noch nicht zu Ende ist, dann hebt er ab.

Ich trinke den Rest meines Tees und stelle die leere Tasse auf dem Tisch ab. Danach nehme ich mein eigenes Handy und öffne meine Nachrichten. Grahams Nummer ist noch immer eingespeichert. Ich habe es einfach nicht über mich gebracht, sie zu löschen. Allein, sie dort zu haben und zu wissen, dass ich ihm schreiben könnte, wenn ich wollte, genügt mir.

Ich scrolle unseren Verlauf nach oben. Darin befinden sich nicht nur alltägliche Nachrichten und Fotos, sondern auch welche, in denen wir uns unsere tiefsten Ängste und Sorgen anvertraut haben. Jeder normale Mensch hätte diese Nachrichten gelöscht, statt sie zu behalten und wie ein altes Fotoalbum immer wieder durchzublättern.

Anscheinend bin ich kein normaler Mensch.

Das hier ist das Einzige, was mir von ihm bleibt. Und ich bin einfach noch nicht bereit, mich endgültig von ihm zu lösen. Um

ehrlich zu sein, weiß ich nicht, ob ich das jemals sein werde. Ich vermisse ihn so. Ich vermisse unsere Telefonate, sein Lachen bei schlechten Actionkomödien, unsere verschlungenen Finger unter dem Tisch eines Cafés. Das Wissen, dass ich das nicht zurückhaben kann, bringt mich beinahe um den Verstand.

»Das klingt wunderbar«, dringt James' Stimme an mein Ohr. Er hört sich so enthusiastisch an, dass ich ihn mit hochgezogener Augenbraue ansehe. »Ja, natürlich. Ich danke dir, Alice, bis dann.« James atmet hörbar aus und streckt beide Arme über dem Kopf aus.

»Alice? Alice Campbell?«, frage ich.

Er dreht sich in meine Richtung. »Sie schuldet mir noch einen Gefallen.«

»Ich will lieber nicht wissen, weshalb.«

Er lächelt verwegen. »Ruby findet Alice toll.«

Kein Wunder. Alice Campbell hat in Oxford studiert und noch während ihres Studiums ihre eigene Kulturstiftung gegründet.

»Du legst dich wirklich ganz schön ins Zeug«, kommentiere ich. Ich bereue es sofort, als James' Blick ernst wird.

»Zurück zum Thema«, sagt er, doch ich schüttele den Kopf.

»Ich kann es ihm nicht sagen. Wie soll ich dann bitte noch in seinem Unterricht sitzen?«

»Du kannst in meinen Geschichtskurs wechseln.«.

»Das ist total auffällig.«

James zuckt mit den Schultern. »Die Leute wechseln ständig aus allen möglichen Gründen. Ich denke nicht, dass das besonders auffällig ist. Wir könnten als Grund nennen, dass du lieber mit mir lernen willst.«

»Ich weiß nicht«, murmle ich.

»Egal, was du machst«, sagt James. »Ich helfe dir.« Er sieht mich noch einen Moment lang ernst an, dann wendet er sich wieder seinem Laptop zu.

Ich spüre ein leichtes Kribbeln in meinem Bauch und lege die Hand darauf, um zu fühlen, ob es sich um eines der Kleinen handelt. Inzwischen sind leichte Bewegungen von ihnen bemerkbar – fast, als hätte ich Schmetterlinge im Bauch.

Jetzt, wo James Bescheid weiß, geht es mir zwar deutlich besser als vorher, aber das ändert nichts daran, dass ich zwei Kinder

erwarte, Single-Mutter sein werde und wahrscheinlich auch die Schule abbrechen muss. Wobei ... vielleicht schaffe ich es, meine Abschlussprüfungen zu schreiben, bevor das alles ans Licht kommt.

Ich zwingen mich zu drei tiefen, ruhigen Atemzügen. Ich darf mich jetzt nicht in Gedanken an eine ohnehin ungewisse Zukunft verlieren. Ich muss einen Tag nach dem anderen angehen. Denn wenn ich mir von morgens bis abends Sorgen mache, bringt das niemandem etwas – schon gar nicht den kleinen Würmern, die jetzt unbedingt meine Priorität sein müssen.

»Fuck«, stößt James plötzlich aus. Er hat beide Arme hinter dem Kopf verschränkt und starrt mit großen Augen auf seinen Bildschirm.

»Was ist?«

James ist wie eingefroren. Von Unruhe erfasst stehe ich auf und gehe rüber zu seinem Schreibtisch. Ich stelle mich hinter seinen Stuhl und umfasse die lederne Lehne. Anschließend beuge ich mich ein Stück vor.

Das Erste, was ich sehe, ist das Wort Oxford.

Das Zweite ist Herzlichen Glückwunsch, James Beaufort.

»Du wurdest genommen!«, platzt es aus mir raus.

Da James immer noch nicht reagiert, drehe ich seinen Stuhl zu mir herum. Purer Schock steht ihm ins Gesicht geschrieben.

»James, du wurdest genommen. Das ist großartig!« Ich fasse ihn bei den Schultern und ziehe ihn hoch, um ihn zu umarmen. Er stolpert, und es dauert einen Moment, bis er die Umarmung erwidert.

»Fuck«, wiederholt er.

Ich weiß nicht, ob er sich freut oder innerlich gerade durchdreht. Während ich ihn halte, überlege ich, ob auf mich wohl auch eine E-Mail in meinem Postfach wartet. Die alte Lydia würde jetzt wie eine Besessene zu ihrem Handy laufen und nachsehen, ob sie ebenfalls genommen wurde. Die neue Lydia hingegen will nicht wissen, ob ihr gerade eine Zukunft angeboten wurde, die sie ohnehin nicht verfolgen kann.

Ich drücke James noch ein bisschen fester und freue mich, dass wenigstens einer von uns beiden seine Pläne verwirklichen kann.

James

»Es liegt eine schwierige Zeit hinter uns, das brauche ich eigentlich nicht zu erwähnen. Doch von nun an können wir wieder nach vorn blicken. Denn das ist das, was Cordelia gewollt hätte.«

Ich unterdrücke den Drang, die Augen zu verdrehen oder irgendein Geräusch von mir zu geben. Mein Vater hat keine Ahnung, was meine Mutter wirklich gewollt hätte. Ganz bestimmt nicht dieses Theater, das er da vorn gerade aufführt.

Es ist die erste offizielle Rede, die er als Geschäftsführer vor dem *Beaufort*-Vorstand und den Abteilungsleitern hält, und schon jetzt fressen sie ihm alle aus der Hand. Die insgesamt zwölf Männer und Frauen hängen mit hoffnungsvollen Mienen an seinen Lippen, während ich seitlich an dem langen Konferenztisch sitze und überlege, wie ich möglichst unauffällig mein Handy rausholen kann.

»Wenn wir gemeinsam an einem Strang ziehen, können wir *Beaufort* aus dem emotionalen Tief holen und das Unternehmen weiter nach vorn bringen. In der kommenden Zeit werden einige Änderungen auf Sie zukommen, bei denen ich auf Ihre Unterstützung angewiesen bin. In diesem Zuge möchte ich mich schon jetzt bei Ihnen bedanken – Sie sind unser wichtigstes Kapital. In der kommenden Zeit wird es mir daher ein wichtiges Anliegen sein, Ihre Fachkompetenz mehr einzusetzen als je zuvor.«

Ich lasse meine Hand in die Hosentasche gleiten und hole mein Handy raus. In den vergangenen Stunden haben mir die Jungs unzählige Nachrichten geschickt, in denen sie mich dazu überreden wollen, heute Abend feiern zu gehen. Es ist mein erster Tag in meiner neuen Funktion im Vorstandsgremium von *Beaufort*, und in ihrer Welt ist das etwas, worauf wir auf jeden Fall anstoßen müssen.

Leider bin ich überhaupt nicht in Partylaune. Ich weiß, dass die Gelegenheiten, mich mit meinen Freunden zu treffen, in Zukunft immer weniger werden und ich die Zeit, die uns bleibt, nutzen sollte. Sie sind ohnehin schon sauer auf mich, weil ich nur noch zweimal die Woche zum Training komme.

Trotzdem gibt es nur einen Menschen, den ich heute sehen möchte.

Und dieser Mensch ignoriert mich seit Wochen, weil ich ihn von mir gestoßen habe.

Obwohl ich Ruby in der Schule regelmäßig sehe, vermissе ich sie.

Ich möchte, dass sie mich wieder ansehen kann, ohne vor Schmerz zusammenzuzucken.

Ich möchte mit ihr reden können, immer und überall.

Ich möchte wissen, ob sie in Oxford genommen wurde.

»Trotz des Todes meiner Frau wird sich nichts an der Unternehmenskultur von *Beaufort* ändern«, spricht mein Vater unbeirrt weiter. »Sie ist das Fundament unserer Erfolge. Cordelia hat mir damals, als wir uns kennenlernten, gesagt, was es bedeutet, in diese Firma einzusteigen, und ich habe vor, ihr Andenken in Ehren zu halten.«

Applaus brandet auf. Ich klatsche zweimal in die Hände, dann lese ich unauffällig die Nachricht, die Cyril mir gerade eben geschrieben hat. Sind bei Wren, wann kommst du endlich? Er schickt ein Foto, auf dem sie ihre Mittelfinger in die Höhe recken.

Ich schätze, ich habe keine Wahl. Ich werde nach diesem Termin zu ihnen fahren müssen. Ich habe sie in der letzten Zeit oft genug vor den Kopf gestoßen, außerdem kann es nicht schaden, mich von ihnen ablenken zu lassen. Von dieser Sitzung. Aber in erster Linie auch von Ruby. Egal, was ich tue, sie ist immer in meinem Kopf. Sie ist die einzige Person, die verstehen würde, wie grausam es ist, hier zu sitzen und meinem Dad dabei zuzuhören, wie er das Lebenswerk meiner Mum verwaltet. In jener Nacht in Oxford habe ich ihr alles anvertraut. Es war das erste Mal, dass ich die Gedanken, die ich mir immer verboten hatte, laut ausgesprochen habe.

Ruby hat mich verstanden. Sie hat nicht an mein Pflichtbewusstsein appelliert oder die Bedeutung meines Namens. Sie hat mir zugehört und mir Mut zugesprochen. Mut für eine Zukunft, die meine eigene ist.

Je länger ich hier sitze, desto stärker wird mein Wunsch, Ruby zu sehen. Und je öfter ich mir selbst sage, dass das nicht geht, desto heftiger ist die Sehnsucht, die in mir wächst.

*Ich muss sie sehen.*

*Ich muss einfach.*

»Dieses Vorhaben wird nicht nur von mir ausgehen, sondern auch von meinem Sohn James, der ab sofort auf seine zukünftige

Position bei *Beaufort* vorbereitet wird und der in dieser Woche übrigens seine Zusage von Oxford erhalten hat.«

Als ich meinen Namen und den darauf folgenden Applaus höre, blicke ich auf. Einige der Kollegen und Kolleginnen nicken mir freundlich zu, andere wiederum sehen ganz genau, dass ich unter dem Tisch gerade mein Handy in der Hand halte, und verziehen die Mundwinkel missbilligend. Ich erwidere ihre Blicke kühl, ohne das Handy wegzustecken

»Möchtest du auch ein paar Worte sagen, James?«, fragt mein Vater.

Ich sehe ihn an, bemüht, mir die Überraschung nicht anmerken zu lassen. Von einer Rede meinerseits hat er vor der Sitzung nichts erwähnt. Sein Blick ist eiskalt und beharrlich. Wenn ich jetzt nicht das Wort ergreife, wird mein Vater mir die Hölle heißmachen.

Dieser verdammte Mistkerl. Er hat genau gewusst, dass ich nicht mitgekommen wäre, wenn er mir vorher offenbart hätte, dass er mich wie ein Rennpferd zur Schau stellen möchte. Stattdessen lässt er mich jetzt ins offene Messer laufen.

Ich erhebe mich langsam und schiebe dabei das Handy zurück in die Hosentasche. Kurz schiele ich zu meinem unberührten Wasserglas und bereue, vorher nichts getrunken zu haben. Mein Hals fühlt sich wie zugeschnürt an, als ich mich in der Runde umblicke. Einige dieser Menschen kenne ich, seit ich ein Kind war, andere habe ich zum ersten Mal auf der Trauerfeier meiner Mum gesehen.

Ich muss mich räuspern. Es fühlt sich an, als hätte sich mein Geist von meinem Körper getrennt, als aus meinem Mund Worte kommen, die mir überhaupt nichts bedeuten.

»Meine Mutter wäre stolz gewesen, heute hier zu sein und zu sehen, mit wie viel Mut und Engagement Sie Ihre Energie in unser Unternehmen investieren.«

*Ich habe keinen blassen Schimmer, ob Mum das wirklich gedacht hätte. Ich habe sie nicht einmal richtig gekannt.*

In meiner Brust zieht sich etwas zusammen. Kurz erwäge ich, ohne ein weiteres Wort einfach rauszulaufen, aber das geht nicht. Der einzige Weg hinaus ist, die nächste Stunde zu überstehen. Ganz gleich, wie.

»Ich freue mich, in Zukunft das tun zu können, was meine Mutter ihr Leben lang getan und geliebt hat. Die Fußstapfen, in die ich treten werde, können niemals gefüllt werden – aber ich kann es zumindest versuchen.«

Mein Blick kreuzt den meines Vaters. Ich frage mich, ob er die Lüge in meinen Augen erkennen kann und ob er merkt, dass ich hier bloß eine Show abliefere. Denn mehr ist es nicht. Eine Show, an der alles einstudiert und nichts echt ist.

In meinem Brustkorb scheint nicht mehr genügend Platz für Sauerstoff zu sein, so eng fühlt er sich mit einem Mal an, so schwer fällt es mir, Luft zu holen. Wieder denke ich an Ruby. Ruby, die mir sagt, ich könne machen, was ich wolle. Ruby, die in mir den Glauben an ein selbstbestimmtes Leben voller Möglichkeiten gepflanzt hat.

»Ich kann aus voller Überzeugung sagen: Mit Ihnen als Kollegen kann die Zukunft nur von Erfolg gekrönt sein.«

Ich nicke den Mitarbeitern zu, bevor ich mich wieder setze. Ein paar der missbilligenden Mienen sind während meiner Worte weicher geworden, und erneut wird applaudiert.

Ich wage einen Blick zu meinem Vater, und meinen Körper durchläuft ein Schauer. Er nickt mir zu, offensichtlich zufrieden mit meiner Rede. Noch nie habe ich mich mehr wie eine Marionette gefühlt.



## Ruby

Ich lese die E-Mail einmal.

Noch einmal.

Dann ein drittes Mal.

Ich lese sie wieder und wieder, bis die Buchstaben vor meinen Augen verschwimmen und ich blinzeln muss.

»Mum«, sage ich.

Meine Mutter gibt einen fragenden Laut von sich. Sie sitzt neben mir am Küchentisch und blättert gedankenverloren in einem Wohnkatalog.

»Mum«, wiederhole ich, diesmal eindringlicher, und schiebe den Laptop mit der geöffneten Mail in ihre Richtung.

Jetzt blickt sie auf. »Was?«

Ich halte die Luft an, als ich energisch auf meinen Laptop deute. Mums Blick folgt meinem Finger. Ihre Augen huschen über den Bildschirm. Sie hält inne und sieht zu mir, dann wieder zurück. Im nächsten Moment schlägt sie sich die Hand vor den Mund. »Nein«, stößt sie gedämpft aus.

Ich nicke. »Doch, ich glaube schon.«

»Nein!«

»Doch!«

Mum springt auf und fällt mir um den Hals. »Ich bin so stolz auf dich!«

Ich schlinge die Arme um meine Mutter und schließe die Augen. Ich versuche, das zu machen, was ich als Kind immer getan habe: Ich konzentriere mich ganz fest darauf, mich für immer an diesen Moment zu erinnern. Ich präge mir Mums Geruch ein, das Geräusch des Ofens, den Duft von frisch gebackenen Scones und die unermessliche Freude, die mich durchflutet, als ich realisiere, dass mein allergrößter Traum gerade in greifbare Nähe gerückt ist.

»Ich freue mich so«, murmle ich an ihrer Schulter.

Mum streichelt meinen Rücken. »Du hast es verdient, Ruby.«  
»Ich muss mich nach Stipendien umsehen«, sage ich, ohne sie loszulassen.

Ihre Umarmung wird noch fester. »Das sind Gedanken für später. Nicht für jetzt. Jetzt –«

Sie wird vom Klingeln der Haustür unterbrochen.

»Machst du auf?«, fragt sie und löst sich von mir. »Ember hat bestimmt ihren Schlüssel vergessen. Dann kannst du ihr gleich die tollen Neuigkeiten verraten.«

Ich nicke und biege so eilig in den Flur ab, dass der Teppich über den Holzboden rutscht und ich mir die Schulter an der Garderobe stoße. Doch selbst das kann mich nicht daran hindern, die Tür mit einem Strahlen aufzureißen ...

... das augenblicklich zu Eis gefriert.

James steht vor meiner Haustür. Er ist gerade dabei, sich mit einer Hand durchs Haar zu fahren, und erstarrt ebenso wie ich mitten in der Bewegung. Seine Wangen sind leicht gerötet, und sein Atem bildet kleine Wölkchen in der eisigen Winterluft. Er trägt einen grau karierten Anzug mit schwarzer Krawatte. Anscheinend ist er gerade von einem wichtigen Termin gekommen oder auf dem Weg dahin.

Ich will ihm die Tür vor der Nase zuschlagen.

Gleichzeitig möchte ich ihm um den Hals fallen.

Vielleicht ist es gut, dass ich nicht dazu imstande bin, irgendetwas zu tun. Ich starre ihn nur an, während ich spüre, wie mein Herzschlag bei seinem Anblick immer schneller wird.

»Ich ...«, fängt er an, aber seine Stimme erstirbt.

Ich erinnere mich an den Tag, an dem er unter dem Vorwand, mir das Kleid für die Halloween-Party zu bringen, hergekommen ist. Damals hat er vor meinen Augen einen ähnlichen Kampf gegen sich selbst geführt – die Gefühle wollen aus seinem Inneren ins Freie gelassen werden, aber irgendwie schafft er es nie, das zuzulassen.

»Ich kann nicht mehr, Ruby«, platzt es plötzlich aus ihm raus. Kopfschüttelnd sieht er zu mir hoch. »Ich kann nicht mehr.«

Er klingt gebrochen und müde. Traurig und zerrüttet. Als wäre irgendetwas passiert, von dem es kein Zurück mehr gibt.

Es ist eindeutig, dass er gerade nicht allein sein kann. Doch gleichzeitig ärgere ich mich darüber, dass er hier ist. Ich bin die letzte Person, zu der er gehen sollte, wenn er Probleme hat. Wieso macht er mir diesen Moment kaputt? Ich habe gerade meine Zusage für Oxford bekommen, verdammt. Ich sollte tanzend durchs Haus rennen, statt mich von seinem Schmerz so runterziehen zu lassen. Die Sache zwischen uns ist beendet – *er* hat sie beendet. Und wir sollten nicht schon wieder zwei Schritte zurück machen und krampfhaft an etwas festhalten, was nicht mehr existiert.

»Was kannst du nicht mehr?«

»Ich komme gerade von einer Besprechung bei *Beaufort*. Lydia ist schwanger. Und ich wurde in Oxford genommen. Ich ... ich drehe gerade durch.«

James' Brust hebt und senkt sich schnell, als wäre er einen Marathon gelaufen. Wahrscheinlich fühlt es sich für ihn auch so an. Ich weiß, wie furchtbar er unter dem Druck leidet, den sein Vater ihm auferlegt, und in diesem Moment sieht es so aus, als würde er jeden Moment darunter einknicken.

Ich hole tief Luft. »Ich verstehe, wie schlimm das für dich sein muss. Aber ... ich bin nicht die Person, an die du dich wenden solltest, wenn es dir schlecht geht«, gebe ich so sanft wie möglich zurück.

Er nimmt die Stufen der Eingangstreppe mit schnellen Schritten, bis er direkt vor mir steht. Seine Augen sind dunkel, sein Blick verzweifelt. Ich habe ihn noch nie so gesehen.

»Ich kann mich nicht mehr von dir fernhalten. Du bist der einzige Mensch, der mich wirklich versteht. Ich brauche dich. Und ich will für uns kämpfen, weil ich dir gehöre. Ich werde immer dir gehören, Ruby.«

Ich klammere mich am Türrahmen fest und starre ihn an, völlig fassungslos. Mein Körper wird von Hoffnung, Schmerz und Wut zugleich erfasst, ein chaotischer Mix, der mein Herz rasen und meine Gedanken wild durcheinanderwirbeln lässt.

Ich kann nicht glauben, dass er das gerade gesagt hat.

Ich kann nicht glauben, dass er schon wieder versucht, mein Leben aus den Fugen zu reißen.

Mit einem Mal werde ich unglaublich wütend. Wie kann er es wagen, wieder im Veranstaltungskomitee mitzumachen? Wie kann er es wagen, mir diesen Moment kaputtzumachen?

»Nein«, bringe ich mühsam hervor. Gleichzeitig schüttle ich den Kopf. »Nein.«

»Bitte, Ruby, ich ...«

»Weißt du, was *ich* brauche, James?«, unterbreche ich ihn. »Ich brauche Frieden. Ich brauche Zeit für mich, um über dich hinwegzukommen. Ich wünsche mir, dass du irgendwann glücklich wirst und feststellst, dass du dein Leben nicht von deinem Vater bestimmen lassen musst. Nur kann ich dir dabei nicht helfen.«

Er schüttelt den Kopf. »Es geht mir besser, wenn du bei mir bist. Dann bin ich einfach ... glücklich.«

»Es ist nicht mein Job, dich glücklich zu machen, verdammt!«, schreie ich.

James zuckt zusammen und weicht einen Schritt zurück. Er rutscht von der obersten Stufe, und kurz sieht es so aus, als würde er sein Gleichgewicht verlieren, aber im letzten Moment kann er sich fangen. Er starrt mich an, und der unsägliche Schock in seinen Augen raubt mir den Atem.

»James«, krächze ich.

Er schüttelt den Kopf. »Nein, du hast recht. Ich ... ich hätte nicht herkommen sollen.«

Ohne ein weiteres Wort dreht er sich um und läuft die Treppe nach unten. Er durchquert schnellen Schrittes unseren Vorgarten, bis er bei dem kleinen Holztor angekommen ist. Er öffnet es, tritt hindurch und sieht mich dann noch einmal an. Seine Augen sind glasig, als würden Tränen in ihnen stehen – ob das an meinen Worten oder aber am schneidenden Wind liegt, weiß ich nicht. Bevor ich etwas sagen kann, dreht er sich um und geht.

James

Die bunten Lichter des Clubs tanzen im Takt über die Gesichter meiner Freunde, während der Bass des Songs in meinen Ohren wummert und meinen ganzen Körper erschüttert.

Ich sitze in der Lounge auf einer der bequemen Couches und beobachte Alistair, Kesh und Cyril dabei, wie sie nicht weit von mir entfernt mit einer Gruppe von Mädchen tanzen. Wren ist ebenfalls sitzen geblieben. Ich glaube, die Jungs haben einen Blick in mein Gesicht geworfen und beschlossen, dass ich an diesem Abend nicht allein gelassen werden darf. Als wäre ich ein verdammt Kleinkind.

»Alles klar, Mann?«, brüllt Wren unvermittelt in mein Ohr.

Ich ziehe eine Augenbraue in die Höhe. Normalerweise ist Wren der Letzte, der über Gefühle sprechen möchte. Im Gegenteil. Wir haben beide das Verdrängen von Problemen schon seit Jahren perfektioniert. Es ist einer der Gründe, warum wir beste Freunde sind.

»Guck nicht so. Ich mache mir nur Sorgen um dich.«

Ich verstehe ihn kaum, aber sein Blick sagt eigentlich schon alles. Als ich vorhin den Club betreten habe, war allen klar, dass etwas passiert sein muss. Cyril hat mir, ohne ein Wort zu sagen, ein Glas Gin Tonic in die Hand gedrückt, das ich auch jetzt, eine gute Stunde später, noch nicht angerührt habe. Das Verlangen, es in einem Zug auszutrinken, ist groß. Vielleicht würden dann endlich Rubys Worte verstummen, die sich wie in Dauerschleife in meinem Kopf wiederholen.

*Es ist nicht mein Job, dich glücklich zu machen, verdammt!*

Ich kann ihre Wut verstehen – sie hat jedes Recht dazu, mich anzuschreien. Zu ihr zu fahren war eine Art Kurzschlussreaktion, die ich mir im Nachhinein selbst nicht erklären kann.

Ich hasse diese Situation. Ich hasse, dass ich an jenem Mittwoch nicht zu ihr gefahren bin, sondern zu Cyril, und es vergeht kein Tag, an dem ich mir nicht eine Zeitmaschine wünsche, um alles, was geschehen ist, rückgängig zu machen. Denn während ich mit Ruby hätte reden können, haben meine Freunde und ich immer nach einem Motto gelebt: so schnell wie möglich vergessen, koste es, was es wolle.

Ich wende den Blick von Wren ab und starre auf mein Glas. Die dröhnende Musik reicht nicht, um meine Gedanken verstummen zu lassen, und einen Moment lang ringe ich mit mir. Ich sehe zu den anderen. Cyril und Alistair tanzen mit zwei Mädchen, während Kesh neben ihnen an einer Wand lehnt und an seinem Drink nippt. Ich

überlege kurz, ob ich aufstehen und zu ihnen gehen soll, aber es fühlt sich an, als würden Bleigewichte an meinem Körper hängen. Es kostet mich beinahe alle Kraft, die ich habe, mich nach vorn zu beugen und das Glas unangerührt auf dem kleinen Holztisch vor mir abzustellen.

»Mein ganzes verdammtes Leben geht den Bach runter«, sage ich schließlich. Ich weiß nicht, ob Wren mich verstanden hat. Abgesehen davon, dass die Musik ohrenbetäubend laut ist, hat er auch schon einiges an Alkohol intus. Doch seine dunkelbraunen Augen liegen wachsam auf mir, als ich widerspreche. »Und ich kann nichts dagegen tun.«

Anscheinend hat er mich gehört, denn er beugt sich ein Stück zu mir, packt meine Schulter und drückt kurz zu. »Du tust das, was du schon dein Leben lang machst, Mann.«

»Was denn?«

Wrens Mundwinkel verziehen sich zu einem grimmigen Lächeln. »Du machst weiter. Wenn es eins gibt, was ich in den letzten Jahren von dir gelernt habe, dann das.«

Ich schlucke hart.

»Immer wenn ich kurz davorstehe aufzugeben, denke ich daran. In den letzten Tagen hat mir das weitergeholfen«, fährt er fort.

Wieder fällt mein Blick auf das volle Glas Gin Tonic. Ich frage mich, was »wetermachen« in meinem Fall bedeutet. Ruby vergessen und so tun, als wäre das alles nie passiert? Oder um sie kämpfen?

»Ich weiß, dass du momentan viel durchmachst, aber jetzt ist es eigentlich dein Job, zu fragen, was in den letzten Tagen bei mir los war«, sagt er.

Wrens Worte lassen mich aufsehen. »Was?«, frage ich verwirrt.

Er erwidert meinen Blick mit gerunzelter Stirn. Letztendlich atmet er ruckartig aus und reibt sich über den Nacken. »Schon okay. Vergiss es.« Er steht auf und nickt in Richtung der Tanzfläche, zu unseren Freunden, die in blaues und lilafarbenes Licht getaucht sind. Ihre Bewegungen sind ausgelassen, als hätten sie keine einzige Sorge auf dieser Welt.

Seit ich denken kann, ist das unser Spezialgebiet. So zu tun, als könnte uns nichts und niemand etwas anhaben. Als wäre das Leben

nur ein Spiel, in dem nichts von langer Dauer oder Bedeutung ist. In den letzten Wochen habe ich gelernt, dass wir uns einer Illusion hingeeben haben. Jeder ist angreifbar, und jeder hat etwas zu verlieren.

Ich schüttle den Kopf, aber Wren lässt ein Nein nicht gelten. Er greift nach meiner Hand, zieht mich vom Sofa hoch und auf die Tanzfläche. Die Jungs jubeln, als sie uns sehen, und öffnen den Kreis, damit wir uns zu ihnen stellen können. Ich versuche eine Weile, mich im Takt zu bewegen, aber es funktioniert nicht.

Ich will mich gerade bei den anderen entschuldigen und verkünden, dass ich doch wieder gehe, als mich jemand von hinten antanz und einen Arm um meinen Bauch schlingt. Stirnrunzelnd drehe ich mich um – und sehe in Elaine Ellingtons Gesicht.

»James!«, ruft sie über die Musik hinweg und lächelt mich an. Ihre honigblonden Haare sind gelockt und umrahmen ihr vom Tanzen leicht gerötetes Gesicht. So schnell ich kann, schiebe ich ihren Arm von mir und verlasse die Tanzfläche, um zu unserer Lounge zurückzugehen. Als ich dort ankomme, fühle ich mich seltsam außer Atem. Ich bestelle mir ein Wasser und lasse mich auf das Sofa fallen.

Elaines Anblick hat sich wie ein Faustschlag in meinen Magen angefühlt. Die Erinnerungen an den Abend in Cyrils Pool, die ich ohnehin schon vierundzwanzig Stunden am Tag mit mir herumtrage, waren von einem Moment auf den anderen wieder so präsent, dass mich eine Woge von Übelkeit überkommen hat.

Doch ich habe die Rechnung ohne Elaine gemacht. Nach einer Weile kommt sie zu mir und setzt sich mit überschlagenen Beinen neben mich.

»Was war das denn bitte für eine Begrüßung?«, fragt sie und fährt sich durchs Haar. Ihre Augen funkeln amüsiert. Sie sitzt so dicht neben mir, dass wir uns fast berühren. Sie rutscht noch ein Stück an mich heran. Mein ganzer Körper erstarrt, als der Geruch ihres Parfums in meine Nase dringt.

»Ich wollte dir nur sagen, wie leid es mir tut, was mit deiner Mum geschehen ist. Wenn du mal reden möchtest oder so – ich habe immer ein offenes Ohr für dich.« Sie legt ihre Hand auf meinem Bein ab und fährt damit langsam über den Stoff meiner Hose nach oben.

»Elaine, hör auf«, sage ich mit fester Stimme und schiebe ihre Hand weg. Gleichzeitig rutsche ich zur Seite und sehe sie ernst an.

»Habe ich etwas falsch gemacht?«, fragt sie überrascht.

Ich schüttele den Kopf. »Nein. Ich bin derjenige, der alles falsch gemacht hat«, gebe ich zurück.

Elaine zieht eine Braue nach oben. »Was ist denn mit dir los?«

Ich zucke mit den Schultern, erwidere aber nichts.

Einen Moment lang sieht sie mich nur an, dann schüttelt sie den Kopf. »Du warst auch schon mal besser drauf.«

»Tut mir leid«, sage ich. »Aber ich kann das nicht mehr.«

Sie rutscht ein Stück von mir weg. »Schade«, sagt sie und steht dann auf. »Es hat echt immer Spaß mit dir gemacht.«

Sie verharrt noch kurz an Ort und Stelle, als würde sie darauf warten, dass ich sie zurückhalte. Als ich mich nicht bewege und starr geradeaus blicke, geht sie ohne ein weiteres Wort zurück auf die Tanzfläche.

Ich lasse mich nach hinten sinken und starre an die Decke des Clubs. Zum ersten Mal fällt mir auf, dass sich dort kleine Lichter befinden, die wohl Sterne darstellen sollen. Wie von selbst greife ich in meine Hosentasche, um mein Portemonnaie rauszuholen. Fahrig klappe ich es auf und greife nach dem Zettel, der hinter meinem Personalausweis versteckt ist. In den letzten Wochen habe ich es vermieden, mir die Liste anzusehen, aus Angst, ich würde mich danach noch fertiger fühlen als vorher. Ich halte den Zettel hoch, sodass die kleinen Lichter von der Decke beinahe hindurchscheinen. Punkt für Punkt lese ich, was Ruby mit mir gemeinsam aufgeschrieben hat. Ich schlucke schwer und merke, wie kratzig meine Kehle plötzlich ist.

In meinem Leben gab es noch nie jemanden, der sich so für mich interessiert hat wie Ruby. Ich hatte noch nie jemanden, an den ich morgens als Erstes denke und dessen Gesicht ich vor Augen habe, wenn ich schlafen gehe. Und es gab noch nie jemanden, der meine Träume hat wahr werden lassen wollen.

Alles, was geschehen ist, hat mich verändert. Ich bin nicht mehr dieselbe Person, die ich vorher gewesen bin. Aber wenn es eine Sache gibt, für die ich kämpfen möchte – dann ist das Ruby.



Mit diesem Gedanken falte ich die Liste wieder zusammen und halte sie fest mit der Hand umschlossen, als ich den Club verlasse.

## Ruby

»Auf Ruby!«, ruft Dad laut.

»Und Lin«, setze ich hinterher und lächle meine Freundin breit an.

»Und Lin!«, wiederholen Mum, Dad und Ember im Chor.

Es war Dads Idee, eine kleine Oxford-Party bei uns zu Hause zu veranstalten und gemeinsam mit Lin auf unseren Erfolg anzustoßen. Als Mum und ich es ihm gesagt haben, hat er uns zunächst kein Wort geglaubt und schließlich verlangt, dass wir ihm die Mail zeigen. Während er sie las, hat er immer wieder »Nein« gemurmelt, nur um mich dann so fest in den Arm zu nehmen, dass mir auch vier Stunden später meine Rippen noch ein bisschen wehtun.

»Ich kann nicht glauben, dass wir genommen wurden«, wispere ich Lin über den Rand meines Sektglases zu.

»Ich auch nicht.«

Der Gedanke, auch die kommenden drei Jahre mit meiner Freundin verbringen zu können, lässt einen Haufen aufgeregter Schmetterlinge in meinem Bauch frei. Ich freue mich so sehr, dass es sich unwirklich anfühlt.

»Wir müssen uns jetzt noch mehr ins Zeug hängen, Lin«, sage ich.

»Könnt ihr euch nicht wenigstens mal einen Abend lang einfach nur freuen?«, fragt Ember.

Mum und Dad lachen, während Lin und ich ein reumütiges Lächeln austauschen. »Du hast recht«, sage ich. »Aber es kann noch so viel schiefgehen!«, fragt Ember.

Lin stellt ihr Sektglas auf den Wohnzimmertisch und nimmt sich einen Nacho, das einzige Fingerfood, das wir auf die Schnelle hervorzaubern konnten. »Wir müssen alle unsere Fächer mit einem A bestehen, nur dann bekommen wir die feste Zusage.«

»Und dann muss ich auch noch für eines der Stipendien ausgewählt werden«, setze ich leise hinterher und versuche die Panik, die sich bei dem Gedanken in mir hochkämpfen will, zurückzudrängen. Die Studienberaterin in Maxton Hall hat mir mehr als einmal versichert, dass meine Chancen dafür überdurchschnittlich gut sind und sie sich an meiner Stelle überhaupt keine Sorgen machen würde. Doch das ist leichter gesagt als getan.

Lins Wangen werden bleich, und sie legt den angebissenen Nacho neben ihrem Glas ab. »Was, wenn ich in irgendeinem Fach doch noch eine schlechtere Note reingedrückt bekomme? Meine Großmutter wird ihr Angebot, mich beim Studium zu unterstützen, bestimmt zurücknehmen.«

»Mädels, ihr sollt feiern und euch nicht zu Tode sorgen!« Mum sitzt gegenüber von Lin und mir auf unserem geblühten Sessel und sieht uns kopfschüttelnd an.

Lin und ich wechseln noch einen sorgenvollen Blick, bevor wir gleichzeitig die Sektgläser nehmen und einen großen Schluck trinken.

»Wahrscheinlich wärt ihr nicht genommen worden, wenn ihr anders drauf wärt, oder?«, meint Ember grinsend. Sie war nicht überrascht von der Zusage und hat versucht, sich für mich zu freuen, aber ich habe auch gemerkt, wie traurig es sie macht, dass ich ausziehen werde. Denn auch wenn Oxford nicht weit weg ist, ist es doch ein Unterschied, ob uns ein halber Flur oder eine zweistündige Zugfahrt voneinander trennen. Ember hasst Veränderungen, und ich bin mir ziemlich sicher, dass wir, ginge es nach ihr, immer zu Hause wohnen bleiben würden – bis an unser Lebensende.

Aber auch wenn ihre Stimmung im Laufe des Tages etwas auf mich abgefärbt hat und ich beim Gedanken auszuziehen wehmütig werde, überwiegt die Freude über die Zusage bei Weitem. Und seit James hier war, habe ich beschlossen, mir diese Freude heute von nichts und niemandem mehr nehmen zu lassen.

Nachdem die Sektflasche leer ist, überlassen Lin und ich meine Eltern dem Fernsehprogramm und gehen nach oben in mein Zimmer.

»Oh Scheiße«, murmelt Lin, als ich die Tür hinter uns schließe. Sie hat den Blick auf ihr Handy geheftet und nimmt, ohne

aufzusehen, auf meinem Schreibtischstuhl Platz.

»Was?«, frage ich.

»Nichts.«

Ihre Antwort kommt so schnell, dass ich hellhörig werde. »Was ist los?«

Sie zuckt die Schultern. »Cyril wurde anscheinend auch genommen.«

Ich zögere einen Moment, dann wispere ich: »James auch.«

»Wirklich? Dann ist ja die halbe Beaufort-Clique in Oxford. Alistair und Wren haben auch auf Instagram gepostet.« Lin tippt noch immer auf ihrem Handy herum. Ich erhasche einen Blick auf das Display und sehe das Bild eines halb nackten Kerls, von dem ich mir ziemlich sicher bin, dass es Cyril ist.

Okay, ich halte es keine Sekunde länger aus. Schon seit Monaten hege ich den Verdacht, dass zwischen Lin und Cyril irgendetwas läuft, von dem niemand weiß. Die Art, wie die beiden miteinander umgehen, spricht Bände. Lange Zeit habe ich geglaubt, sie würden einander verabscheuen – aber mittlerweile bin ich mir sicher, dass das Funken sind, die zwischen ihnen sprühen, wenn sie sich Wortgefechte liefern.

»Was machst du da?«, frage ich vorsichtig, während ich mich im Schneidersitz auf mein Bett setze.

Ertappt blickt sie auf. »Nichts.«

»Du hast jetzt schon zweimal so schnell ›Nichts‹ gesagt, dass ich dir kein Wort glaube.«

Lin beißt sich auf die Unterlippe und sieht wieder auf ihr Handy. Ihre Wangen sind feuerrot.

»Lin, komm her«, sage ich und klopfe energisch auf den Platz neben mir. Skeptisch sieht sie auf die Stelle, auf der meine Hand liegt, steht dann aber langsam auf und tapst zu mir. Während sie sich mit dem Rücken gegen das Kopfteil des Bettes lehnt, die Knie anzieht und sie mit beiden Armen umschlingt, drehe ich mich zu ihr und sehe sie erwartungsvoll an. Sie streicht sich eine ihrer schwarzen Haarsträhnen hinters Ohr. Es kommt mir vor, als wüsste sie nicht, wie sie anfangen soll.

»Ich weiß, dass du nicht gern über solche Dinge sprichst«, sage ich sanft. »Aber du kannst mir immer erzählen, wenn dir etwas auf

dem Herzen liegt.«

Lin schluckt schwer. »Es gibt gar nicht viel zu erzählen«, wisperst sie.

Sie sieht beinahe schüchtern aus – ein Ausdruck, den ich überhaupt nicht von ihr kenne. Lin ist so eine starke, selbstbewusste Person, die immer für sich und ihre Meinung einsteht, ohne sich Sorgen darüber zu machen, was andere denken könnten. Sie jetzt so zu sehen lässt mich plötzlich unruhig werden.

»Ich finde Cyril toll, seit ich dreizehn war.«

Meine Augen weiten sich. »Wirklich?«

Sie nickt langsam. »Als ich auf die Maxton Hall gekommen bin, saßen Cyril und ich in ein paar Fächern nebeneinander. Er ... war nicht immer so wie heute. Damals war er aufmerksam und süß. Er konnte mich richtig zum Lachen bringen. Ich kann gar nicht erklären, was es genau war, das mich so fasziniert hat, aber ich mochte ihn von Anfang an.«

Einen kurzen Moment lang schweigt sie und starrt auf ihre Knie. Ich würde gern etwas Aufmunterndes zu ihr sagen, halte mich aber zurück. Das ist das erste Mal, dass sie mir etwas über ihr Liebesleben erzählt, und ich muss ihr die Zeit geben, die sie dafür braucht, ohne sie zu unterbrechen.

»Allerdings war Cyril, seit ich ihn kenne, in Lydia verliebt, von daher war mir damals schon klar, dass das mit uns nichts werden kann. Trotzdem war ich am Boden zerstört, als sie etwas mit ihm angefangen hat. Sie haben das nie offiziell gemacht, aber du weißt ja, wie schnell so was in der Schule rumgeht. Nachdem sie ihn abserviert hat ... habe ich ihn getröstet. Eines hat zum anderen geführt und ...« Sie zuckt unbeholfen die Schultern, und der Griff um ihre Knie verfestigt sich.

Sie sieht so traurig aus, dass ich mich frage, wie mir das entgehen konnte.

»War es nur eine einmalige Sache oder mehr?«, frage ich vorsichtig.

Lin schüttelt den Kopf und stößt ein atemloses Lachen aus. »Wir schlafen seit zwei Jahren alle paar Wochen miteinander.«

Mein Mund klappt auf. Und wieder zu. Ich kann nicht glauben, dass sie das so lange vor mir verheimlicht hat. »Ich ... Weiß

*irgendjemand* davon?«

Lin schüttelt erneut den Kopf. »Nein. Mir ist klar, dass es für Cy nur Lydia gibt. Das ist auch in Ordnung, aber deshalb will ich nicht, dass es rauskommt. Ich will mir wenigstens ein bisschen Würde bewahren, und wir waren ja auch nie zusammen oder so.« Sie zögert einen Moment. »Außerdem hat es sich jetzt wahrscheinlich ohnehin erledigt.«

»Wie meinst du das?«, frage ich.

»Seit Cordelia Beaufort gestorben ist, hat er sich nicht mehr gemeldet. Wahrscheinlich weil er zu sehr damit beschäftigt ist, Lydia zu trösten.« Sie zuckt mit den Schultern. »Er ignoriert meine Nachrichten und hängt jetzt in der Schule immer bei ihr rum.«

»Ich ...« Ich unterbreche mich selbst und schüttele den Kopf. »War es komisch für dich, Silvester mit Lydia zu verbringen?«

Lin lächelt schmal. »Ich mag Lydia. Und sie kann ja auch nichts dafür, dass ich ausgerechnet den Kerl toll finde, der hoffnungslos in sie verliebt ist.«

»Ich weiß nicht, was ich sagen soll.«

»Das ist nicht schlimm, Ruby, wirklich. Ich hätte mir nur gewünscht, dass er einfach ehrlich zu mir ist. Ich finde nicht, dass ich diese Funkstille verdient habe. Er hätte mir einfach sagen könne, dass Lydia ihm noch eine Chance gibt. «

»Ich glaube nicht, dass das der Grund ist.«

Sie zuckt wieder mit den Schultern. »Es sollte mir egal sein. Es ist ja nicht so, als wäre ich unsterblich in ihn verliebt.«

Ihr Tonfall ist zwar unbekümmert, aber ihr trauriger Blick straft sie Lügen.

»Cyril ist ein Schwein, wenn er sich nicht bei dir meldet und du nicht weißt, woran du bist«, sage ich wütend.

»Ich weiß, dass es sich so anhören muss. Aber wir wussten beide, worauf wir uns da einlassen. Er hat mir nie etwas versprochen, genauso wenig wie ich ihm. Und er kann wirklich toll sein – selbstbewusst, witzig. Und zärtlich ...« Lin läuft knallrot an und vergräbt das Gesicht in den Händen.

»Das klingt eindeutig nach mehr als bloß etwas Körperlichem, Lin.«

»Ich weiß!«, stöhnt sie und lugt zwischen ihren leicht gespreizten Fingern hindurch. »Das habe ich auch erst jetzt gemerkt, wo ich ihn seit einer Ewigkeit nicht mehr außerhalb der Schule gesehen habe. Ich *vermisse* ihn.«

Bei den letzten Worten klingt sie so angewidert, dass ich grinsen muss.

»Habt ihr schon mal darüber geredet? So richtig, meine ich?«, frage ich sanft.

Sie schüttelt den Kopf und wird knallrot. »Cyril und ich reden nie besonders viel miteinander, wenn wir uns sehen.«

Oh Mann.

»Wir sind schon so lange miteinander befreundet, und ich wusste nichts davon. Ich fühle mich gerade wie eine wahnsinnig schlechte Freundin.«

»Du bist eine tolle Freundin. Ich wollte nur niemandem davon erzählen, weil ... ach, keine Ahnung. Die Geheimniskrämerei hatte irgendwie etwas an sich. Aber jetzt, wo das Ganze offenbar für ihn vorbei ist, macht es mich fertig.« Sie seufzt tief. »Wir sind total gleich, Ruby. Wir wollten beide nichts Ernsthaftes anfangen, bevor wir nach Oxford gehen.«

Ebenfalls eines der vielen Dinge, die Lin und mich miteinander verbinden.

»Und jetzt sind sowohl James als auch Cyril in Oxford genommen worden«, murmle ich.

»Ja.«

Eine Weile sind wir still und hängen unseren eigenen Gedanken nach. Als ich an die Maxton Hall gewechselt bin, habe ich all meine Freunde von meiner alten Highschool verloren. Danach habe ich mir vorgenommen, nur noch oberflächliche Bekanntschaften zu pflegen und mich nicht auf mehr einzulassen. Ich wollte nicht Energie in etwas stecken, das mir dann doch wieder genommen wird.

Doch das hat sich geändert, als ich Lin kennengelernt habe. Zwar habe ich nach wie vor Angst, dass auch diese Freundschaft flüchtig ist, aber das Risiko bin ich bereit einzugehen – das hat mir dieses Gespräch einmal mehr verdeutlicht.

Ich greife nach Lins Hand und drücke sie leicht. »Du kannst mit mir über alles reden, Lin. Immer. Ich möchte, dass du das weißt.«

Das habe ich noch nie zu ihr gesagt, und es fällt mir erstaunlich schwer, die Worte über die Lippen zu bringen. Nicht, weil sie nicht aufrichtig sind, sondern weil sie mir so viel bedeuten.

»Danke. Gleichfalls«, krächzt Lin, sichtlich berührt. Sie dreht ihre Hand so, dass wir unsere Finger miteinander verschlingen können. »Das meine ich übrigens ernst. Du kannst mit mir auch jederzeit über James sprechen. Oder über alles andere.«

Ich kaue auf der Innenseite meiner Wange und denke an den Moment heute Mittag, als James vor der Tür stand und all diese Dinge zu mir gesagt hat.

*Ich werde immer dir gehören, Ruby.*

Seine Worte haben den Boden unter meinen Füßen wanken lassen. Er sah so entschlossen aus, als gäbe es in seinem Leben nichts Wichtigeres, als mich zurückzugewinnen.

»James war heute Mittag hier«, fange ich nach einer Weile an.

Lin hält meine Hand weiter fest und sieht mich fragend an. »Was wollte er?«

Ich zucke mit den Schultern. »Er hat gesagt, dass er mich braucht. Dass ich der einzige Mensch bin, der ihn versteht. Und dass er mit mir glücklich werden könnte.«

Lin holt scharf Luft. »Und?«

Ich zucke die Achseln.

Was ich gesagt habe, habe ich ernst gemeint. Es ist nicht mein Job, dafür zu sorgen, dass James glücklich wird. Trotzdem bereue ich es, ihn so angeschrien zu haben. Es ging ihm offensichtlich schlecht, und wahrscheinlich bin ich wirklich die einzige Person, die verstehen kann, warum. In Oxford hat er mir gesagt, dass er noch nie zuvor mit jemandem über seine Zukunftsängste gesprochen hat, und ich kann mir vorstellen, was nach der Zusage für Oxford und dem Termin bei *Beaufort* in ihm vorgegangen sein muss.

Dennoch ... wir sind nicht mehr zusammen. Er kann mir das nicht aufbürden. Ich kann nicht das Einzige in seinem Leben sein, was einen Sinn für ihn ergibt. Das ist nicht der Zweck einer Beziehung.

»Ich möchte für ihn da sein, aber gleichzeitig weiß ich nicht, ob ich das kann«, flüstere ich.

»Das verstehe ich«, erwidert Lin. »Aber ... ich sehe auch, wie er dich bei unseren Meetings ansieht. Ich glaube, er ist fest



entschlossen, dich zurückzugewinnen.«

Ich schüttle den Kopf. »Das ist das, was er *jetzt* will. James ist so sprunghaft – in zwei Wochen passiert bestimmt wieder etwas, was sein Leben aus den Fugen reißt, und dann verschwindet er, dreht durch oder macht irgendetwas, das uns sabotiert, und dafür bin ich einfach nicht bereit. Ich lasse mich nicht noch mal so von ihm verletzen.«

Die letzten Worte kommen so energisch aus mir heraus, dass Lin mich überrascht ansieht.

»Das ist genau das, wofür ich dich so bewundere.«

Ich blinzele irritiert. »Was?«

Sie schenkt mir ein kleines Lächeln. »Ich merke ganz genau, wie fertig dich das mit James gemacht hat. Wie sehr du mit ihm und seiner Familie leidest. Du warst für ihn da, nachdem er dich zutiefst verletzt hat – und jetzt bleibst du stark und konzentrierst dich auf dich selbst. Ich finde, das ist bewundernswert.«

Aus ihrem Mund klingt das alles viel heldenhafter, als ich mich fühle. Ich atme zittrig aus. »Ich habe ihm vorhin ein paar wirklich schlimme Dinge an den Kopf geworfen.«

»Hast du denn noch Gefühle für ihn?«, fragt Lin unvermittelt.

Jetzt bin ich diejenige, die zusammenzuckt.

Ich denke an das, was ich Silvester zu ihm gesagt habe. Ich kann James nicht einfach nicht mehr lieben. Diese Gefühle verschwinden nicht, ganz gleich, wie sehr ich es mir auch wünsche.

»Ja«, flüstere ich.

Lin lächelt mich traurig an. »Blöd, dass man das nicht einfach abstellen kann, oder?«

Ich brumme zustimmend. »Egal. Ich finde, es ist Zeit, dass wir jetzt wieder zum eigentlichen Zweck dieses Abends zurückkehren: Wir wollten feiern.«

Sie nickt kräftig und drückt meine Hand ein letztes Mal, bevor sie sie loslässt. »Du hast recht.«

Ich schnappe mir meinen Laptop und öffne die Oxford-Seite. In der nächsten Stunde schauen wir uns die Wohnheime an, klicken uns durch Foren und fertigen eine Liste mit Dingen an, die wir zusammen unternehmen wollen, wenn wir erst einmal in Oxford eingeschrieben sind.

Doch ganz gleich, wie sehr ich versuche, mich abzulenken:  
James' Worte klingen den gesamten Abend über in meinem Kopf  
nach.

## Ruby

Ich habe das gesamte Wochenende abwechselnd damit verbracht, mich über meine Oxfordzusage zu freuen und mich zu fragen, ob James am Montag zum Treffen des Event-Teams kommen wird – und wie ich mich verhalten soll, falls er auftaucht. Mittlerweile bin ich an einem Punkt angekommen, an dem ich einsehen muss, dass mein Vorsatz von Silvester – einen klaren Schnitt zu machen – gescheitert ist. James ist überall. Wenn nicht als Person, dann in meinen Gedanken, und ich sehe nicht, wie sich das in Zukunft ändern soll, zumal die Erinnerung an James' Worte auch zwei Tage später noch ein aufgeregtes Kribbeln durch meinen Körper schickt.

Genau dieses Kribbeln spüre ich auch, als Lin und ich nach der Mittagspause den Raum betreten und James auf seinem üblichen Platz sitzt, wie immer in letzter Zeit mit einem Buch in der Hand. Dieses Mal ist es der neuste Roman von John Green, wie ich neugierig feststelle, bevor ich den Blick schnell abwende und Lin bitte, noch mal mit mir die Tagesordnung durchzugehen, bis die anderen eingetroffen sind.

Die Minuten ziehen sich wie Kaugummi, aber irgendwann kommt auch Camille durch die Tür geschlendert, und wir können mit dem Meeting beginnen.

»Doug«, fängt Lin an. »Die Plakate kommen super an. Wir haben schon total viel Lob bekommen.«

Doug schenkt Lin ein minimales Lächeln, was immerhin mehr ist, als jeder andere von uns während der letzten Meetings bekommen hat.

»Vielleicht können wir dadurch sogar noch den einen oder anderen Sponsor auf uns aufmerksam machen.«

Ich nicke. »Ansonsten sieht die Gästeliste mittlerweile aber richtig gut aus. Nur dass uns noch immer Laudatoren fehlen, bereitet

mir etwas Bauchschmerzen. Lange bleibt uns nicht mehr«, sage ich.  
»Kieran, hat sich der Professor gemeldet, den du fragen wolltest?«

»Ja«, sagt Kieran, sieht dabei allerdings ziemlich zerknirscht aus. Ich ahne, was als Nächstes kommt. »Der hat leider keine Zeit. Aber wenigstens hat er sich zu einer großzügigen Spende bereit erklärt.«

»Okay, dann ist das so. Immerhin etwas.« Ich lächle ihn aufmunternd an. »Hatte sonst vielleicht jemand Erfolg?«

Die anderen schweigen.

»Na gut, dann –«

James räuspert sich.

Einen Moment lang kämpfe ich mit mir. Ich will ihn nicht ansehen. Aber ich kann ihn auch nicht ignorieren. Das würde bei den anderen nur Fragen aufwerfen, die ich nicht beantworten möchte. Oder kann.

»Ja, Beaufort?«, springt Lin mir bei.

»Alice Campbell hat sich bereit erklärt, die Abschlussrede zu halten.«

Ich reiße den Kopf nach oben.

James fängt meinen Blick auf. Erst jetzt sehe ich, wie blass sein Gesicht ist. Außerdem sind unter seinen Augen dunkle Ringe, als hätte er seit Samstag nicht mehr geschlafen.

Ich bereue es noch immer, ihm diese Worte an den Kopf geworfen zu haben. Das hat er nicht verdient, und ich wünschte, ich könnte noch mal in Ruhe mit ihm reden und ihm erklären, warum ich so wütend geworden bin, als er vor meiner Haustür stand.

Das schlechte Gewissen muss mir ins Gesicht geschrieben stehen, denn James' Augen verengen sich, bevor er weiterspricht, als wäre nichts gewesen. »Das Familienzentrum hat ihr und ihrer Familie vor einigen Jahren sehr dabei geholfen, wieder auf die Beine zu kommen. Sie würde sich freuen, uns bei der Gala zu unterstützen. Ich habe ihr gesagt, dass du dich bei ihr melden wirst, um die Details mit ihr zu besprechen.«

Ich starre ihn ungläubig an. Spätestens als sich ein kleines, aber zufriedenes Lächeln auf seinem Gesicht ausbreitet, weiß ich, dass das kein Zufall sein kann. Er hat sich tatsächlich daran erinnert, dass ich einmal in einem Halbsatz erwähnt habe, wie sehr ich Alice Campbell und ihre Arbeit bewundere.

Ich weiß nicht, was ich mit dieser Information anstellen soll. Je länger ich darüber nachdenke, desto größer wird der Wunsch, noch einmal in Ruhe mit ihm zu sprechen.

Ich überlege fieberhaft, wie ich ihn nach dem Meeting kurz zurückhalten könnte.

»Wirklich super, Beaufort«, sagt Lin, nachdem ich zu lange geschwiegen habe. »Danke. Wenn du noch mehr Leute hast, die wir kontaktieren können, sag gern Bescheid.«

James räuspert sich erneut. »Die Boyd Hall ist übrigens auch so weit vorbereitet. Hausmeister Jones weiß Bescheid, dass nächsten Freitag um sechzehn Uhr die Dekorationsfirma kommt.«

Einen Moment lang ist es ganz still im Gruppenraum.

»Dafür, dass du die Arbeit hier zu Beginn so verabscheut hast, legst du dich ganz schön ins Zeug«, wirft Jessalyn ein.

James antwortet nichts, sondern wirft mir nur einen Blick zu, der für eine Gänsehaut auf meinen Armen sorgt.

»Das ist direkt nach unserem Meeting«, sagt Lin. »Ich würde sagen, wir gehen dann einfach gemeinsam rüber, oder?«

Zustimmendes Murmeln geht durch den Raum.

»Der nächste Punkt ist die Fotobooth«, sagt Lin und reißt mich damit aus meinen Gedanken.

Plötzlich blitzt eine Idee in meinem Kopf auf. Sie scheint mir riskant, aber auch aufregend. Sie würde mir die Gelegenheit bieten, mit James zu reden und mich bei ihm zu entschuldigen. Fernab von Lins kritischem Blick und Camilles neugierigen Ohren.

»Genau.« Ich räuspere mich. »Ich kann das Auto meiner Eltern am Samstag haben und würde sie damit dann abholen. Allerdings sollen die Einzelteile ziemlich schwer sein.«

Ich nehme all meinen Mut zusammen und sehe wieder zu James.

»James«, sage ich mit fester Stimme. »Würdest du die Fotobooth bitte mit mir abholen kommen?«

Für den Bruchteil einer Sekunde blitzt Überraschung in seinen Augen auf.

Doch dann nickt er und sagt: »Ja, klar«, als wäre meine Frage nichts Besonderes gewesen.

Ich ignoriere sowohl das leise Geräusch, das Camille ausstößt, als auch den vielsagenden Blick, den Lin mir zuwirft. Stattdessen verbringe ich den Rest der Sitzung damit, auf meinen Planer zu starren und mich zu fragen, was zur Hölle ich da gerade getan habe.

Als ich am Samstag auf den Maxton-Hall-Parkplatz fahre, wartet James bereits auf mich. Er trägt Jeans, einen schwarzen Mantel und einen grauen Schal. Gerade bläst er sich in die Hände, um sie aufzuwärmen, und ich frage mich automatisch, wie lange er schon dort steht.

Als er mich entdeckt, lässt er die Hände sinken und lächelt mich unsicher an. Ich habe keine Ahnung, was dieses Lächeln zu bedeuten hat. Es ist ein neues Lächeln. Eines, bei dem seine Haltung starr und seine Augen traurig sind. Eines, das nach unserer Trennung entstanden ist – nach dem Tod seiner Mutter und allem, was seitdem passiert ist.

Ich vermisse sein altes Lächeln.

Ich verdränge den Gedanken, als ich vor James zum Stehen komme. Wenn ich diesen Tag halbwegs erfolgreich hinter mich bringen will, muss ich mich zusammenreißen.

»Guten Morgen«, sagt er und lässt sich auf den Beifahrersitz unseres Minivans fallen. Unser Auto ist alt und ziemlich klapprig, aber es fährt, und das ist das Wichtigste. Zum Glück habe ich es gestern Abend noch mal mit Ember sauber gemacht, denn jetzt merke ich, dass es etwas eigenartig Intimes hat, wie James sich im Innern des Wagens umsieht.

Als er den Yankee-Candle-Duftbaum, der am Rückspiegel baumelt, in Augenschein nimmt, starte ich schließlich wieder den Motor.

»Meine Mutter liebt diese Dinger«, erkläre ich. »Sie steht total auf blumige Düfte, was meine Schwester immer in den Wahnsinn treibt. Ember hasst den Geruch von Rosen, aber Mum liebt ihn.«

Ich sollte aufhören, wirres Zeug von mir zu geben. Schließlich habe ich James nicht ohne Grund gebeten, heute mit mir diesen Ausflug zu machen. Allerdings finde ich es auch schwierig, das Gespräch gleich auf unsere gescheiterte Beziehung zu lenken. Vor

allem wenn man bedenkt, wie lange wir noch zusammen in diesem Auto sitzen werden.

»Meine Mum mochte blumige Gerüche auch immer.«

Es kostet mich große Mühe, den Blick weiter auf der Fahrbahn zu halten, statt den Kopf abrupt zu ihm zu drehen. Offensichtlich hat James keine Probleme damit, den Small Talk zu überspringen.

»Fehlt sie dir?«, frage ich leise.

Er braucht einen Moment, bis er zustimmend brummt.

»Irgendwie schon. Es ist anders ohne sie.«

»Inwiefern?«

Aus dem Augenwinkel sehe ich, dass er mit der Schulter zuckt.

»Es gibt keinen Puffer mehr zwischen meinem Vater und mir. Die Position will Lydia jetzt einnehmen, aber ich versuche alles, damit es nicht dazu kommt. Sie soll nicht zwischen den Stühlen stehen – schon gar nicht jetzt.«

»Wie geht es ihr? Ich habe sie diese Woche kaum gesehen.«

»Ganz gut. Glaube ich.« Er zögert kurz. »Ich würde mir wünschen, dass sie es Sutton endlich sagt. Gleichzeitig verstehe ich, warum sie es nicht tut.«

»Die ganze Situation ist einfach total beschissen.«

»Ja.« Einen Moment lang schweigt er, dann räuspert er sich.

»Und, wie geht es dir?«

Keine Ahnung, wie es sein kann, dass sich ein Gespräch so normal und merkwürdig zugleich anfühlt.

»Gut. Ich ... ähm. Ich wurde auch in Oxford genommen.«

»Ich wusste es. Sie wären auch ganz schön blöd gewesen, dich abzulehnen«, gibt er zurück. »Herzlichen Glückwunsch, Ruby.«

Überrascht werfe ich ihm einen Blick zu. Er erwidert ihn ernst.

Ich verstehe nicht, wie er das immer macht. An einem Tag ist er am Boden zerstört und steht zitternd vor meiner Haustür, am nächsten bringt er in Maxton Hall die Kraft auf, so zu tun, als wäre nichts gewesen. Und auch jetzt wirkt er völlig gefasst, obwohl ich weiß, dass der letzte Samstag nicht spurlos an ihm vorbeigegangen ist.

»Danke«, murmle ich. Einen Moment lang suche ich nach den richtigen Worten für das, was ich ihm als Nächstes sagen möchte. Obwohl ich seit Montag Zeit hatte, mir darüber Gedanken zu

machen, ist mein Kopf jetzt wie leer gefegt. »Was ich letztes Wochenende zu dir gesagt habe, tut mir leid«, fange ich schließlich an. »Das war –«

»Ruby«, will James mich unterbrechen, aber ich schüttele den Kopf.

»Ich möchte über dich hinwegkommen«, sage ich leise. »Aber das wird auch nicht leichter, wenn ich gemein zu dir bin. Es tut mir wirklich leid. Und es war mir wichtig, dass du das weißt.«

Ich spüre seinen Blick auf mir. »Es gibt nichts, wofür du dich entschuldigen müsstest«, sagt er leise.

Ich weiß nicht, was ich darauf antworten soll. Die Worte klingen bitter, als er sie ausspricht, und ich würde ihm gern widersprechen, andererseits habe ich auch Angst, dass das Gespräch dann in eine Richtung geht, für die ich jetzt noch nicht bereit bin. Ich wollte mich entschuldigen, und das habe ich getan. Für mehr habe ich im Moment, glaube ich, nicht die Kraft.

Also schweige ich und trete auf das Gaspedal. Die Stille zwischen uns wird erdrückender, je länger sie anhält, und irgendwann halte ich es nicht mehr aus und drehe das Radio auf. Die fröhliche Popmusik, die auf dem Sender läuft, den Mum immer hört, ist ein krasser Gegensatz zu der aufgeladenen Stimmung, die zwischen James und mir herrscht. Zwar verbringen wir den Rest der fünfzehnminütigen Fahrt schweigend, aber ich bin mir James' Anwesenheit in jeder Sekunde bewusst. Ich höre sein leises Atmen und spüre, wenn er sich neben mir bewegt. Und obwohl die Heizung nicht hoch eingestellt ist, wird mir warm, wenn ich daran denke, dass ich nur die Hand ausstrecken müsste, um ihn zu berühren.

Ich bin unendlich froh, als wir auf dem alten Industriegelände ankommen und ich endlich aus dem Wagen steigen kann. Die kalte Luft fühlt sich wie eine Wohltat an meinen heißen Wangen an.

»Dort drüben müssen wir rein«, sage ich und deute auf eine Garage, über der ein buntes Schild mit dem Namen des Verleihs angebracht ist. James tritt neben mich, und als wir zusammen losgehen, streife ich mit dem Arm einmal seinen.

Wir tragen beide dicke Mäntel.

Trotzdem fühlt sich die Berührung an wie ein elektrischer Schlag.



Möglichst unauffällig mache ich einen Schritt zur Seite und eile auf den Seiteneingang der Garage zu. Ich schiebe mich durch die Tür und betrete die kleine Halle.

Ich sehe mich um. Auf der Internetseite sah dieser Laden deutlich einladender aus. Schwaches gelbes Licht beleuchtet gerade einmal das Nötigste, und die Decken sind niedrig und voller Spinnweben. Die verschiedensten elektronischen Geräte stehen und liegen herum, den meisten Raum nehmen aber die Fotobooths ein, von denen es mindestens zwanzig gibt. Aus kleinen Lautsprechern ertönen leise Elektrobeats, zu denen ein Mann mit Halbglatze, der hinter einem schmalen Tresen an einem Schreibtisch sitzt, seinen Kopf im Takt hin und her bewegt.

»Einen netten Laden hast du da rausgesucht«, raunt James, doch bevor ich etwas erwidern kann, entdeckt uns der Mann und erhebt sich lächelnd.

»Du bist bestimmt Ruby«, sagt er, als er auf uns zukommt.

»Genau«, antworte ich mit einem Nicken und ergreife seine ausgestreckte Hand. »Und das hier ist James.«

Die beiden schlagen ebenfalls ein.

»Ich bin Hank und gebe euch eine kurze Einweisung in die Fotobooth. Kommt ihr einmal rum?« Er macht eine kreisende Handbewegung um den Tresen herum und deutet dann auf eine der Boxen.

»Für diese hier habt ihr euch entschieden, richtig?«, fragt er, als wir davor zum Stehen kommen.

Ich nehme das Modell in Augenschein. Die Wände sind schwarz, der Eingang ist mit einem roten Vorhang abgehängt. An einer Seite ist eine schmale Öffnung, über der ein beleuchtetes Schild befestigt ist, auf dem »Fotos« steht. Direkt neben dem Eingang hängt eine kleine Tafel, auf der mit weißem Marker einige Angaben zu den Filtern stehen, die man beim Fotografieren verwenden kann. Die Handlettering-Schrift, die verwendet wurde, ist wunderschön schnörkelig.

»Hier würde ich am liebsten noch etwas zu unserer Gala schreiben. Ist das möglich, Hank?«, frage ich und deute auf die kleine Tafel.

Er nickt. »Ich habe noch irgendwo einen Marker, den ich dir gerne mitgeben kann.«

Ich lächle ihn an. »Perfekt, vielen Dank.«

»So, und jetzt zur Erklärung: Hier drin ist eine Spiegelreflexkamera eingebaut, die über den Touchscreen ausgelöst wird. Es ist eigentlich ganz leicht, zum Auslösen muss man einfach auf das Kamera-Symbol drücken. Dann hat man drei Sekunden Zeit, und das Bild wird geschossen. Danach kann man es mit den Filtern bearbeiten oder – falls es nichts geworden ist – löschen und ein neues machen.«

Ich schiebe den roten Vorhang ein Stück beiseite und betrachte den Touchscreen. »Das sieht wirklich kinderleicht aus.«

»Wollt ihr es mal ausprobieren?«, fragt Hank mit einem beinahe jugenhaften Grinsen.

Bevor ich verneinen kann, antwortet James: »Ja, bitte.«

Ich hebe eine Augenbraue, doch er beachtet mich nicht und geht in die Box. Er hält den Vorhang auf und sieht mich erwartungsvoll an.

»Worauf wartest du? Rein mit dir!«, sagt Hank neben mir.

Kurzerhand gehe ich in die kleine Kabine und sehe James skeptisch an. Er wiederum betrachtet konzentriert den Touchscreen. »Wir müssen prüfen, ob alles intakt ist, oder nicht?«, fragt er leise.

Es irritiert mich, dass ich nicht selbst daran gedacht habe, sondern zu sehr damit beschäftigt war, mindestens eine Armeslänge Abstand zu James zu halten.

»Ruby, du verdeckst die Kamera.«

Ich dränge mich mit dem Rücken an der Wand entlang, bis ich hinter James stehe, der auf dem kleinen Hocker vor der Kamera Platz genommen hat.

»Schau mal da rein«, sagt James plötzlich und deutet auf das kleine schwarze Loch über dem Touchscreen.

Ich beuge mich zu ihm runter, bis ich über seine Schulter und in die Kamera sehen kann. Jetzt tauche auch ich auf dem Bildschirm auf, doch ich kann mich kaum auf das verschwommene Bild unserer Gesichter konzentrieren.

Eine von James' Haarsträhnen kitzelt meine Wange, und sein vertrauter Geruch dringt in meine Nase. In meinem Mantel wird mir

plötzlich noch viel wärmer. James neben mir scheint wie erstarrt, ich glaube sogar, dass er aufgehört hat zu atmen. Langsam drehe ich den Kopf und sehe ihn an. Ich bin ihm so nah, dass ich seine Haut mit meinem Mund streifen könnte, wenn ich wollte.

In diesem Moment drückt James auf den Auslöser.

Das leise Klicken reißt mich aus meiner Trance, und ich zucke zurück. Schlagartig werde ich mir wieder bewusst, wieso wir eigentlich hier sind – und was ich da gerade fast getan hätte.

»Scheint alles zu funktionieren«, sagt James, als hätte er von den Funken, die vor ein paar Sekunden zwischen uns gesprüht haben, nichts gemerkt.

Habe ich mir die Hitze zwischen uns nur eingebildet?

So schnell ich kann, schiebe ich mich nach draußen, wo Hank bereits mit dem Fotostreifen in der Hand auf uns wartet.

»Eine merkwürdige Pose, aber immerhin scheint ihr das mit dem Auslöser hinbekommen zu haben«, sagt er und drückt mir die vier kleinen Fotos in die Hand.

Nein, ich habe mir die Hitze eindeutig nicht eingebildet.

Auf dem Foto habe ich den Kopf zu James gewandt, während er direkt in die Kamera sieht. Und sein Blick ...

Ich schlucke trocken.

Ich kenne diesen Blick. Und auch diesen Zug um seinen Mund.

James muss es auch gefühlt haben. Da bin ich mir in dieser Sekunde absolut sicher.

»Sehr schön«, krächze ich und will Hank die Bilder zurückgeben, doch bevor ich das tun kann, nimmt James sie mir aus der Hand. Ohne sie überhaupt anzusehen, schiebt er sie in seine Manteltasche.

»Wo müssen wir unterschreiben?«, fragt er in demselben geschäftlichen Tonfall, den er auch benutzt hat, als wir damals bei *Beaufort* waren.

Hank führt uns zurück zum Tresen, wo ich drei Formulare unterzeichne und ein kleines Handbuch für die Bedienung und das Nachfüllen der Bilder bekomme. Anschließend hieven wir die Teile der Box zu dritt in den Kofferraum meines Autos. Ich bin froh, wieder draußen an der frischen Luft zu sein. Sie ist mir und meinen heißen Wangen eine willkommene Abkühlung.

Auf der Rückfahrt schalte ich das Radio wieder an, noch ein bisschen lauter als zuvor. Wieso in aller Welt habe ich geglaubt, dass es eine gute Idee ist, James zu bitten, mit mir hierherzukommen? Es hätte mir klar sein müssen, wie schwer es wird, ihm über einen so langen Zeitraum so nah zu sein.

Aus dem Augenwinkel sehe ich, dass James seinen Mantel aufknüpft und anschließend den Schal von seinem Hals wickelt.

»Wenn dir zu warm ist, kann ich die Lüftung ein bisschen kälter einstellen«, bringe ich mühsam hervor.

»Ruby.« Die Art, wie er meinen Namen flüstert, ist mir so vertraut.

Ich umklammere das Lenkrad fest, während ich mit aller Kraft versuche, mich auf die Straße zu konzentrieren. Die Luft zwischen uns wird immer aufgeladener, aber ich versuche, das mit aller Kraft zu verdrängen.

Die Ampel vor uns schaltet auf Rot, und ich bremse langsam und lasse das Auto bis zur Haltelinie rollen. Dann riskiere ich einen Blick in seine Richtung. James sieht mich an, und in seinen Augen sehe ich unzählige Gefühle, die den Impuls in mir auslösen, nach ihm zu greifen, ihn zu umarmen und festzuhalten.

»Ich wollte nur sagen, dass es ...«

»Bitte nicht«, unterbreche ich ihn flehend und schüttle den Kopf.

Er beißt die Zähne so fest zusammen, dass ein Muskel in seinem Kiefer zu zucken beginnt. Wir sehen uns einen Moment lang an, und zwischen uns sind so viele unausgesprochene Worte.

Aber ich kann jetzt nicht mit ihm reden. Es geht einfach nicht. Nicht, wenn ich das Gefühl habe, jeden Moment einzuknicken.

Im nächsten Moment wendet James den Blick ab und sieht wieder nach vorn. »Es ist Grün.«

Ich trete aufs Gaspedal. Der Weg bis zur Schule kam mir noch nie so lang vor.

Ruby

»Ich glaube, ich hätte es gerne ein bisschen mehr in eine minzigere Richtung«, sagt Ember nachdenklich.

Ich ziehe den Cursor auf dem Farbfeld weiter nach links oben, bis das Moosgrün heller wird und in eine bläulichere Richtung geht. »So?«

Meine Schwester gibt einen zustimmenden Laut von sich. Ich speichere die Farbe ab und gehe in Wordpress auf die Vorschauansicht, damit wir unser Werk betrachten können.

Embers Blog *Bellbird* hat ein Rebranding bekommen, mit einem neuen Logo, einem moderneren Wordpress-Theme und einer frischen Farbpalette. Ganz oben wird der neueste Beitrag angezeigt – ein Guide über ethische korrekte Plus-Size-Mode –, direkt darunter befinden sich in drei kleineren Fenstern Thumbnails der beliebtesten Beiträge. Auf der rechten Seite hat sie die Links zu ihren Social-Media-Profilen eingefügt sowie ein Bild, das ich im letzten Sommer von ihr gemacht habe. Darauf steht sie in einem Feld mit Blumen und trägt ein sommerliches Maxikleid mit Blumenmuster und einem tiefen Ausschnitt. Ich kann mich noch genau an den Moment erinnern, als ein Grashüpfer auf sie gesprungen ist und ich sie dabei fotografiert habe, wie sie versucht hat, ihn loszuwerden – es war zum Schreien. Leider hat sie das Bild, auf dem sie kreischt, nicht als Anzeigebild genommen, sondern eines, auf dem sie herzlich lacht und sich eine Haarsträhne aus dem Gesicht streicht. Direkt unter dem Bild steht:

Hi, ich bin Ember! Plus-Size-Fashion-Bloggerin, Liebhaberin von Worten und Kuchen und inspiriert von allem, was schön ist. Viel Spaß auf meinem Blog!

»Es sieht super aus«, sage ich ehrfürchtig. »Richtig professionell.«

»Das sagst du jedes Mal«, erwidert Ember und scannt die Seite mit zusammengekniffenen Augen. Was ihren Blog angeht, ist sie so perfektionistisch wie ich mit meinem Bullet Journal.

»Ich weiß, aber es ist ja die Wahrheit.« Ich browse durch ihre letzten Outfit-Posts. Obwohl ich es war, die die Bilder gemacht hat, könnte ich sie mir immer wieder anschauen. Ember sieht wunderschön auf ihnen aus. Zum wiederholten Mal wünsche ich mir, Mum und Dad würden dem Thema Social Media nicht ganz so kritisch gegenüberstehen. Sie haben Bedenken, Ember könnte zu viel Privates preisgeben, dabei geht sie *Bellbird* beeindruckend professionell an. Inzwischen hat sie sogar schon ein paar Marken, mit denen sie regelmäßig zusammenarbeitet und die ihr Sachen zuschicken.

»Ich habe übrigens ein Kleid gesehen, das wie für dich gemacht ist«, sagt meine Schwester unvermittelt. »Du brauchtest doch noch eins für die Gala?«

Ich nicke. »Zeig her.«

Sie zieht den Laptop ein Stück in ihre Richtung, und ihr winziger Schreibtisch wackelt gefährlich. Schnell umklammere ich mein Glas Orangensaft, damit es nicht umfällt. Wir sitzen seit mittlerweile zwei Stunden hier, Seite an Seite, und arbeiten an ihrem Blog, während Frank Oceans melodische Stimme aus den kleinen Boxen des Laptops tönt.

Ember öffnet eines ihrer Lesezeichen, und gemeinsam schauen wir dabei zu, wie sich die Seite langsam aufbaut und schließlich ein Kleid angezeigt wird, das mir ein leises Seufzen entlockt. Es hat einen V-Ausschnitt, ist schwarz und aus einem fließenden Stoff gefertigt, der eng an der Taille ist und ab der Hüfte in weichen Wellen nach unten fällt.

»Gibt es davon noch mehr Bilder?«, frage ich, allerdings fällt in diesem Moment mein Blick auf den Preis. »Oh Gott. Es kostet über zweihundert Pfund«, bringe ich hervor und hebe einen Finger, um das Fenster sofort zu schließen. »Warum zeigst du mir so was?«

Ember fängt meine Hand mit ihrer ab und sagt grinsend: »Nicht für uns. Das Unternehmen hat mir eine Kooperation angeboten.«

Ich zögere. Ich weiß, dass Ember inzwischen viele Anfragen für Kooperationen mit irgendwelchen Shops bekommt, aber das

bedeutet ja nicht, dass sie jede einzelne davon annehmen muss.

»Du suchst doch schon seit einer Ewigkeit«, fährt meine Schwester fort. »Und das hier wäre perfekt für so einen schicken Anlass, oder nicht? Ich könnte es anfragen.«

Ich schüttle sofort den Kopf. »Nein, das kann ich nicht annehmen.«

»Wieso nicht?«

Ich zucke unschlüssig mit den Schultern. »Keine Ahnung. Ist es nicht irgendwie merkwürdig, etwas umsonst zu bekommen?«

»Glaubst du etwa, Schauspieler bezahlen für die Kleider, die sie sich von Designern für Premieren und Preisverleihungen borgen?«

»Darüber habe ich mir ehrlich gesagt noch nie Gedanken gemacht«, gebe ich zu.

»Dann weißt du es jetzt«, sagt meine Schwester. »Die haben mir drei Kleider zur Probe angeboten und sogar eine Bezahlung, wenn ich eine ehrliche Rezension schreibe, was die Passformen angeht und so. Ich würde dann nur gern ein Bild von uns beiden machen, wie wir die Kleider tragen und vorführen – wenn das okay für dich ist.«

Wieder sehe ich das Kleid an. Ich klicke mich durch die nächsten Bilder und verliebe mich mit jedem Foto mehr in den ausladenden Rock, den weich aussehenden Stoff und die kleinen Applikationen, die das Dekolleté säumen. So ein elegantes Kleid habe ich noch nie getragen – abgesehen von dem, das mir die Beauforts im letzten Oktober für Halloween geliehen haben.

»Ich brauche gar nicht zu fragen, oder?«, sagt Ember plötzlich, und als ich verwirrt den Kopf zu ihr drehe, meidet sie meinen Blick. Sie lächelt resigniert. »Du möchtest mich wahrscheinlich wieder nicht mitnehmen, richtig?«

»Ember«, seufze ich und hole Luft, um meine automatische Antwort von mir zu geben. Dann halte ich inne.

In den letzten Wochen war Ember Tag und Nacht für mich da. Sie hat sich um mich gekümmert und kein Wort zu Mum und Dad darüber verloren, was mit James geschehen ist – ganz gleich, wie hartnäckig sie nachgebohrt haben.

Ich weiß, wie sehr Ember sich wünscht, einmal auf eine unserer Partys zu gehen. Und wenn ich genauer darüber nachdenke, ist die

Charity-Gala wahrscheinlich sogar ein besserer Anlass als alle anderen Partys, die in Maxton Hall gefeiert werden. Es ist die eine Veranstaltung im Jahr, bei der sich die Schüler ohne Ausnahme von ihrer besten Seite zeigen. Zu viele große Namen und einflussreiche Personen sind anwesend, als dass es sich jemand erlauben würde, negativ aufzufallen. Deshalb ist die Stimmung gediegen und die Chance, dass etwas passieren könnte, relativ gering.

Ember beobachtet mich aufmerksam. Sie ist vollkommen regungslos, als würde sie es nicht wagen, auch nur einen Muskel zu bewegen, aus Angst, dadurch eine negative Antwort zu provozieren.

»Ich nehme dich mit«, sage ich schließlich.

Embers Augen werden groß. »Meinst du das ernst?«, fragt sie ungläubig.

Ich atme tief durch. Es sind unsere letzten gemeinsamen Monate, und ich möchte sie so schön wie möglich mit ihr verbringen. Bald würden wir einander nicht mehr täglich sehen, und auch wenn ich mich riesig über Oxford freue, macht der Gedanke mir Angst.

»Es wird ein paar Bedingungen geben«, setze ich mit fester Stimme hinterher, weil ich will, dass Ember weiß, dass ich es ernst meine. Sie macht eine Handgeste, dass ich fortfahren soll. »Du wirst den Abend über bei mir bleiben. Und du unterhältst dich nur mit Leuten, die ich kenne und vorher absegne. Ich möchte wirklich nicht, dass du an jemand Komisches gerätst. Einverstanden?«

Ember fällt mir so heftig um den Hals, dass ich beinahe vom Stuhl rutsche und mich an ihrem Schreibtisch festklammern muss.

»Du bist die Beste! Ich werde dir keine Sekunde von der Seite weichen«, ruft sie. Ich erwidere ihre Umarmung und schließe einen Moment lang die Augen. Ein Anflug von Sorge überkommt mich, und ich frage mich, ob ich die richtige Entscheidung getroffen habe. Schließlich weiß ich am besten, was auf diesen Partys passieren kann. Andererseits wird Ember bald siebzehn. Sie ist schlau und selbstbewusst und weiß, was sie will. Wahrscheinlich muss ich einfach mehr Vertrauen in sie haben.

Ich bin überzeugt, dass ich mich richtig entschieden habe, als Ember sich von mir löst und mich mit leuchtenden Augen anstrahlt. »Das heißt, wir können jetzt offiziell Kleider shoppen. Und ich habe



sogar einen Anlass, für den ich es tragen könnte! Außerdem wird das der beste Blogeintrag aller Zeiten. Ich bin so aufgeregt!«

Ich erwidere ihr Lächeln und spüre, wie ihre Aufregung und ehrliche Freude auf mich überschwappen. Es ist das erste Mal seit Langem, dass ich mich so unbeschwert fühle. »Ich freue mich, wenn du dich freust.«

Bei meinen Worten verblasst das Lächeln meiner Schwester plötzlich.

»Was denn?«, hake ich nach.

Ember weicht meinem Blick aus. Sie beginnt, Seiten in ihrem Internet-Browser aufzurufen, scheint aber nicht wirklich zu wissen, was sie eigentlich tut. »Es ist nicht so wichtig. Ich kann nur nicht glauben, dass das tatsächlich unsere letzten gemeinsamen Monate sind.«

»Nur weil ich ausziehe, bedeutet das ja nicht gleich, dass wir uns gar nicht mehr sehen werden, Ember«, sage ich sanft.

Ember starrt weiter auf den Bildschirm ihres Laptops. »Doch, und das weißt du auch.«

Energisch schüttle ich den Kopf. »Die Dinge werden sich ein bisschen verändern, aber das heißt nicht, dass wir uns überhaupt nicht mehr sehen. Ich werde jedes Wochenende nach Hause kommen, und ich werde auch weiterhin mit dir an deinem Blog arbeiten. Wir werden telefonieren und skypen, und ich werde dir peinliche Bilder von meinem Mittagessen schicken und dir berichten, welche Bücher ich gerade lese, und ...«

Sie unterbricht mich mit einem Lachen. »Du musst es mir versprechen, Ruby«, sagt sie gleich darauf ernsthaft.

Ich lege einen Arm um die Schulter meiner kleinen Schwester und ziehe sie an meine Seite. »Versprochen.«

James

Die Woche vor der Gala ist eine der stressigsten in meinem Leben.

Ich muss immer noch den ganzen Schulstoff aufholen, den Lydia und ich vor Weihnachten verpasst haben, außerdem gibt es für die Feier noch so viel vorzubereiten, dass ich irgendwann nicht mehr weiß, wo mir der Kopf steht. Ruby und Camille beschließen

montags, die Glühbirnen in der Boyd Hall durch welche zu ersetzen, die ein gedimmtes Licht abgeben und somit eine stimmungsvolle Atmosphäre schaffen. Also muss ich Glühbirnen besorgen.

Dienstags entscheidet der Pianist, dass er für lächerlich wenig Musik plötzlich einen viel höheren Lohn haben will. Also muss ich gemeinsam mit Kieran zu ihm fahren und ihn runterhandeln. Auf der Fahrt überredet mich Kieran dazu, mir am Mittwoch die Proben des Schulchors anzuhören und deren Songliste zu checken, weil Ruby keine Zeit hat und Lin die Feinheiten klassischer Musik nicht versteht (seine Worte). Der Höhepunkt ist allerdings am Donnerstag, als das Team zusammengerufen wird, um das Silberbesteck zu polieren (nicht meine Lieblingsaufgabe) und Servietten zu Bischofsmützen zu falten (purer Hass). Ich habe mich immer für einen sehr fingerfertigen Menschen gehalten – anscheinend aber nicht, wenn es darum geht, Anleitungen zum Serviettenfalten zu befolgen.

Die Jungs gucken mich schräg an, wenn ich völlig fertig zum Lacrosse-Training komme oder es sogar ganz ausfallen lassen muss, stellen aber keine Fragen. Ich wüsste auch nicht, wie ich erklären soll, was gerade bei mir los ist.

Es fühlt sich an, als würde ich mich an einen Strohhalm klammern und mich weigern loszulassen. Ruby hat mir auf der Rückfahrt zur Schule zwar deutlich gemacht, dass sie noch nicht bereit für das ist, was ich zu sagen habe. Und das respektiere ich auch. Aber dieser Moment in der Fotobooth – als wir uns so nahe waren, Rubys Lippen nur ein paar Zentimeter von meinem Kiefer entfernt, und ich ihren stockenden Atem auf meiner Haut spüren konnte ... In diesem Augenblick wurde mir klar, dass ich nicht umsonst kämpfe.

Und solange auch nur ein Funke Hoffnung für uns existiert, werde ich nicht aufgeben. Ich war noch nie ein sonderlich geduldiger Mensch, aber wenn es um Ruby geht, habe ich alle Zeit der Welt – oder werde sie mir nehmen. Ruby ist es wert.

Nichtsdestotrotz atme ich durch, als ich am Freitag meine Sportsachen anziehen und endlich wieder aufs Feld gehen kann. Der Zirkelkurs, den der Coach uns durchlaufen lässt, ist hart, aber die körperliche Anstrengung tut gut und lenkt mich ab. Gerade müssen wir uns gegenseitig Huckepack über den Sportplatz tragen.

Alistair ist zwar ziemlich stark, versagt aber nach zehn Minuten unter meinem Gewicht, und wir gehen beide zu Boden.

»Verdammt«, knurre ich und rolle mich auf den Rücken. Obwohl mittlerweile Februar und der Frühlingsbeginn in greifbarer Nähe ist, ist es immer noch arschkalt draußen und der Boden verflucht hart. Ich bin mir ziemlich sicher, dass ich mir gerade beide Knie aufgeschlagen habe.

»Weitermachen!«, bellt Coach Freeman und bläst kräftig in seine Trillerpfeife.

»Und weiter geht's«, sagt Alistair und klatscht in die Hände.

Er positioniert sich wieder vor mir, während Kesh und Wren zu zweit an uns vorbeihechten.

»Ich bin dran«, gebe ich zurück und deute auf meinen Rücken. Alistair verdreht die Augen, kommt meiner Aufforderung aber nach und springt auf. Im nächsten Moment sprinte ich los, vorbei an meinen Mannschaftskameraden, so schnell ich kann, bis jeder Muskel in meinem Körper brennt und der Abstand zu Kesh und Wren immer geringer wird.

Als wir auf gleicher Höhe sind, stöhnt Wren auf. »Nicht schon wieder!« Er schlägt Kesh in die Seite, damit er schneller wird. »Hau rein, Mann.«

Mit verbissenem Gesichtsausdruck legt Kesh an Tempo zu, und ich ziehe unter einem Ruf von Alistair nach. Dadurch, dass ich ein Training in der Woche verpasse, stehe ich ohnehin unter Beobachtung. Nicht nur von meinen Freunden, sondern auch von Coach Freeman. Ich kann es mir nicht erlauben, jetzt nachzulassen, auch wenn meine Brust bei jedem Atemzug brennt wie die Hölle.

Am Ende kommen Kesh und ich beinahe gleichzeitig an. Ich bin so außer Atem, dass ich es nur mühsam schaffe, mich nicht auf alle viere fallen zu lassen. Kesh hält mir die Faust hin, und ich schlage ihn ab, während Wren mich schubst. »Du bist ein Biest. Wie hast du so schnell aufgeholt, Beaufort?«

Ich zucke mit den Schultern, noch immer viel zu fertig, um auch nur ein Wort herauszubringen.

»Ihr habt heute richtig gut mitgezogen, Jungs!«, ruft Coach Freeman und klatscht mehrmals in die Hände. Er lässt seinen Blick über jeden Einzelnen von uns streifen, dann breitet sich ein Lächeln

auf seinen Lippen aus. »Zur Feier des Tages lasse ich eine Runde springen.«

Wir jubeln. Zwar nimmt der Coach uns beim Zirkeltraining hart ran, aber das kommt nur zweimal im Term vor, und in den meisten Fällen lädt er uns danach in ein Pub in der Nähe der Schule ein und versorgt uns mit Burgern und Pommes – was uns jedes Mal vergessen lässt, wie sehr er uns die Stunden davor hat leiden lassen.

»Was will Lexington denn hier?«, fragt Cyril unvermittelt, den Blick auf den Eingang des Sportplatzes geheftet.

Die gesamte Mannschaft dreht sich um. Ich glaube, ich habe Rektor Lexington noch nie auf dem Trainingsplatz gesehen.

»Habt ihr schon wieder irgendeinen Scheiß gemacht?«, höre ich jemanden hinter mir sagen, als der Coach auf Lexington zugeht und sich kurz mit ihm unterhält. Natürlich ist die Frage an mich und meine Jungs gerichtet, aber keiner von uns antwortet. Stattdessen überschlagen sich meine Gedanken. Irgendetwas muss passiert sein, wenn der Rektor zu uns kommt. Ich frage mich nur, was.

Wenig später joggt Coach Freeman zu uns zurück und klatscht in die Hände. »Planänderung, Jungs! Geht in die Boyd Hall. Das Veranstaltungskomitee braucht Hilfe beim Aufbau für die Gala morgen Abend.«

Ich erstarre. Es ist achtzehn Uhr. Die Dekorationsfirma sollte mit dem Aufbau längst fertig sein.

Ein verärgertes Murmeln geht durch die Runde, und Coach Freemans Blick verdunkelt sich. »Habe ich mich nicht klar genug ausgedrückt? Ab in die Boyd Hall, sofort.«

## Ruby

Ich glaube, Lin und ich haben noch nie so kurz vor einem Nervenzusammenbruch gestanden wie heute. Wie mit James und den anderen besprochen, sind wir um sechzehn Uhr in die Boyd Hall gegangen, um den Saal gemeinsam mit der Dekorationsfirma für morgen Abend fertig zu machen. Doch dort haben wir niemand außer Hausmeister Jones vorgefunden, der laut und nicht jugendfrei in ein Telefon geflucht hat, nur um uns dann mitzuteilen, dass die Firma aus Versehen doppelt gebucht und sich für den lukrativeren der beiden Aufträge entschieden hat.

Einige Minuten stand ich einfach nur unter Schock, dann habe ich mich zu Lin umgedreht. Ein Blick in ihre Augen genügte, um zu sehen, dass sie in Gedanken gerade auch alle Optionen durchging, die uns noch blieben.

Hausmeister Jones erzählte, dass die Firma sich nach einigem Hin und Her wenigstens dazu bereit erklärt hat, uns in der nächsten Stunde das Dekomaterial vorbeizufahren, das wir bei ihnen bestellt hatten. Trotzdem waren wir viel zu wenige Personen, um alles in der kurzen Zeit angemessen vorzubereiten.

Als dann auch noch Rektor Lexington plötzlich neben uns stand und sich völlig fassungslos in der leeren und ungeschmückten Halle umgesehen hat, wäre ich am liebsten im Erdboden versunken. Zerknirscht erklärte ich, was passiert war, in der Erwartung, dass er enttäuscht den Kopf schütteln und sich eine neue Leitung für das Event-Team suchen würde, doch zu meiner Überraschung sah er mich nur entschlossen an und verkündete, dass er sich um Hilfe kümmern würde.

Wenig später gingen die Türen zur Boyd Hall auf, und die gesamte Lacrosse-Mannschaft betrat den Raum. James ist, ohne einen Blick in unsere Richtung zu werfen, mit grimmigem Gesichtsausdruck auf direktem Weg zu Hausmeister Jones

marschiert, während ich fasziniert beobachtet habe, wie Rektor Lexington sich vor dem restlichen Team aufgebaut, auf mich und Lin gedeutet und verkündet hat, dass alle weiteren Anweisungen ab jetzt von uns kommen würden.

Danach habe ich auf Autopilot umgestellt und versucht, die verschiedenen Aufgaben so strukturiert wie möglich an die Jungs zu verteilen. Das ist jetzt eineinhalb Stunden her, und inzwischen habe ich mich vom Rand des Nervenzusammenbruchs wieder entfernt – genau wie Lin.

»Es nimmt immer mehr Gestalt an, findest du nicht?«, meint sie neben mir, während wir zusammen ein Kabel von der Bühne quer durch die Halle zum Technikpult ausrollen.

Ich sehe auf und betrachte die Boyd Hall. Ein Großteil der Dekoration ist bereits an den Wänden angebracht, die Bühne ist fast vollständig aufgebaut, und Alistair und Wren haben zu zweit alle Tische auf der freien Fläche davor aufgestellt.

»Noch ein Stück nach rechts, Ellington«, höre ich Coach Freeman plötzlich sagen und schaue mir die Anordnung ein bisschen genauer an.

Oh nein. Zwischen den Tischen ist viel zu wenig Abstand. Ich gehe zu Coach Freeman und lächle ihn diplomatisch an. »Vielen Dank für Ihre Hilfe, Coach Freeman, aber wenn die Tische so nah aneinanderstehen, kommt niemand mehr durch.«

Er blinzelt perplex. Dann räuspert er sich und zieht seine Cap tiefer in die Stirn. Er geht einen Schritt zurück und überlässt mir mit der anderen Hand den Vortritt.

»Alistair«, sage ich. »Warte mal kurz.« Ich gehe zu ihm und erkläre, wie groß der Abstand zwischen den Tischen mindestens sein muss, damit die Gäste genügend Freiraum haben. »Die erste Reihe darf auch nicht zu nah an der Bühne sein. Wir können nicht von den Leuten erwarten, dass sie viel spenden, wenn sie so dicht an den Lautsprechern sitzen und nach der Veranstaltung vermutlich nichts mehr hören.«

Alistair starrt mich an, während Wren aufstöhnt. »Heißt das, wir müssen alle dreißig Tische umstellen? Weißt du, was wir heute schon für ein Training hinter uns haben? Ich spüre meine Arme jetzt schon nicht mehr.«

Ich lächle freundlich, aber bestimmt und sehe sie so lange erwartungsvoll an, bis Alistair seufzend den Kopf schüttelt. »Du bist echt knallhart, Ruby.«

Während Wren und Alistair die Tische an die richtigen Stellen rücken, beginnen Lin und ich die Anschlüsse am Technikpult zu überprüfen.

»Wenn das so weitergeht, werden wir tatsächlich fertig«, sagt Lin, aber ich höre sie kaum, weil in diesem Moment James durch die große Eingangstür hereinkommt.

Er trägt einen Tisch und schaut kurz auf den Plan, den Jessalyn ihm hinhält. Er sieht sich um und geht dann zielstrebig zum äußeren Rand der Halle, wo er den Tisch an genau der richtigen Stelle abstellt. Danach wischt er sich mit dem Handrücken über die Stirn.

Alistair hat nicht übertrieben, als er gesagt hat, dass er seine Arme nicht mehr spürt – alle Lacrosse-Spieler sehen mittlerweile richtig fertig aus. Heute war das berühmte Zirkeltraining von Coach Freeman dran. Da schon das Training bei unserer Sportlehrerin dafür sorgt, dass ich höllischen Muskelkater bekomme, will ich nicht wissen, wie es den Jungs morgen gehen wird.

Ich beobachte James dabei, wie er eine Flasche Wasser von Doug annimmt und ein paar Schlucke trinkt. Ein merkwürdiges Flattern macht sich in meinem Bauch breit. Mit dem feuchten Haar, den Trainingsklamotten und den geröteten Wangen gibt James wirklich keinen schlechten Anblick ab. Eher im Gegenteil. Ich schlucke schwer. Plötzlich erinnere ich mich an das letzte Mal, als ich ihn atemlos, verschwitzt und mit rotem Gesicht gesehen habe. Damals war er nackt, hat mir vertraute Dinge ins Ohr geflüstert und mich besinnungslos geküsst.

»Erde an Ruby«, unterbricht Lin meine Trance. »Kannst du mir das Kabel geben?«

»Ja.« Hastig wende ich den Blick ab und versuche, meine Gedanken in unschuldiges Terrain zurückzulenken.

Erst spätabends sind wir mit dem Aufbau fertig. Es hat eine gefühlte Ewigkeit gedauert, die Stoffbahnen an den Fenstern entlangzuspannen und die beleuchteten Säulen neben der Bühne aufzubauen, wofür wir mehrere Anläufe gebraucht haben. Es gab

einen Zwischenfall, als ein Teil der Bühne weggebrochen ist und beinahe Doug erschlagen hätte – aber zum Glück ist er mit einem Schreck und einer Schramme an seinem Arm weggekommen, die Camille überraschend fürsorglich verarztet hat.

Wir haben ein paar Kompromisse machen müssen – zum Beispiel konnten wir die Decke nicht schmücken –, aber alles in allem kann sich das Ergebnis sehen lassen. Gerade jetzt, wo es dunkel ist, und die Kronleuchter mit ihrem warmen Schein den Saal erhellen.

Die runden Tische sind allesamt fertig eingedeckt: Auf der weißen Tischdecke haben wir silberne Tischläufer ausgebreitet und darauf hohe silberne Kerzenhalter, akkurat gefaltete Servietten und feinstes Porzellangeschirr verteilt. An jedem Tisch ist ein Schild mit der jeweiligen Tischnummer befestigt, die Jessalyn gebastelt hat. An den Seiten der Bühne hängen zwei Leinwände. Während auf der linken die Präsentation über das Familienzentrum, die Doug erstellt hat, läuft, scheint die rechte noch nicht zu funktionieren. Aber das werde ich mir später noch mal in Ruhe ansehen und notfalls für morgen früh ein Treffen mit dem Maxton-Hall-Techniker arrangieren. Die Glühbirnen, die James Anfang der Woche organisiert hat, tauchen den Raum stellenweise in bläulich lilafarbenes Licht, und der Projektor-Scheinwerfer wirft kleine leuchtende Kreise an die Wände.

Zwar hat das Ganze doppelt so lange gedauert, als wenn die Mitarbeiter der Firma es installiert und aufgebaut hätten, und es sieht nicht so professionell aus, wie ich es mir gewünscht habe, aber trotzdem bin ich stolz auf unser Ergebnis.

Ich kann mir schon jetzt bildlich vorstellen, wie die Atmosphäre morgen Abend sein wird – die elegant gekleideten Gäste, das gut riechende Essen, die klassische Musik und das lächelnde Gesicht unseres zufriedenen Schulleiters.

Ich sehe mich nach den Jungs um, die gerade dabei sind, in gierigen Schlucken Wasser hinunterzukippen. Ohne sie hätten wir das niemals hinbekommen. Entschlossen gehe ich zu ihnen und räuspere mich. Zwanzig Köpfe drehen sich in meine Richtung. Das Kribbeln in meinem Nacken verrät mir, dass auch James mich ansieht.



»Danke für eure Hilfe«, fange ich an und blicke jedem Einzelnen von ihnen einmal in die Augen. Nur James überspringe ich. Ich bin noch immer erschrocken über die Gedanken, die er vorhin in mir hervorgerufen hat, und will nicht riskieren, dass ich vor dem versammelten Lacrosse-Team knallrot anlaufe. »Ihr habt was gut bei uns.«

»Wie wäre es, wenn du uns morgen einen aus gibst? Hier auf der Gala«, schlägt Cyril mit einem Grinsen vor. »Das wäre doch ... lustig.«

»Mein Angebot von vorhin steht noch«, geht Coach Freeman dazwischen. »Wir wollten das erfolgreiche Training in einem Pub ausklingen lassen«, sagt er an mich gewandt.

»Ein toller Vorschlag, Coach«, wirft Alistair ein und klatscht in die Hände. »Also bleiben wir bei unserem ursprünglichen Plan? *Black Fox*?«

Ein zustimmendes Raunen geht durch die Reihen der Lacrosse-Jungs.

»Und die erste Runde geht immer noch auf mich«, sagt Coach Freeman und richtet seine Cap. »Auch das Veranstaltungskomitee ist eingeladen, Ms Bell. Ihr habt schließlich genauso hart geschuftet.«

»So würde ich das nicht unbedingt bezeichnen. Ohne uns wären sie am Arsch gewesen ...«, murmelt ein Kerl, den ich noch nie in meinem Leben gesehen habe.

»Sei still, Kenton«, sagt James bedrohlich leise.

Kenton presst die Lippen fest aufeinander.

»Los jetzt«, ruft Coach Freeman und nickt mit dem Kopf in Richtung Ausgang.

Die anderen ziehen los, und Doug, Camille und der Rest meines Teams folgen ihnen. Ich hätte nie gedacht, einmal zu erleben, wie die Lacrosse-Mannschaft und das Veranstaltungskomitee zusammen etwas trinken gehen – freiwillig.

Lin stößt mir ihren Ellenbogen leicht in die Seite. »Ich stelle jetzt Cyril endlich zur Rede«, flüstert sie mit entschlossenem Blick. »Dann habe ich wenigstens Klarheit.«

Ich nicke. »Gute Idee.«

»Du kommst nicht mit, oder?«

Ich schüttle den Kopf, und die Entschlossenheit in Lins Augen verschwindet.

»Dann gehe ich auch nicht«, sagt sie und nickt auf mein Klemmbrett. »Ich helfe dir.«

»Quatsch«, entgegne ich und drücke das Klemmbrett an meine Brust, sodass sie die Punkte nicht sehen kann, die noch nicht abgehakt sind. »So eine Chance bietet sich so schnell nicht noch mal. Geh und versuch herauszufinden, was es mit seinem Schweigen auf sich hat. Und sollte er blöd sein, geig ihm die Meinung.«

Lin zögert noch einen Moment, aber als ich energisch in Richtung Ausgang deute, dreht sie sich schließlich auf dem Absatz um und rennt hinter den anderen her. Das Klackern ihrer Sohlen hallt durch den Saal, gefolgt von einem lauten Knall, als die Tür hinter ihr ins Schloss fällt.

Danach wende ich mich wieder meiner Liste zu. Ich seufze leise, als ich spüre, dass dieses Gefühl, das ich seit Wochen mit mir herumtrage – in meiner Brust, in meinem Bauch und in meinem ganzen Körper –, schon wieder schwerer statt leichter geworden ist. Ich frage mich, ob das irgendwann einmal aufhören wird. Ich schüttle den Gedanken ab und mache mich daran, die Punkte auf meiner Liste abzuarbeiten.

Zuerst gehe ich zum Flügel, der rechts auf der Bühne aufgestellt wurde, und entferne nach und nach die Fingerabdrücke der Helfer, die auf der schwarz glänzenden Oberfläche zu sehen sind. Danach schalte ich leise Musik auf meinem Handy an und schiebe es in meine hintere Hosentasche. Während ich der beruhigenden Stimme von Vancouver Sleep Clinic lausche, überprüfe ich jeden Tisch auf Richtigkeit der Namensschilder und Anzahl der Gedecke.

»Du bist nicht mitgekommen«, erklingt plötzlich eine Stimme hinter mir.

Ich fahre herum und sehe James auf der Schwelle zur Boyd Hall stehen. Er trägt immer noch seine Trainingssachen und hat beide Hände in seiner schwarzen Jogginghose vergraben. Sein Blick ist unergründlich.

»Ich habe noch ein bisschen was zu tun«, antworte ich und hebe das Klemmbrett hoch.

James betritt die Halle, und mein Herz macht einen Satz, obwohl er noch einige Meter von mir entfernt ist. »Kann ich dir helfen?«

Wie von selbst schüttele ich den Kopf. »Nein, brauchst du nicht. Danke.« Danach wende ich mich dem Tisch neben mir zu, obwohl ich mir ziemlich sicher bin, dass ich ihn gerade eben schon überprüft habe.

»Du musst den Rest nicht allein machen.« Seine Stimme klingt ein bisschen näher als zuvor. »Ich fühle mich wegen der Firma ohnehin schlecht.«

»Das war ja nicht deine Schuld«, murmle ich.

Ich weiß nicht, ob ich allein mit ihm in einem Raum sein kann. Wenn James vor mir steht und mich mit seinem dunklen Blick ansieht, wirkt selbst die große Boyd Hall plötzlich winzig. Als wären keine fünf Meter zwischen uns, sondern lediglich Millimeter. Mein gesamter Körper fühlt sich zu ihm hingezogen, ohne dass ich etwas dagegen tun kann.

Ich unterdrücke den Impuls, mich umzudrehen und zu ihm zu gehen, obwohl ich weiß, wie viel besser ich mich dann fühlen würde. Selbst jetzt, nach all den Wochen und nach allem, was geschehen ist. Ich hole tief Luft und schaue auf mein Klemmbrett. Wenn James sich in den Kopf gesetzt hat, mir zu helfen, wird er so schnell nicht verschwinden. Das hat er in den letzten Wochen bewiesen.

»Der Beamer muss noch mal überprüft werden. Auf der rechten Leinwand ist kein Bild«, sage ich nach einer Weile und riskiere einen Blick in seine Richtung.

Er sieht mich immer noch mit diesem Blick an, den ich nicht deuten kann. Schließlich nickt er. »Okay.«

Er geht zum Technikpult in der Mitte des Saals, und ich folge ihm in einigem Abstand. Gott, wieso bin ich so verkrampft? So sollte es nicht zwischen uns sein. Wobei ich selbst nicht weiß, was genau wie zwischen uns sein sollte.

Das mit uns ist vorbei.

*Vorbei. Vorbei. Vorbei.*

Ich muss nur noch mein Herz davon überzeugen. Und meinen Körper.

James tritt hinter das Technikpult und betrachtet die vielen Stecker, die über mehrere Verteiler angeschlossen sind. Er sieht sich

die einzelnen Kabel mit konzentriertem Blick an und beginnt dann, jedes einzelne mit der Hand zu verfolgen, um zu sehen, wo es hingehört. Dann kontrolliert er die Rückseite des rechten Beamers. Er zieht ein Kabel raus und steckt es wieder rein, drückt auf den Knopf zum Ein- und Ausschalten und furcht die Stirn, als nichts passiert.

Dann sieht er mich wieder an.

»Ruby, ich muss dir was sagen«, murmelt er.

Wieder macht mein Herz einen Satz. »Was?«, bringe ich kaum hörbar hervor.

James hebt das Kabel hoch und wackelt damit. »Das Kabel ist kaputt.«

Ich blinzele mehrmals und sehe dann auf das Kabel in seiner Hand. Tatsächlich ist es an einer Stelle gebrochen. Kleine bunte Drähte schauen aus dem Gummimantel raus. »Oh.«

James lässt das Kabel langsam sinken. »Das klingt fast, als hättest du erwartet, dass ich was anderes sage.«

Dieser Tonfall. So tief und samtig und angenehm ruhig. Ich bekomme eine Gänsehaut, schüttele aber im selben Moment den Kopf. Doch bevor ich etwas sagen kann, fährt James fort. »Denn wenn du jetzt bereit dazu bist, mir zuzuhören, spreche ich es endlich aus.«

Ich halte den Atem an. Ich kann James einfach nur anstarren – zu mehr bin ich in dieser Sekunde nicht imstande.

»Es tut mir leid«, sagt er unvermittelt.

»James ...«, flüstere ich.

»Es gibt so vieles, was ich dir sagen möchte«, entgegnet er genauso leise und verkürzt die Distanz zwischen uns um ein kleines Stück. Ich glaube, er ist sich dessen nicht mal richtig bewusst, sein Körper bewegt sich auf meinen zu, als würde ich ihn wie ein Magnet anziehen.

*Genau so geht es mir auch*, will ich sagen. James füllt all meine Sinne, einfach nur, indem er vor mir steht und mich so ansieht. Meine Knie fühlen sich mit einem Mal ganz weich an, der Boden unter meinen Füßen verflüssigt sich.

Es gibt auch so vieles, was ich ihm sagen möchte, so viele Worte, aber ich bringe kein einziges hervor, wenn er mich so

ansieht. Meine Kehle wird trocken, und ich muss mich räuspern.  
»Wir sind wegen der Gala hier. Wegen des Veranstaltungskomitees.  
Nicht, um zu reden.«

»Aber ich *muss* mit dir reden. Verdammt, Ruby, ich halte das keine Sekunde länger aus.« Seine Worte sind leidenschaftlich, aber seine Stimme ist noch immer unendlich sanft. Als hätte er Angst, mich mit jedem Ton, der lauter ist, zu verjagen.

Hinter seinen blaugrünen Augen kann ich die Gedanken durcheinanderwirbeln sehen. Gleich formt er sie in Worte. Das kann ich fühlen – die Luft um uns ist wie elektrisiert.

»Bitte, Ruby. Du musst nichts sagen. Hör mir bitte einfach nur zu«, fleht er.

Ich kann mich nicht bewegen. Ich stehe einfach nur da, mit steifen Schultern und bebenden Händen, als er noch ein kleines Stückchen näher kommt. Jetzt muss ich den Kopf nach hinten neigen, um zu ihm hochsehen zu können.

Sein dunkler Blick gleitet über mein Gesicht, und es fühlt sich an, als würde er mit den Fingern über meine Haut streichen. Seine Haut auf meiner Haut, seine Fingerspitzen, die über meine Wange, meine Nase und meinen Mund fahren. Mein Körper erinnert sich noch genau an seine Berührungen.

»Es tut mir leid«, flüstert er.

»Was genau?«, entgegne ich nach ein paar Sekunden heiser.

An Silvester habe ich mir vorgenommen, das Kapitel »James Beaufort« zu schließen, doch jetzt ... jetzt fühlt es sich an, als wären wir kurz davor, ein neues aufzuschlagen.

»Alles.« Die Antwort kommt postwendend. »Einfach alles.«

Mein Atem beschleunigt sich. Wie schafft James es, dass ich mich verloren und gefunden zugleich fühle? Seine Worte stellen meine Welt auf den Kopf. Gleichzeitig kommt es mir vor, als würde ich mich in einem Märchen befinden – der Saal ist so wunderschön geschmückt, und vor mir steht der Junge, der mir so viel bedeutet.

Stattdessen sollte ich mich auf die Gala konzentrieren. Nicht auf diese Gefühle. Nicht auf die Tatsache, dass es mir vorkommt, als würde ich mich geradewegs in einem Märchen befinden, weil der Saal so wunderschön geschmückt ist und vor mir der Junge steht, der mir so viel bedeutet.

»Es tut mir leid«, wiederholt James. Obwohl sein Blick wehmütig und voller Schmerz ist, ist er zum ersten Mal, seitdem das alles passiert ist, auch vollkommen offen. In diesem Moment hält James nichts zurück – ich erkenne Hoffnung und Zuneigung in seinen Augen und etwas, was mich die Luft scharf einziehen lässt.

Das hier ist mein James.

*Mein James.*

Ganz gleich, was zwischen uns geschieht: Er wird immer ein Teil von mir sein, so wie ich von ihm.

Der Gedanke erschüttert mich und rüttelt an meinem fest verschlossenen Herzen.

»Ich habe mich wie ein Idiot benommen«, wispert er und hebt die Hand an mein Gesicht.

All die Worte, die mir auf der Zunge liegen, verschwinden, als ich die Wärme seiner Hand an meiner Wange spüre. Ich muss die Augen schließen, weil der Moment mich so überwältigt.

»Als mein Vater mir von Mums Tod erzählt hat, hat es sich angefühlt, als würde die Welt über mir zusammenstürzen und mich unter sich begraben. Ich konnte nicht mehr klar denken und habe das mit uns zerstört, und *es tut mir so leid.*«

Tief in mir bricht etwas auf – eine Welle von Gefühlen überschwemmt mich, von denen ich eigentlich dachte, dass ich sie längst überwunden habe.

Langsam öffne ich die Augen wieder.

»Du hast mich so verletzt«, flüstere ich.

James sieht mich verzweifelt an. »Ich bereue so sehr, dass ich dir wehgetan habe, Ruby. Ich wünschte, ich könnte das rückgängig machen.«

Ich schüttle den Kopf. »Ich weiß nicht, ob ich das jemals vergessen kann.«

»Das musst du nicht. Und ich werde das auch nicht. Was ich an jenem Abend getan habe, war der größte Fehler meines Lebens.« Er holt zittrig Luft. »Ich verstehe, wenn du mir nicht verzeihen kannst. Aber du sollst wissen, dass es mir leidtut, von ganzem Herzen.« Er presst die Lippen aufeinander und sieht kurz nach unten. Dann blinzelt er mehrmals. Ich kann sehen, dass er mit den Tränen

kämpft. Auch meine Augen haben bei seinen Worten zu brennen begonnen.

James braucht einen Moment, bis er sich wieder gefasst hat. »Mir ist klar, dass du nicht dafür zuständig bist, mich glücklich zu machen, Ruby. Das habe ich nicht so gemeint. Ich sehe in dir kein Wundermittel für meinen Kummer. Das ist alles total falsch rausgekommen.« Er fährt sich mit der Hand übers Gesicht. »Du musst mir nicht verzeihen. Und wir müssen nicht wieder zusammenkommen. Ich will einfach nur, dass du weißt, wie viel du mir bedeutest. Ich möchte kein Leben führen, von dem du kein Teil bist. Egal, auf welche Weise.«

James' Brust hebt und senkt sich schnell, seine Augen sind glasig. »Die Person, die du in Oxford kennengelernt hast ... das bin ich. Und ich hätte gerne mehr Tage mit dir, an denen ich dir das beweisen kann.«

Unsere Nacht in Oxford war die schönste meines Lebens, doch ich habe mir seitdem nicht erlaubt, auch nur darüber nachzudenken, weil ich Angst hatte, daran zu zerbrechen. Doch jetzt erlaube ich mir die Erinnerungen. Ich erinnere mich an unsere Gespräche. An die Art, wie er mir von seinen Ängsten und Träumen erzählt hat. Wie wir einander gehalten haben.

James so zu sehen erinnert mich an Oxford. In diesem Moment ist er wieder der Mann, den er mir dort zum ersten Mal gezeigt hat. Der Mann, in den ich mich verliebt habe.

Vorsichtig mache ich einen Schritt nach vorn und schlinge die Arme um seine Taille.

James versteift sich, als wäre das das Letzte, womit er gerechnet hätte. Ich bin ganz still, als er seine bebenden Arme vorsichtig um mich legt, so als hätte er vergessen, wie er mich richtig halten soll. Ich schließe die Augen, als er sanft mit den Händen über meinen Rücken fährt und eine weitere Entschuldigung flüstert.

Ich lasse die Hände nach einer Weile zu seinen Hüften sinken und schließe die Fäuste um den Stoff seines Trikots. Der Stoff knistert leicht unter meinen Fingern, als James seinen Mund zu meiner Schläfe bewegt. »Es tut mir so leid«, murmelt er erneut.

»Ich weiß«, flüstere ich.

So stehen wir unter dem Kronleuchter in der Mitte der Boyd Hall, direkt vor dem Technikpult. James hält mich sanft, sodass ich mich jeden Moment aus seiner Umarmung hätte befreien können, wenn ich es gewollt hätte. Doch dazu kommt es nicht, denn schon seit Ewigkeiten hat sich nichts mehr so richtig angefühlt – als wäre ich nach einer langen Reise endlich wieder zu Hause angekommen.

James' Hände auf meinem Rücken sind sanft, sein Atem kitzelt mein Haar, und seine Brust hebt und senkt sich im Gleichtakt mit meiner, während mir seine geraunten Worte das Gefühl geben, dass für uns vielleicht doch noch Hoffnung besteht.



## Ember

Maxton Hall ist der verdammte Wahnsinn.

Natürlich habe ich damals, als sich Ruby für das Stipendium beworben hat, Fotos von der Schule im Internet angeschaut, aber das imposante Gebäude in echt zu sehen, mit den Türmen, der hohen Fassade und den weichen Fensterbögen, ist noch mal etwas ganz anderes.

Ruby ist noch nicht mal ganz aus dem Auto ausgestiegen, da habe ich schon fast den Parkplatz überquert. Nur mit Mühe gelingt es mir, den langen Saum meines dunkelgrünen Kleides aus dem Matsch herauszuhalten. Letzte Nacht hat es geregnet, und die Spuren davon sind immer noch überall. Auch wenn wir die Bilder für den Blogeintrag bereits gemacht haben, will ich meine erste Maxton-Hall-Party nicht in einem schmutzigen Kleid betreten.

»Warte mal, Ember«, höre ich Ruby rufen, als ich an dem großen schmiedeeisernen Tor ankomme, durch das man auf den Vorhof der Maxton Hall gelangt. Es ist mit schnörkeligen Zierelementen versehen, die am höchsten Punkt des Bogens die Initialen der Schule formen.

Der Anblick ist atemberaubend.

Ich hole mein Handy heraus, schalte die Frontkamera an und halte es hoch. Ich versuche so viel wie möglich von mir, dem Tor und der Schule im Hintergrund auf das Bild zu bekommen, aber es gelingt mir nicht so, wie ich es mir vorgestellt habe.

»Kannst du noch ein Bild von mir machen?«, frage ich Ruby, als sie bei mir ankommt. Ohne auf ihre Antwort zu warten, schlüpfe ich aus meiner Jacke und halte sie ihr zusammen mit dem Handy hin. »Es wäre perfekt, wenn die Schule im Hintergrund mit drauf ist. Sie ist so traumhaft schön beleuchtet.«

»Ein Foto«, sagt Ruby und bringt sich in Position. »Dann gehen wir rein.«

Ich nicke. »Jawohl.«

Ruby zählt bis drei, und ich strahle in die Kamera.

Danach gibt Ruby mir die Jacke zurück, wartet, bis ich sie wieder übergezogen habe, und reicht mir dann das Handy.

»Du siehst so schön aus«, sagt meine Schwester.

»Und du erst«, gebe ich wie von selbst zurück. Dann hebe ich das Handy hoch, schalte wieder die Frontkamera ein und ziehe Ruby dicht an meine Seite. »Sag ›Cheese‹!«

Zusammen grinsen wir in die Kamera. Nachdem ich mindestens zehnmal auf den Auslöser gedrückt habe, löst Ruby sich von mir, und ich gehe schnell die Bilder durch.

Bei den Fotos von mir vor der Schule muss ich lächeln.

Noch vor drei Jahren war es die reinste Tortur für mich, Kleidung zu finden, die nicht nur passt, sondern auch gut aussieht. Plus-Size-Sachen sind oft merkwürdig geschnitten, denn obwohl ich dick bin, habe ich eine Taille, und die meisten Designer scheinen zu denken, dass alle Übergewichtigen denselben Körperbau haben. Aber das entspricht nicht der Realität. Deshalb bin ich über die Fortschritte, die ich mit meinem Blog mache, umso glücklicher. Denn es erlaubt mir, an einem Abend wie heute ein solches Kleid zu tragen und mich so glamourös wie noch nie zu fühlen.

Müsste ich meine Gefühle in Buchstaben beschreiben, würde das Ganze ungefähr so aussehen:

KDJGDHUSGÜAOHBS!

Was mich darauf bringt, dass ich vermutlich ein bisschen zu viel Zeit mit meinem Laptop verbringe.

»Ember? Kommst du?«

Ich hole schnell zu Ruby auf, die auf die Uhr ihres Handys linst. Wir liegen gut in der Zeit, sind wahrscheinlich sogar zu früh, aber meine Schwester ist trotzdem total aufgekratzt. So ist sie immer vor den Veranstaltungen, die sie für die Maxton Hall organisiert. Ich frage mich, woher sie die Energiereserven für die Vorbereitung dieser Partys nimmt. Ich bin schon mit meinen Hausaufgaben und meinem Blog rund um die Uhr beschäftigt und muss mich nicht nebenbei auch noch auf Abschlussprüfungen und ein Studium in Oxford vorbereiten. Manchmal kommt es mir vor, als wäre sie eine Maschine – eine Maschine, die ab und zu ganz schön dunkle Ringe

unter den Augen hat. Mum fragt sie öfter, ob es nicht alles ein bisschen viel auf einmal ist, aber Ruby beteuert, dass ihr die Arbeit Spaß macht. Und das glaube ich ihr auch.

»Das wird schon alles«, sage ich, aber ich fürchte, meine Stimme hat nicht den beruhigenden Effekt, den ich erreichen wollte. Dafür bin ich viel zu abgelenkt und hibbelig.

»Danke.« Ruby wirft mir einen unruhigen Blick von der Seite zu. »Du denkst an unsere Abmachung, oder?«

»Ich bleibe in deiner Nähe und spreche nur mit Leuten, die du vorher absegnest«, zitiere ich sie.

Ruby nickt zufrieden.

Ich rolle mit den Augen. Ruby hat panische Angst, ich könnte mich mit Leuten anfreunden, die sie nicht für gut befindet. Dabei freue ich mich darauf am meisten. An diese Schule gehen Söhne und Töchter von Politikern, Schauspielern, Adligen und Bankern, und es ist die perfekte Gelegenheit, Kontakte zu knüpfen. Ich bin gut darin, Small Talk zu halten und mich mit Leuten anzufreunden, sobald diese bereit sind, *mich* zu sehen und mich nicht wegen meines Gewichts von Anfang an in eine dämliche Schublade schieben.

Als wir die Boyd Hall betreten, hakt Ruby sich bei mir unter.

»Whoa«, murmle ich und sehe mich um.

Der Eingangsbereich des Saals ist prunkvoller als jedes Gebäude, in dem ich jemals gewesen bin. Kaum zu fassen, dass das Teil einer Schule ist. Während die Veranstaltungen von meiner Highschool in einer Sporthalle stattfinden, ist der Boden hier nicht kotzgrünes Linoleum, sondern glänzender Marmor. Die weißen Wände sind bestimmt fünf Meter hoch und mit weißem Stuck und feinen goldenen Akzenten verziert. In der Mitte führt eine breite Treppe mit hölzernem, geschwungenem Geländer in ein Obergeschoss mit Galerie.

Ich weiß gar nicht, wo ich zuerst hinsehen soll. Mein Blickfeld ist voller teurer Anzüge sowie Haute-Couture-Kleider aus Chiffon, Seide und Tüll, und mein Herz schlägt immer schneller. Dabei ist das hier nur der Eingang.

Wir geben unsere Jacken an der Garderobe ab, dann ziehe ich Ruby in den eigentlichen Veranstaltungssaal, wo es mir komplett den

Atem verschlägt.

Die Boyd Hall sieht aus, als wäre sie einem Märchen entsprungen. Ruby hat mir auf dem Weg hierher erzählt, wie viel Arbeit sie gestern noch hatten und was sie alles aufgebaut und geschmückt haben, aber niemals hätte ich erwartet, dass es so traumhaft sein würde.

Kellner schlängeln sich mit Tablett, auf denen Sektflöten mit Champagner und Orangensaft stehen, zwischen den Tischen hindurch, und an einem schwarzen Flügel auf der Bühne sitzt ein Pianist im Frack, der eine klassische Melodie spielt, die die ganze Halle erfüllt.

»Ich kann gar nicht glauben, dass du das alles organisiert hast«, wispere ich und stoße Ruby meinen Ellenbogen leicht in die Seite.

»Das war das ganze Team«, gibt sie wie von selbst zurück. Sie kneift die Augen zusammen und betrachtet die runden Tische in der Mitte des Saals, an denen bereits vereinzelt Gäste Platz genommen haben, dann die langen Tische an der linken Seite, wo später vermutlich das Buffet aufgebaut sein wird. Ich kenne diesen Blick genau – Ruby kontrolliert, ob auch alles genau so ist, wie sie es sich vorgestellt hat.

»Ruby!«, erklingt eine Stimme, die ich definitiv nicht kenne.

Ich drehe meinen Kopf und entdecke einen blassen Jungen mit halblangem, dunklem Haar und hübschen, von dichten Wimpern umrahmten onyxfarbenen Augen. Er hat einen markanten Kiefer und hohe Wangenknochen, die irgendwie nicht zu dem jungenhaften Grinsen und seinen fröhlich leuchtenden Augen passen wollen.

»Kieran, hi«, gibt Ruby zurück und setzt ein Lächeln auf, das ich an ihr so noch nie gesehen habe. Es ist höflich, professionell, aber gleichzeitig irgendwie reserviert. Auf jeden Fall nicht das Lächeln meiner Schwester.

»Die Caterer sind vor zehn Minuten gekommen und bauen im Nebenzimmer bereits auf«, sagt Kieran, bevor sein Blick auf mich fällt. »Hi. Ich bin Kieran. Du bist bestimmt Ember.« Er streckt mir die Hand entgegen, und automatisch ergreife ich sie. Perplex sehe ich zu Ruby. Eigentlich hatte ich angenommen, dass niemand in dieser Schule über mich oder unsere Familie Bescheid weiß, schließlich hat Ruby zu Hause immer so ein riesiges Geheimnis aus Maxton Hall

gemacht. Ich dachte, dass sie diese Trennung zwischen Privatem und Schulischem auf beiden Seiten strikt durchzieht. Dass dieser Junge hier meinen Namen kennt, irritiert mich also ein bisschen.

»Freut mich, dich kennenzulernen, Kieran«, sage ich.

Als Kieran meine Hand loslässt, lächelt er Ruby an, und seine Wangen färben sich unübersehbar rot.

*A-ha.*

Offensichtlich hat Ruby noch einen Verehrer an dieser Schule. Es überrascht mich nicht, dass sie mir nichts davon erzählt hat. Ruby spricht so gut wie nie über ihre Gefühle. Ich frage mich manchmal, wie Ruby so sein kann, ohne zu explodieren. Ich könnte das, was ich empfinde, niemals so zurückhalten – weder die guten noch die schlechten Gefühle. Wenn mir etwas nicht passt, sage ich das lautstark. Wenn ich glücklich bin, trage ich das automatisch nach außen. Ruby ist kontrollierter als ich und viel weniger impulsiv.

Ich bin so in Gedanken versunken, dass ich gar nicht mitbekomme, wie Ruby und Kieran weiter in Richtung Bühne gehen. Schnell folge ich ihnen, nur um dann zehn Minuten lang zuzuhören, an was im Laufe des Abends noch alles gedacht werden muss. Verstohlen blicke ich mich um, aber Ruby sieht immer wieder zu mir rüber, als hätte sie Angst, dass ich bei der ersten Gelegenheit die Flucht ergreifen und mich in die Arme eines wahllosen Maxton-Hall-Schülers werfen könnte. Ich überlege, wie lange es wohl dauern wird, bis sie ein bisschen lockerer oder zumindest zu beschäftigt ist, um jeden Schritt, den ich mache, wie ein Adler zu beobachten.

Als die Gala schließlich offiziell beginnt, sitze ich an einem halb leeren Tisch ganz hinten, sodass ich kaum etwas von dem erkennen kann, was auf der Bühne passiert. Das sind die Sitzplätze für das Veranstaltungskomitee, wie Kieran mir wenig später erklärt, und tatsächlich kommen eine Handvoll Schüler in unregelmäßigen Abständen zu uns, setzen sich kurz und trinken etwas, nur um drei Minuten später wieder aufzuspringen und zu verschwinden.

Im Moment hält ein junger Mann einen Vortrag über seine Depression und erzählt, wie er nur durch die Hilfe des Familienzentrums wieder auf die Beine gekommen ist. Es ist eine sehr ergreifende Rede, die den gesamten Saal in ihren Bann zieht. Ich kann sehen, wie einige Gäste sich mit Stofftaschentüchern die

Augen tupfen oder mit konzentriert gefurchter Stirn nicken. Auch Kieran neben mir scheint absolut gefesselt.

»Hey«, flüstere ich ihm zu. »Ich gehe mir kurz was zu trinken holen. Möchtest du auch was?«

»Ich kann mitkommen«, sagt er sofort und macht Anstalten aufzustehen.

»Quatsch«, winke ich ab. »Das schaffe ich schon allein. Möchtest du was?«

Kieran zögert einen Moment, und sein Blick huscht zwischen mir und dem Redner hin und her, dann schüttelt er den Kopf. »Nein, danke.«

Ich nicke und gehe zur Bar, wo einer der Kellner mich freundlich anlächelt und fragt, was ich trinken möchte.

»Ein Glas Sekt bitte«, sage ich, als wäre es völlig selbstverständlich, aber entweder sieht man mir meine sechzehn – fast siebzehn! – Jahre an, oder er hat die Anweisung, gar keinen Schülern Alkohol auszuschenken, denn er schüttelt langsam den Kopf.

Ich seufze. Dann bleibt mir nichts anderes übrig, als den Kinderpunsch auszuprobieren, der auf dem Buffet neben der Bar aufgebaut ist. Ich nehme mir eines der hübschen Kristallgläser, halte es ins Licht und betrachte die kaleidoskopartigen bunten Lichtpunkte, die den Raum in sanfte Farben tauchen.

Im selben Moment, in dem ich beginne, Punsch aus der großen Schüssel in mein Glas zu schöpfen, bricht donnernder Applaus im Saal aus. Offensichtlich ist die Rede vorbei.

Ich gehe ein paar Schritte zur Seite, um den anderen Gästen nicht den Weg zum Buffet zu versperren.

»Hallo, Schönheit«, erklingt dicht neben mir eine Stimme.

Ich erstarre. Dann beiße ich die Zähne zusammen.

Es ist nicht das erste Mal, dass ich so angesprochen werde. Einige Jungs in meiner Schule haben in der Vergangenheit Wetten darauf abgeschlossen, wer mich mit welchem Anmachspruch am schnellsten rumkriegt – nur zum Spaß, versteht sich.

Ich mache automatisch dicht und drehe mich mit dem Glas in der Hand um.

Vor mir steht ein junger Mann. Er hat ein attraktives Gesicht, einen schönen vollen Mund, dunkelbraune Haut und beinahe schwarz wirkende Augen mit Wimpern, auf die ich ein bisschen neidisch bin, weil sie so geschwungen sind. Er ist ein kleines Stück größer als ich, sein Haar ist kurz und kraus, und er hat einen minimalen Bartschatten. Auch er trägt einen Anzug, allerdings sieht er viel weniger aus dem Ei gepellt aus wie die anderen Gäste. Seine Krawatte sitzt ein bisschen zu locker, und das maßgeschneiderte schwarze Jackett steht offen. Es macht den Eindruck, als hätte er sich besonders viel Mühe dabei gegeben, so derangiert wie möglich auszusehen. Als würde er zu viele dieser Veranstaltungen besuchen und wäre ihrer mit der Zeit überdrüssig geworden.

Wahrscheinlich spricht er mich an, weil ihm langweilig ist.

Möglichst unauffällig sehe ich mich um. Normalerweise gibt es in so einer Situation immer eine Gruppe von Jungs, die in wenigen Metern Abstand auf ihren Freund warten und sich köstlich über mich amüsieren. Jetzt scheint uns allerdings niemand zu beobachten, was mich beinahe noch skeptischer werden lässt.

»Hallo«, gebe ich zurück. Meine Stimme klingt hart und abweisend und ist das Spiegelbild meiner Emotionen.

Der Typ lässt seinen Blick einmal über meinen gesamten Körper wandern, nur um dann ein wenig zu lange am tiefen Ausschnitt meines Kleides hängen zu bleiben.

»Dich habe ich hier noch nie gesehen«, fährt er fort und sieht mir wieder in die Augen. Und als sich sein Mund langsam zu einem Lächeln verzieht, macht es klick.

Ich kenne diesen Kerl.

Okay, ich *kenne*-kenne ihn nicht, aber ich folge ihm auf Instagram. Sein Benutzername dort ist *kingfitz*, aber ich weiß, dass er in Wirklichkeit Wren Fitzgerald heißt. Sein Feed ist voll mit Bildern von Luxusartikeln, Partys und Mädchen, und in seinen Stories lädt er Videos und Fotos hoch, auf denen er halb nackt ist und so tut, als wäre er noch ganz verschlafen. Ich nehme ihm das allerdings nie ab. So gut kann niemand aussehen, der gerade erst aufgewacht ist.

»Das liegt wohl daran, dass ich nicht auf die Maxton Hall gehe«, antworte ich und nehme einen Schluck aus dem Glas. Mein Mund fühlt sich trocken an, und mein Herz schlägt ziemlich schnell. Wieso

zum Teufel bin ich aufgeregt, nur weil ich von diesem Typen angeflirtet werde?

»Das habe ich mir schon gedacht«, murmelt Wren, und in seinen Mundwinkeln erkenne ich ein angedeutetes Lächeln. Die Geste wirkt lässig und beinahe so, als wäre er zu faul dazu, sich zu einem richtigen Lächeln durchzuringen. Als würde das zu viel der Energie vergeuden, die er sich lieber für etwas anderes, Schmutzigeres aufspart. Bei dem Gedanken wird mir warm.

»Ich bin Wren«, sagt er schließlich und hält mir die Hand hin.

Kurz zögere ich. Wieder sehe ich mich um – irgendwo müssen seine Freunde sein. Ich glaube nicht, dass das hier kein Scherz ist. Ich meine, ja, ich bin selbstbewusst. Und die Vorstellung, auf einer Party angesprochen zu werden, erscheint mir nicht völlig absurd. Aber doch nicht von einem Typen wie ihm.

»Wo sind sie?«, frage ich.

Er blinzelt irritiert und lässt seine Hand sinken. »Wo ist wer?«

»Die Freunde, die dich dazu angestiftet haben, mich anzugraben.«

»Wieso glaubst du, dass ich mich dazu anstiften lassen muss, mit dir zu sprechen?«

Ich hebe spöttisch eine Braue. »Komm schon.«

Wir sehen uns an und runzeln beide die Stirn. Auf der Bühne hat wieder der Pianist zu spielen begonnen, doch die Melodie will nicht so richtig zu mir durchdringen. Ich bin zu beschäftigt damit, Wrens Absichten herauszufinden.

»Glaub mir, ich schaffe es auch allein, ein schönes Mädchen anzusprechen«, sagt er schließlich.

Ich öffne den Mund und schließe ihn wieder. Dann sehe ich Wren noch einmal genauer an. Seine Mundwinkel zucken nicht so wie die der Jungs, die mich auf den Schulpartys angesprochen haben, und in seinen Augen liegt auch kein hämisches Funkeln.

Vielleicht will er wirklich mit mir flirten. Nicht, weil irgendjemand ihn angestachelt hat, nicht, weil es ein dummer Witz ist, sondern einfach, weil er mich so attraktiv findet wie ich ihn.

Ich bin mir ziemlich sicher, dass er die letzte Person ist, mit der ich mich an diesem Abend unterhalten sollte. Ich weiß nicht, was ich



hiervon halten soll, und kann ihn überhaupt nicht einschätzen – aber genau das macht mich neugierig.

»Ich heiße Ember«, sage ich verspätet.

»Schön, dich kennenzulernen, Ember.«

Mir gefllt, wie er meinen Namen ausspricht. Beinahe ein bisschen unsicher, als würde er ihn erst noch üben wollen.

»Gleichfalls, Wren.«

Eigentlich bin ich gut im Small Talk. Aber in diesem Moment habe ich absolut keine Ahnung, was ich sagen soll. Ich weiß, welches Image Wren online hat, gleichzeitig weiß ich auch, wie *ich* auf meine Follower wirke – immer fröhlich, optimistisch und für jeden Spaß zu haben. Dabei gibt es unzählige Abende, an denen ich einfach nur deprimiert bin und heimlich in meinem Zimmer weine. Davon weiß niemand, nicht einmal meine Schwester. Deshalb bin ich zögerlich, wenn es darum geht, Menschen nach dem zu beurteilen, was sie online von sich preisgeben. Und es macht mich neugierig, wie Wren in Wirklichkeit ist – und ob da mehr hinter dieser Fassade steckt.

Vielleicht sollte ich mir selbst einen Ruck geben und meine Vorbehalte ein wenig zurückdrängen. Ein Gespräch mit ihm kann ja wohl nicht schaden.

»Auf welche Schule gehst du denn?«, fragt Wren und schnappt sich im selben Moment ein Glas Orangensaft von einem Tablett, das ein Kellner an uns vorbeitrgt. »Vielleicht auf die Eastview?«

Ich schüttle den Kopf. »Ich gehe auf die Highschool in Gormsey.«

Für den Bruchteil einer Sekunde scheint Wren zu erstarren. Er hält mitten im Trinken inne und sieht mich mit großen Augen an, dann blinzelt er, und der Moment ist vorbei. »Das klingt ja exotisch.«

Ich frage mich, ob ich mir seine seltsame Reaktion nur eingebildet habe. »Das Dorf kennt niemand«, sage ich langsam. »Da bist du definitiv nicht der Einzige.«

»Also bist du als Plus Eins mit irgendwem hier?«, fragt er und beobachtet mich interessiert.

»Ich bin mit meiner Schwester hier. Sie besucht die Maxton Hall seit über zwei Jahren.«

»Darüber kann ich echt froh sein«, sagt Wren.

Kurz überlege ich, was er damit meint. »Wieso?«

Jetzt lächelt Wren richtig – ein Lächeln mit Zähnen und kleinen Kerben um seinen Mund. »Na, würde deine Schwester nicht auf die Schule gehen, hätten wir uns niemals kennengelernt. Und das wäre doch wirklich eine Schande. Oder nicht?«

Die letzten beiden Worte wispert er und klingt dabei so vertraut, dass ich eine Gänsehaut bekomme. Ich kann nur nicken, als hätte er mich hypnotisiert, auch wenn in meinem Kopf alle Alarmglocken läuten und mich zur Vorsicht ermahnen.

»Was siehst du mich so an, Ember?«, fragt er leise, und das Lächeln flaut langsam ab und verwandelt sich in etwas anderes. Er macht einen Schritt auf mich zu, bis wir uns beinahe berühren. Ich müsste die Hand nur minimal ausstrecken, um nach seiner zu greifen. Ich frage mich, wie sich das anfühlen würde. Ob seine Haut warm ist.

Ich muss mich räuspern. »Ich ...«

Wren kommt noch näher. So dicht, dass ich seinen Atem an meiner Schläfe spüren kann. Wieder habe ich den Impuls, mich umzusehen, aber ich unterdrücke ihn.

»Wollen wir vielleicht irgendwohin verschwinden, wo wir uns ein bisschen besser ...«

»Wren«, unterbricht ihn eine tiefe Stimme, und ich werde aus meiner Starre gerissen. Sofort nehme ich einen Schritt Abstand und drehe mich um.

Es ist James Beaufort.

Der James, der meiner großen Schwester das Herz gebrochen hat.

Der James, der ein anderes Mädchen geküsst und dafür gesorgt hat, dass Ruby sich über Weihnachten wie ein liebeskranker Zombie benommen hat.

Eine Welle von Wut erfasst mich, da spricht er schon weiter.

»Wie ich sehe, hast du Rubys Schwester kennengelernt«, sagt er, seine Stimme ohne jegliche Intonation.

In Wrens Augen tritt ein merkwürdiger Ausdruck. »Rubys Schwester, hm?«

Ich nicke langsam und sehe verwirrt zwischen den beiden hin und her.

»Anscheinend habe ich einen guten Geschmack«, fährt er in einem beinahe neckenden Tonfall fort, der nichts mehr mit dem vertrauten Murmeln von eben zu tun hat. »Wenn du immer noch Lust hast ...«

»Ich glaube nicht, dass Ember Lust hat. Egal worauf. Verschwinde, Wren«, geht James erneut dazwischen. Sein Tonfall ist autoritär und lässt keine Widerrede zu. Ich frage mich, ob er immer so mit seinen Freunden spricht, und falls ja, wie es sein kann, dass er trotzdem so viele davon hat.

Das Lächeln verschwindet von Wrens Gesicht, und mit einem Mal sieht er ziemlich angepisst aus. Er schüttelt den Kopf und murmelt einen nicht jugendfreien Fluch. Dann sieht er wieder mich an. »Ich wünschte wirklich, wir hätten unser Gespräch fortführen können, Ember.«

Im nächsten Moment beugt er sich vor und drückt seine Lippen auf meine Wange. Als er sich von mir löst, sieht er nicht mich an, sondern James.

Bevor ich noch etwas sagen kann, dreht er sich um und verschwindet in der Menge. Ich berühre meine Wange an der Stelle, die seine Lippen berührt haben, während James Wren wütend hinterherstarrt. Wieso habe ich gerade das Gefühl, Wren hat mich nur geküsst, um James eins auszuwischen?

»Tut mir leid, Ember«, murmelt James.

Dann läuft er Wren nach, und ich bleibe allein bei der Bar zurück.

## James

Ich finde Wren draußen in der Eingangshalle, zusammen mit den Jungs. Als ich an ihren kleinen Kreis herantrete, hebt Cyril die Hand.

»Beaufort! Was verschafft uns die Ehre?«

Ich ignoriere ihn und fixiere Wren mit meinem Blick.

»Was hast du dir dabei gedacht?«, fahre ich ihn an.

Er antwortet nicht auf meine Frage, sondern nimmt einen großen Schluck aus einem Flachmann.

»Wren.«

Er verdreht die Augen. »Ich habe nur mit ihr geredet. Mach da doch keine große Sache draus.«

»Sie ist Rubys Schwester, verdammt. Lass deine Finger von ihr.«  
Wren stößt ein verächtliches Schnauben aus. »Langsam habe ich echt keine Lust mehr, andauernd Rücksicht auf dich zu nehmen.«

Ich hebe spöttisch eine Braue. »Rücksicht? Wo hast du bitte jemals Rücksicht genommen?«

»Weißt du was, Beaufort? Fick dich«, gibt er zurück, kippt den restlichen Inhalt des Flachmanns in einem Schluck runter und wischt sich den Mund mit dem Handrücken ab.

»Wren«, sagt Kesh warnend.

»Nein, Kesh. Ich habe genug davon, auf James' Gefühle Rücksicht zu nehmen.« Wren wendet sich wieder an mich. »Alles, was du uns im Sommer gepredigt hast, war nur leeres Gerede. Jetzt schwänzt du das Training, weil du im verickten Veranstaltungskomitee mitmachst, du verlässt Partys, um deine Freundin zu besuchen, und machst einen auf prude, wenn ich jemanden aufreißen will. Ich habe das Gefühl, wir sind dir mittlerweile scheißegal. Du hörst ja nicht mal mehr zu, wenn man versucht, dir was zu erzählen.«

»So ein *Bullshit*«, gebe ich zurück.

Er schüttelt bloß den Kopf. »Weißt du was? Kümmere dich um deinen eigenen Kram. Das ist schließlich das, was du im Moment am besten kannst.«

Verwirrt sehe ich ihn an. »Ich habe keine Ahnung, wovon du redest.«

Wren dreht sich um, geht zwei Schritte, nur um dann wieder auf dem Absatz kehrzumachen und energisch mit dem Finger auf mich zu deuten. »Das ist genau das, was ich meine«, zischt er. »Ich versuche seit einer Ewigkeit ein normales Gespräch mit dir zu führen, aber das interessiert dich überhaupt nicht.«

»Komm schon, Wren.«

Tief im Inneren weiß ich, dass er recht hat. Als wir das letzte Mal zusammen feiern waren, hat er eine Andeutung gemacht, über die ich einfach hinweggegangen bin, weil ich zu sehr in Gedanken bei Ruby war. Jetzt keimt das schlechte Gewissen in mir auf.

»Was, komm schon? Ich habe recht, und das weißt du genau. Das Einzige, was du im Kopf hast, ist Ruby. Etwas anderes gibt es in

deinem Leben doch gar nicht mehr«, sagt er aufgebracht.

»Ich ...« Meine Stimme versagt. Gleichzeitig flammt Wut in meinem Bauch auf. »Ich habe gerade viel um die Ohren, aber das hat nichts mit ihr zu tun.« Ich wünschte, ich könnte ihm das irgendwie anders klarmachen.

»Du bist erst so, seit du sie kennengelernt hast, also versuch bloß nicht, sie in Schutz zu nehmen. Das ist einfach nur zum Kotzen, ich kenne dich so überhaupt nicht.«

»Jetzt komm mal runter, Wren«, geht Kesh dazwischen, aber Wren schiebt ihn aus dem Weg und macht einen wütenden Schritt auf mich zu.

»Du tust so, als wäre Ruby ein Heilmittel für dein ach so schlimmes Leben. So was wie eine Heilige. Aber das ist sie nicht«, zischt er.

Stirnrunzelnd sehe ich ihn an. »Ich verstehe, dass du wütend bist. Ich war ein beschissener Freund, und das tut mir leid – aber halt Ruby da raus. Du kennst sie nicht.«

Wren schüttelt abfällig den Kopf. »Ich kenne Ruby sogar ziemlich gut. Hättest du mir in der letzten Zeit länger als zwei Sekunden zugehört, hätte ich dir auch erzählt, wie gut ich sie kenne.«

Ich öffne den Mund, aber die Worte bleiben mir im Hals stecken.

Ich kenne diesen Tonfall. Und ich weiß, was er zu bedeuten hat.

Auch Wren scheint zu verstehen, dass er gerade zu viel gesagt hat. Er beißt die Zähne so fest zusammen, dass seine Kieferknochen hervortreten.

»Was sagst du da?«

»Das ist vielleicht nicht der richtige Ort für ein solches Gespräch«, murmelt Alistair, doch ich schüttele den Kopf.

»Wovon hast du gerade geredet?«, hake ich weiter nach.

Wren zögert, aber mein Blick ist unnachgiebig. Nach ein paar Sekunden räuspert er sich. »Ruby und ich hatten auf einer Back-to-School-Party mal was miteinander.«

Mein Herz beginnt zu rasen, mein Hals ist wie zugeschnürt.

»Na, das ist ja mal eine Überraschung«, sagt Cyril und klingt dabei fast erfreut. »Ruby hat dir die gesamte Zeit über verheimlicht, dass sie mit deinem besten Freund rumgemacht hat.«

»Halt die Fresse, Cy«, knurre ich.

»Anscheinend ist sie doch nicht nur das liebe Mädchen von nebenan«, fährt er unbeirrt fort. »Vielleicht hörst du jetzt endlich mal auf, sie so zu idealisieren.«

»Noch ein Wort, Cy, und ich schwöre –«

»Er hat recht«, unterbricht mich Wren. »Wärst du ihr genauso wichtig wie sie dir, hätte sie dir längst davon erzählt.«

Ich fahre zu ihm rum und packe ihn fest an seinem Revers. Er wehrt sich nicht gegen meinen Griff, sondern sieht mich nur aus dunklen Augen an.

»Du weißt, dass ich die Wahrheit sage. Sonst würdest du nicht so ausrasten.«

Seine Worte wiederholen sich in meinem Kopf, mein Atem geht abgehackt. Jeden Moment reißt der Stoff von Wrens Anzug, so fest umklammere ich ihn.

Ich habe wirklich nur an Ruby gedacht. Die ganze Zeit über habe ich versucht, sie zurückzugewinnen, und alles andere um mich herum vernachlässigt. Nicht nur Lydia – sondern auch meine Freunde. Und wofür?

Wofür, verdammt?

»Was macht ihr denn da?«, erklingt ein energisches Flüstern neben uns.

Ruby.

Ich drehe den Kopf zu ihr und spüre einen schmerzhaften Stich in der Brust. Ich bin völlig überfordert mit der Situation. Nur am Rande nehme ich wahr, dass hinter Ruby einige Gala-Besucher stehen, die das Geschehen mit bestürzten Mienen verfolgen.

Ruby stellt sich direkt neben uns. »Was macht ihr da?«, flüstert sie eindringlich und sieht von mir zu Wren und zurück.

»James hat gerade von unserem kleinen Geheimnis erfahren, Ruby.«

Jegliche Farbe weicht aus Rubys Gesicht.

Kurz überkommt mich der Wunsch, Wren eine reinzuhauen. Doch dann habe ich die geballte Faust meines Vaters vor Augen. Ich reiße die Hände von Wren los. Ich halte es keine Sekunde länger in dieser Halle aus.

»James ...«, flüstert Ruby.

Ich schüttele nur den Kopf, drehe mich um und gehe.

## Ember

Ich bin ein bisschen enttäuscht.

Ruby hat immer ein solches Geheimnis um diese Partys gemacht, dass ich mich auf alles Mögliche vorbereitet habe – nur nicht darauf, den Großteil des Abends allein herumzustehen und mich tierisch zu langweilen. Während Ruby von einer Ecke des Raums in die andere rennt und wer weiß was mit wer weiß wem bespricht, habe ich es genau zweimal geschafft, jemanden in ein Gespräch mit mir zu verwickeln. Eine Person war die Tochter eines Unternehmers, dem eine eigene Café-Kette gehört. Ihr Kleid hat mich so fasziniert, dass ich sie nach dem Designer fragen und ein Bild von ihr machen musste. Die andere Person war die Schülersprecherin von Maxton Hall, die eine tolle Eröffnungsrede gehalten hat, zu der ich ihr gratulieren wollte. Allerdings schien sie meine Meinung herzlich wenig zu interessieren, denn während unseres Gesprächs zuckte ihr Blick die gesamte Zeit zu den Leuten, die um uns herumstanden, als würde sie nach jemand Wichtigerem suchen, mit dem sie sich unterhalten könnte.

Kieran weicht den gesamten Abend kaum von meiner Seite. Ruby hat ihn dazu verdonnert, auf mich aufzupassen, da bin ich mir hundertprozentig sicher. Er ist nett und aufmerksam, aber irgendwann haben wir alle Small-Talk-Themen ausgereizt und starren beide stumm auf die Bühne oder in unsere Gläser. Er tut mir ein bisschen leid. Bestimmt hat er auch Besseres zu tun, als die kleine Schwester seiner Teamleiterin zu babysitten.

Während auf der Bühne die letzte Laudatorin ein flammendes Plädoyer für mehr Nächstenliebe hält, sehe ich mich zum wiederholten Mal unauffällig nach Wren um. Er ist der Einzige von all den Leuten hier, der mich an diesem Abend ehrlich interessiert angesehen hat. Und das Interesse beruht auf Gegenseitigkeit. Irgendetwas an ihm hat mich fasziniert, und ich hätte gern die

Chance bekommen, mich länger mit ihm zu unterhalten und mehr über ihn zu erfahren.

Der Applaus des Publikums reißt mich aus meinen Gedanken. Die Laudatorin bedankt sich und verlässt schließlich die Bühne. Ruby steht bereits am Fuß der kleinen Treppe und nimmt sie in Empfang. Ich stutze, als ich in ihr Gesicht sehe – irgendetwas ist anders. Das Strahlen erreicht ihre Augen nicht und wirkt unecht auf mich. Wenn ich darüber nachdenke, habe ich sie in der letzten Stunde kein einziges Mal gesehen. Ob irgendetwas passiert ist? Mit der Gala kann es nichts zu tun haben, hier drin läuft alles wie nach Drehbuch. Ich überlege gerade, ob ich zu ihr gehen soll, als sie und die Laudatorin gemeinsam in einem Nebenraum verschwinden.

Ich seufze.

Und in dem Moment sehe ich Wren.

Er lehnt an der Wand neben der großen Eingangstür. Und er lächelt zu mir rüber. Kurz bin ich versucht, mich umzudrehen, um sicherzugehen, dass sein Blick wirklich mir gilt, aber ... nein, er sieht mich ganz direkt an. Wie vorhin auch.

Ich überlege genau zwei Sekunden. Dann entschuldige ich mich bei Kieran und gehe, seinen Protest ignorierend, zu Wren. Sein Blick weicht nicht von mir, als ich mich ihm langsam nähere, und mit einem Mal kommt mir der Weg viel länger vor, als er eigentlich ist.

»Du bist wieder da«, sage ich, als ich ininigem Abstand vor ihm stehen bleibe.

Er nickt lächelnd. »Wir waren noch nicht fertig miteinander. Oder?«

Ich weiß nicht, ob er das absichtlich so zweideutig klingen lässt. Habe ich ihm etwas Falsches vermittelt, indem ich zu ihm gegangen bin? Denn während er gerade eindeutig mit mir geflirtet hat, möchte ich mich lediglich mit ihm unterhalten – mehr nicht.

»Nein, waren wir nicht«, antworte ich trotzdem. Die Aufmerksamkeit und das Interesse in Wrens Blick sind eine willkommene Abwechslung zu den gleichgültigen Mienen der restlichen Gäste. Vielleicht wird dieser Abend doch kein totaler Reinfl.

*Sei trotzdem vorsichtig*, flüstert eine Stimme in meinem Hinterkopf.



Im nächsten Moment greift Wren nach meiner Hand. Überrascht sehe ich erst auf unsere verschlungenen Finger und dann hoch in sein Gesicht. Er hebt eine Augenbraue, gleichzeitig drückt er meine Hand, als wäre es das Selbstverständlichste der Welt. Es fällt mir unglaublich schwer, ihn einzuschätzen.

Wren nickt in Richtung Ausgang.

Ich überlege kurz und werfe einen Blick über die Schulter. Ruby ist noch nicht wieder aufgetaucht, und auch Kieran ist verschwunden.

Wren drückt noch einmal sanft meine Hand. Ich glaube, ich habe noch nie einen so interessanten Jungen wie ihn gesehen. Sein Instagram-Account wird ihm nicht gerecht, finde ich. Seine Bilder wirken gewollt – gewollt fröhlich, gewollt cool –, dabei ist seine Persönlichkeit in Wirklichkeit viel einnehmender. Und ziemlich mysteriös. Ich will unbedingt wissen, was es mit der Sache von vorhin auf sich hatte. Wieso er dieses lässige Lächeln vortäuscht, sein Blick aber gleichzeitig düster ist.

Schließlich nicke ich, und gemeinsam gehen wir in den Eingangsbereich der Boyd Hall. Eine Frau in einem umwerfend schönen burgunderfarbenen Kleid läuft an uns vorbei, und ich drehe mich nach ihr um. Als ich den mit feiner Spitze gesäumten Rückenausschnitt sehe, seufze ich leise.

Wren wirft mir einen Seitenblick zu.

»Ich habe eine Schwäche für Mode. Und die ganzen Kleider, die die Leute hier tragen ... Am liebsten würde ich mir von allen die Schnittmuster besorgen, um sie nachzunähen.«

Ich sehe Wren an, um einschätzen zu können, ob er das merkwuldig findet, aber seine Augen funkeln. Er deutet auf die geschwungene Treppe, die ins obere Stockwerk führt. »Ich habe eine Idee.«

Ich folge ihm, bemüht darum, nicht auf den Saum meines Kleides zu treten, als wir die breiten Stufen hochgehen. Oben angekommen biegt Wren links ab und führt mich einen langen, dunklen Flur entlang.

Die Gänge in meiner Schule sind schmutzig, die weiße Farbe der Wände längst vergilbt. Von den Schließfächern blättert seit Jahren der dunkelgrüne Lack immer mehr ab, und die wenigen Bilder

zwischen den Türen zu den Klassenzimmern haben Schüler mit Edding bemalt. Der Unterschied zu diesem Flur könnte nicht größer sein. Hier hängen teuer aussehende Gemälde in schweren Rahmen, außerdem Fotos von bekannten Absolventen der Maxton Hall. Es gibt Glaskästen, in denen Schmuckstücke liegen, die der Schule gesponsert wurden, und auch ein paar im Kunstunterricht erbaute Skulpturen.

Ich bin so damit beschäftigt, mich umzusehen, dass ich beinahe in Wren hineinlaufe, als er plötzlich stehen bleibt. Er sieht sich kurz um und lässt sich dann auf einer hölzernen Sitzbank nieder. Er klopft auf den freien Platz neben sich, und ich setze mich hin.

»Guck mal«, sagt er mit einem Nicken auf das Geländer direkt vor uns.

Neugierig schaue ich durch die Lücke zwischen den Holzstäben.

Ein Lächeln breitet sich auf meinem Gesicht aus. Von hier aus hat man beste Sicht auf den Eingangsbereich der Boyd Hall und kann die Menschen beobachten, ohne dass sie es bemerken. Ich bezweifle, dass man uns erkennen würde, wenn man von unten hier hochsehen würde. Dafür ist dieser Teil der Galerie zu dunkel.

»Du bist ein Genie«, sage ich strahlend.

Wren grinst. »So hat mich bisher noch niemand genannt.«

»Dann verleihe ich dir diesen Titel hiermit feierlich.« Ich tue so, als würde ich ihn zum Ritter schlagen, indem ich einen Schwertschlag auf seinen Schultern andeute. Im selben Moment greift Wren erneut nach meiner Hand und hält sie fest. Sein Grinsen weicht einem ganz anderen Gesichtsausdruck. Mit einem Mal sind seine Augen ernst und sein Blick bedeutungsvoll. Es weckt ein Kribbeln in meinem Magen, das sich nach allen Seiten ausbreitet.

Mich hat noch nie jemand so angesehen. Wirklich noch nie.

Da wo ich herkomme, gibt es keine Kerle wie Wren. In den Augen meiner Mitschüler bin ich einfach nur Ember. Die meisten von ihnen kennen mich seit dem Kindergarten oder der Vorschule, und keiner von ihnen sieht mich an, als wäre ich wertvoll oder begehrenswert. Ich habe ernsthafte Probleme, gleichmäßig zu atmen.

Wrens Blick wandert zu meinem Mund, zurück zu meinen Augen und wieder nach unten. Noch immer hält er meine Hand in seiner.

Mit der anderen streicht er mir eine Haarsträhne aus dem Gesicht. Dabei streift sein Daumen meine Schläfe, und ein Schauer geht durch meinen Körper.

Da ist ein Knistern zwischen uns, und es wird mit jeder Sekunde heftiger. Ich habe so etwas noch nie erlebt. Jede Sekunde – jeder Atemzug – fühlt sich verboten gut und aufregend zugleich an.

»Sorry, dass ich vorhin so plötzlich verschwunden bin«, sagt er leise. »Einige Leute denken anscheinend, sie müssten dich vor mir beschützen.«

»Warum denken sie das?«, flüstere ich zurück.

Er nimmt den Blick nicht von meinem Gesicht. »Weil sie mich kennen.«

Das ist das Einzige, was er sagt, bevor er näher kommt und seine Lippen auf meine drückt. Ich gebe einen überraschten Laut von mir, und Wren legt einen Arm um meinen Rücken, um mich näher an sich zu ziehen. Seine Lippen werden weicher und öffnen sich leicht. Und dann schmecke ich es.

Alkohol.

Sofort schiebe ich ihn mit beiden Händen von mir und rutsche ein Stück zur Seite. Dann schüttle ich den Kopf. »Wren.«

Er sieht mich irritiert an. »Was denn?«

Mein Herz klopft wie verrückt. Auch wenn das der wahrscheinlich kürzeste Kuss der Menschheitsgeschichte war, kann ich seine Lippen immer noch auf meinen spüren.

»So habe ich mir meinen ersten Kuss nicht vorgestellt«, gebe ich leise zurück. Meine Hände zittern. Ich falte sie in meinem Schoß und wende den Blick ab, um Wrens Reaktion auf meine Worte nicht sehen zu müssen. Stattdessen schaue ich wieder durch das Geländer nach unten. Dort kommt gerade eine junge Frau durch die Eingangstür, deren dunkelblaues Kleid beinahe wie der Nachthimmel aussieht. Kleine Glitzerpartikel sind in die Schleppe eingearbeitet, sodass diese bei jedem Schritt im Licht funkelt.

»Dein erster Kuss, hm?« Wrens Tonfall ist mit einem Mal ganz sanft.

Der Mann an der Seite der Frau legt seine Hand auf ihren unteren Rücken, und ich sehe ihnen nach, als sie gemeinsam den Saal betreten. »Ja.«

Einen Moment lang sagt er nichts. Dann ... »Tut mir leid.«

Das Pärchen verschwindet zwischen den anderen Menschen, und ich sehe wieder zu Wren.

»Meine Woche war ziemlich beschissen. Ich dachte, wir könnten uns gegenseitig ein bisschen aufheitern.«

»Wenn du möchtest, können wir gern darüber reden«, sage ich.  
»Aber für mehr bin ich nicht offen. Erst recht nicht, wenn du betrunken bist.«

»Ich bin nicht betrunken. Höchstens ein bisschen angeheitert. Ich weiß also ganz genau, was ich gerade getan habe. Und ich würde das auch tun wollen, ohne einen einzigen Schluck Alkohol getrunken zu haben«, sagt er mit zusammengezogenen Brauen. »Nur damit du Bescheid weißt.«

»Okay.«

Wren nickt einmal und lässt sich dann auf der Bank zurücksinken. Er verschränkt die Arme vor der Brust und blickt zu dem Kronleuchter, der die Eingangshalle erhellt.

»Wieso war deine Woche so blöd?«, frage ich ihn nach einer Weile.

Er hält den Atem an. An der Art, wie sein Körper sich plötzlich anspannt, merke ich, dass er mit der Frage nicht gerechnet hat und er erst einmal mit sich selbst ausmachen muss, ob er sie mir beantworten möchte oder nicht.

Der leise Gesang des Schulchors dringt zu uns, aber ich nehme die sanften Harmonien nur am Rande wahr.

Schließlich atmet Wren tief ein und schließt die Augen. »Meine Eltern sind vor einer Weile bankrottgegangen.«

»Was ist passiert?«

Wren zuckt kaum merklich mit den Schultern. »Mein Dad hat sich mit Aktien verspekuliert. Er hat fast sein gesamtes Vermögen verloren.«

Oh Mann. Ich kann mir vorstellen, wie es für jemanden an der Maxton Hall sein muss, von einem Tag auf den anderen nahezu alles zu verlieren.

»Das tut mir leid.«

Wren presst die Lippen fest zusammen und starrt auf das Geländer.

»Was bedeutet das für euch?«, frage ich vorsichtig.

»Wir ziehen um. Was danach ist, weiß ich nicht. Ich habe eine Zusage von Oxford – keine Ahnung, wie ich die Studiengebühren bezahlen soll.«

»Es gibt Stipendien und solchen Kram. Meine Schwester bewirbt sich auch für einige. Vielleicht käme das für dich infrage?«, schlage ich vor.

Er nickt abwesend. »Ja. Vielleicht.«

Ein paar Minuten lang lauschen wir dem Chor, der unten das Cover eines Popsongs singt. Der Moment zwischen uns kommt mir fast friedlich vor – als hätte Wren mir nicht gerade etwas so Trauriges anvertraut.

Plötzlich dreht er seinen Oberkörper zu mir und sieht mich wieder an. Ich weiß nicht, wie viel Kraft ihn das gekostet hat, aber von einer Sekunde auf die andere ist sein Blick nicht mehr verloren, sondern wieder so neugierig wie zu Beginn des Abends.

»Du bist dran«, sagt er. »Erzähl mir etwas über dich. Bisher weiß ich nur, dass Ruby deine Schwester ist und du dich für Mode interessierst.«

Ich lächle ihn an, unsicher, was ich ihm anvertrauen möchte. »Ich habe seit eineinhalb Jahren einen Modeblog für Plus-Size-Fashion. Er heißt *Bellbird*«, fange ich mit dem Wichtigsten und Unverfänglichsten zugleich an. Über meinen Blog kann meinetwegen die ganze Welt Bescheid wissen. Ich bin stolz auf das, was ich tue, insbesondere jetzt, nach dem Rebranding.

Das Lächeln kehrt zurück auf Wrens Gesicht. »Das klingt cool. Wie kamst du dazu?«

Seine Frage überrascht mich, aber auf eine angenehme Weise. Ich befeuchte mir die Lippen. »Ich bin schon mein Leben lang dick.« Ich mache eine kurze Pause, gespannt, ob Wren auf diese Aussage irgendwie reagiert, doch er überrascht mich ein zweites Mal, indem er mich nur aufmerksam ansieht und darauf wartet, dass ich weiterspreche. »Das liegt nicht daran, dass ich übermäßig viel esse, wie die Leute immer denken. Es ist einfach so. Und ich habe riesige Probleme damit, schöne Mode für meinen Körperbau zu finden. Also habe ich irgendwann angefangen, eigene Kleidungsstücke zu nähen. Die teile ich seitdem auf meinem Blog. Zusätzlich dazu

schreibe ich Artikel, in denen ich Leute dazu animieren möchte, sich selbst so zu akzeptieren, wie sie sind.«

Wrens Lächeln verrutscht kein bisschen. Im Gegenteil, es wird sogar noch ein bisschen breiter. »Du klingst wie eine Superheldin, Ember.«

Ich spüre, wie mir Hitze in die Wangen kriecht. Aber falsche Bescheidenheit ist eigentlich auch nicht so mein Ding, von daher sage ich: »Ich *bin* eine Superheldin.«

Jetzt lacht er. Der Klang ist rau und wunderschön, und ich glaube, ich werde mich die ganze Nacht lang daran erinnern. Einen Moment lang bereue ich, dass ich den Kuss abgebrochen habe. Doch tief im Inneren weiß ich, dass es die richtige Entscheidung gewesen ist. Hätte ich es nicht getan, hätte ich es viel mehr bereut, da bin ich mir sicher.

»Ich weiß schon, was ich heute Nacht machen werde«, sagt Wren nach einer Weile.

»Was denn?«

Ein Funkeln tritt in seine dunklen Augen. »Ich werde mir alle Beiträge durchlesen. Jeden einzelnen.«

Jetzt muss ich auch lächeln. »Da hast du dir aber ganz schön was vorgenommen. Ich poste schon seit über eineinhalb Jahren mindestens zwei Beiträge pro Woche.«

»Okay«, sagt er und zieht das Wort dabei in die Länge. »Dann werde ich vermutlich doch ein bisschen länger brauchen.«

Der Chor endet in diesem Moment, und ich breche in einen Mini-Applaus aus. Ein Mann unten bleibt abrupt stehen und dreht seinen Kopf in unsere Richtung. Schnell ducke ich mich und hoffe, dass er uns nicht entdeckt. Ich habe keine Ahnung, ob es überhaupt erlaubt ist, hier oben zu sein.

Wren lacht leise. »Du wirkst, als würdest du nicht mit mir erwischt werden wollen.«

»Wenn meine Schwester erfährt, dass ich mit einem Jungen Zeit in einer dunklen Ecke verbracht habe, dreht sie durch.«

Jegliches Amüsement verschwindet aus Wrens Augen. Er öffnet den Mund und schließt ihn gleich darauf wieder. Was auch immer er sagen will – er kann sich nicht dazu durchringen. Letzten Endes seufzt er.

»Dann sollte ich dich wohl wieder nach unten bringen. Ich hoffe, Ruby hat noch nicht gemerkt, dass du verschwunden bist.«

Kurz macht sich Enttäuschung in mir breit, aber wahrscheinlich hat er recht.

Wren erhebt sich und hält mir die Hand hin. Wie von selbst lege ich meine in seine und begleite ihn den Flur entlang und die Treppe nach unten, bis wir uns vor dem Eingang zum Saal gegenüberstehen.

»Danke, dass du meinen Abend gerettet hast, Ember«, sagt Wren, und seine Worte klingen aufrichtig.

Als er mich ein letztes Mal anlächelt, überkommt mich der plötzliche Wunsch, ihn davon abzuhalten zu gehen. Doch da hat er sich bereits umgedreht.

In meinem Bauch zieht sich etwas sehnsüchtig zusammen. Ich hoffe inständig, dass das nicht meine letzte Begegnung mit Wren Fitzgerald war.

Ruby

Ich habe keine Minute geschlafen.

Stattdessen verbringe ich die ganze Nacht damit, über das nachzudenken, was auf der Party passiert ist. Gerade jetzt, wo James und ich uns wieder vorsichtig einander angenähert haben, passiert so ein Rückschlag. Am meisten frustriert mich, dass ich James nicht mit meinen eigenen Worten erzählen kann, was damals zwischen mir und Wren war. Noch auf der Party habe ich ihm geschrieben, dass ich es ihm gern erklären möchte, aber er hat bis jetzt nicht geantwortet. Ich kann verstehen, dass er enttäuscht von mir ist. Auf der anderen Seite macht mich sein Schweigen wahnsinnig.

Während ich im Bett liege, starre ich gedankenverloren auf die Zusage von Oxford, die ich ausgedruckt an die Pinnwand über meinen Schreibtisch gehängt habe. Wie immer schlägt mein Magen einen kleinen freudigen Salto, aber ich denke auch an das, was James vor zwei Tagen zu mir gesagt hat.

*Die Person, die du in Oxford kennengelernt hast ... das bin ich. Und ich hätte gerne mehr Tage mit dir, an denen ich dir das beweisen kann.*

Bei dem Gedanken, dass es dafür jetzt zu spät sein könnte, schnürt sich mir die Kehle zu. Mit einem frustrierten Stöhnen stehe ich auf und ziehe mich an. Ich muss dringend dieses Zimmer verlassen und mich ablenken, sonst drehe ich durch.

Ich schleiche zu Ember, und als ich Licht unter der Tür sehe, atme ich erleichtert auf.

»Ember?«, frage ich.

»Komm rein«, höre ich sie rufen und öffne die Tür.

Meine Schwester liegt auf dem Bauch in ihrem Bett und lächelt ihr Handy an. Als sie meinen neugierigen Blick bemerkt, werden ihre Wangen rot, und sie steckt es hastig unter die Decke.



»Was machst du?«, frage ich.

»Ich lese Kommentare zu meinem neuen Beitrag.« Ihre Antwort kommt postwendend. Wäre da nicht diese Röte in ihrem Gesicht, hätte ich ihr, ohne mit der Wimper zu zucken, geglaubt.

»Du siehst aus, als hätte ich dich gerade bei etwas sehr Unanständigem erwischt«, sage ich und setze mich auf den Rand des Betts.

»Nun, ich habe meinen Schlafanzug an. So unanständig kann es also nicht gewesen sein«, gibt sie mit wackelnden Brauen zurück.

Ich erwidere ihr Grinsen. Dann nicke ich in Richtung Flur.

»Kommst du mit runter frühstücken? Ich will mich Mums und Dads neugierigen Blicken nicht allein stellen. Sie haben bestimmt noch tausend Fragen zu gestern.«

Ember seufzt, klettert aber aus dem Bett und schlüpft in ihre Hausschuhe. Sie macht sich nicht die Mühe, sich umzuziehen. Stattdessen geht sie in ihrem Schlafanzug nach unten, auf dem niedliche Eichhörnchen und Nüsse abgebildet sind. Ihr Handy hält sie mit einer Hand fest umklammert, und ich kann es zwischendurch immer mal wieder aufleuchten sehen. Ich frage mich, ob es Kieran ist, der ihr schreibt. Die beiden schienen sich gestern Abend gut verstanden zu haben.

»Guten Morgen«, sagt Dad, als er uns durch die Küchentür kommen sieht, und schiebt sich die Lesebrille auf der Nase hoch. Er liest gerade ein Buch auf dem Kindle, den wir uns alle teilen und auf dem sich deshalb alle möglichen Arten von Büchern befinden. Eine Mischung aus zeitgenössischen Romanen, Thrillern, Fantasy und englischen Klassikern.

»Morgen«, sagen Ember und ich und setzen uns zu ihm an den Küchentisch.

»Hey«, ruft Mum, als sie aus der Küche kommt. »Ihr seid schon wach.« Ihre Augen werden schmal, als sie mich sieht. »Hast du überhaupt ein Auge zugemacht, Ruby?«

Dad und Ember sehen mich neugierig an.

Ich wende den Blick ab und nehme mir einen Toast. »Na klar.«

»Also, ich kann verstehen, dass du fertig bist«, sagt Ember unvermittelt. Überrascht sehe ich auf. »Ich hätte nie gedacht, wie viel

Arbeit in so einer Party steckt und was man alles beachten muss. Das ist echt der Wahnsinn.«

Dankbar lächle ich sie an. »Du kannst gern weitermachen mit den Komplimenten.«

Mum schiebt mir die Butter rüber und gleich darauf die Apfelmarmelade. »Erzählt mir von eurem Abend.«

»Es lief alles nach Plan«, sage ich, während ich anfangs, meinen Toast zu beschmieren. »Ich bin zufrieden.«

Mum ist meine knappen Antworten zum Thema Maxton Hall gewohnt und richtet ihren Blick augenblicklich auf Ember. Diese ist jedoch damit beschäftigt, unter dem Tisch eine Nachricht auf ihrem Handy zu tippen, und merkt überhaupt nicht, dass Mum sie angesprochen hat.

»Wieso grinst du so, Ember?«, fragt Dad plötzlich, eine Sekunde bevor ich die Frage formuliert hätte.

Ertappt sieht sie auf. »Ich grinse überhaupt nicht.«

Dad zieht bloß eine Braue hoch, während Mum – etwas energischer – hinterhersetzt: »Erzähl doch mal, was du gestern erlebt hast.«

Ich beiße schulterzuckend in meinen Toast und sehe Ember genauso erwartungsvoll an wie Mum und Dad.

»Es war echt schön«, fängt diese schließlich an und klingt dabei ehrlich begeistert »Die Schule ist so hübsch – im Internet kommt das gar nicht richtig rüber. Und die Kleider, die die Leute da anhatten! Eines schöner als das andere.«

Seufzend schenkt sie sich eine Tasse Tee ein.

»Das war's schon? Mehr bekomme ich nicht?«, fragt Mum.

Ich frage mich, weshalb sie so hartnäckig nachhakt. Liegt es nur daran, dass sie ihre Chance gewittert hat, endlich einmal jemanden über eine Maxton-Hall-Party ausquetschen zu können? Oder macht sie sich Sorgen um Ember? Es hat uns diese Woche einiges an Überredungsarbeit gekostet, bis sie ihr erlaubt hat, mich zu begleiten. Vielleicht verbirgt sich aber auch ein ganz anderer Grund dahinter.

Ember lässt sich nicht aus der Ruhe bringen. Sie beschmiert in aller Ruhe einen Toast mit Butter, bevor sie den Kopf hebt. »Ich habe einen Jungen kennengelernt. Wolltest du das hören, Mum?«

Ich drehe mich ruckartig zu ihr um und starre sie an. »Ist es Kieran? Bitte sag, dass es Kieran ist.«

»Wer zum Henker ist Kieran?«, wirft Dad ein und legt den Kindle beiseite. Er sieht zwischen Ember und mir hin und her.

»Ein netter Junge aus dem Veranstaltungskomitee.«

Mum atmet erleichtert auf. »Gott sei Dank. Und ich dachte schon, bald hätten wir den nächsten Liebeskummerkäfer auf der Couch liegen.«

»Ey! Ich war kein Liebeskummerkäfer.«

Mum und Dad tauschen einen langen Blick, der mehr sagt als tausend Worte.

»Wenn du das meinst, Schatz«, sagt Mum schließlich, jedoch ohne ihr gewohntes Lächeln. »Also, Ember, erzähl uns von dem Jungen.«

»Leute!«, ruft Ember aus und sieht erst Mum und dann mich wütend an. »Erstens geht euch das gar nichts an. Zweitens bin ich niemandem von euch Rechenschaft schuldig. Und drittens heißt ›kennenlernen‹ nicht gleich, dass ich einen festen Freund habe. Ich habe ihm übrigens einen Korb gegeben und will erst mal schauen, wie er überhaupt drauf ist. Macht also nicht gleich so eine Riesensache draus.«

Ich starre meine Schwester an. »Wer ist es, Ember?«

Ember erwidert meinen Blick mit hochgezogenen Augenbrauen. »Ich sage es dir nicht.«

»Ember, ich ...«

»Vergiss es, Ruby. Können wir jetzt bitte in Ruhe weiter frühstücken?« Sie beißt demonstrativ von ihrem Toast ab.

Der Rest des Frühstücks vergeht in quälender Langsamkeit. Dad versucht nach ein paar Minuten, die Stimmung aufzulockern, aber es will ihm nicht so richtig gelingen. Die Gedanken wirbeln in meinem Kopf herum. Ich gehe den letzten Abend in meiner Erinnerung durch und überlege, wann Ember die Gelegenheit gehabt hätte, sich länger als fünf Minuten mit einem Jungen zu unterhalten, der nicht Kieran war. Es *kann* eigentlich nur er gewesen sein. Aber dann würde sie doch nicht so ein Geheimnis darum machen, oder?

Nach dem Frühstück räumen Ember und ich schweigend die Spülmaschine ein und gehen dann gemeinsam nach oben. Bevor sie

in ihrem Zimmer verschwindet, wirft sie mir noch ein schmales Lächeln zu, das ich müde erwidere. Eigentlich fahren wir uns gegenseitig nicht so an, doch ich kann das Gefühl nicht abschütteln, dass gestern Abend etwas geschehen ist, wovor ich Ember eigentlich hätte beschützen müssen.

Seufzend öffne ich meine Zimmertür genau in dem Moment, in dem mein Handy ein *Ping* von sich gibt. Augenblicklich schnappe ich es mir vom Nachttisch. Mit zitternden Fingern öffne ich die Nachricht.

Können wir reden?

Ich tippe meine Antwort so schnell, dass der Touchscreen des Handys nicht hinterherkommt, die Wörter alle falsch schreibt und ich noch mal von vorn anfangen muss.

Natürlich. Wann und wo?

Ich zähle die Sekunden, bis James antwortet, und halte den Atem an, als mein Handy erneut leise pingt.

Ich würde gleich losfahren. Kann ich zu dir kommen?

Ich zögere einen Moment. Ich habe James bisher nicht mal in unser Haus gebeten. Ihn jetzt meinen Eltern vorzustellen, wäre ein enormer Schritt.

Doch ich fühle tief in mir, dass ich dafür bereit bin. Ich kann wieder in seiner Gegenwart sein, ohne zu zerbrechen. Und sein Wunsch, mit mir zu reden, zeigt, dass es ihm trotz allem, was gestern geschehen ist, so geht wie mir.

Also setze ich zu einer Antwort an:

In Ordnung.

Danach laufe ich mit dem Handy in der Hand zurück nach unten. Mum und Dad sitzen inzwischen im Wohnzimmer. Dad ist schon wieder in seinen Kindle vertieft, während Mum begonnen hat, die Post der Woche zu sortieren. Vorsichtig trete ich zu den beiden und räuspere mich.

»Ist es okay, wenn James gleich herkommt?«, frage ich.

Mum hält mit dem Brieföffner in der Hand inne und tauscht einen überraschten Blick mit Dad. Ihre Worte über Liebeskummer hallen noch immer in meinem Kopf nach, und es kostet mich einiges an Mühe, ihrem kritischen Blick standzuhalten.

»Schatz, wir wollen nur das Beste für dich«, beginnt Dad langsam. »Und uns ist nicht entgangen, wie schlecht es dir den ganzen Dezember über ging.«

»Das war nicht meine Ruby«, stimmt Mum ihm leise zu. »Ich möchte eigentlich nicht, dass du dich wieder mit diesem Jungen triffst.«

Ich mache den Mund auf und schließe ihn wieder.

Meine Eltern haben mir noch nie irgendetwas verboten. Wahrscheinlich liegt das daran, dass es bei mir bisher auch nicht viel zu verbieten gab. Mein Leben hat sich immer nur um meine Familie und Oxford gedreht. Irgendetwas flammt in mir auf. Ich glaube, es ist eine Mischung aus Irritation und Zorn, weil sie das gesagt haben.

»James ist ...« Ich suche nach den richtigen Worten. Ich habe keine Ahnung, wie ich meinen Eltern erklären soll, was zwischen James und mir vorgefallen ist.

Vielleicht kann ich ihnen ja irgendwann begreiflich machen, wie viel James mir bedeutet. Und dass mein Herz immer an ihm hängen wird. Aber bis es so weit ist, brauche ich mehr Zeit. Ich weiß ja selbst nicht, was gleich geschehen wird.

»Bitte vertraut mir einfach«, sage ich schließlich und sehe sie flehentlich an.

Wieder wechseln die beiden einen Blick.

Mum seufzt. »Du bist achtzehn, Ruby. Wir können es dir schlecht verbieten. Wenn dieser Junge herkommt, möchten wir aber auch die Chance bekommen, ihn kennenzulernen.«

Ich nicke. Gleichzeitig frage ich mich, ob Mum über James und die Beauforts eventuell im Internet recherchiert hat. Der Gedanke ist mir zuvor noch nie gekommen, doch es würde mich nicht wundern, wenn ihre Skepsis auch darin begründet läge – schließlich weiß ich, was man online über James findet.

»Ist der Junge Vegetarier?«, fragt Dad plötzlich und sieht fragend zu mir hoch.

Darüber muss ich kurz nachdenken. »Ich glaube nicht.«

»Gut. Ich wollte heute nämlich Spaghetti Bolognese machen. James ist eingeladen.« Das ist alles, was Dad dazu sagt. Danach wendet er sich wieder dem Kindle zu.

»Das ist eine tolle Idee«, stimmt Mum zu und lächelt mich breit an. Sie gibt sich große Mühe, nicht mehr so angespannt wie zuvor auszusehen, aber ein Funken Skepsis bleibt in ihrem Blick bestehen. Sie streicht Dad flüchtig über den Arm, dann schnappt sie sich den nächsten Brief und macht ihn auf.

Ich glaube, das Gespräch ist beendet, also schleiche ich mich rückwärts wieder aus dem Wohnzimmer. Dann gehe ich in die Küche, weil man von dort aus die Autos beobachten kann, die in unsere Straße einbiegen. Ember und ich haben als Kinder immer auf der Anrichte gesessen und nach unseren Verwandten Ausschau gehalten, wenn diese ihren Besuch angekündigt hatten.

Es dauert zehn Minuten, bis der Rolls-Royce um die Ecke kommt. Augenblicklich sprinte ich los. Auf keinen Fall soll James zuerst von Dad begrüßt werden, der ihn sicher mit Argusaugen beobachten würde.

Ich öffne die Tür, noch bevor James überhaupt aus dem Auto gestiegen ist. Die Luft ist immer noch frisch, und ich trete von einem aufs andere Bein, um mich aufzuwärmen, aber es bringt nichts. Ich höre auf, als James in meinem Sichtfeld erscheint. Er öffnet das kleine Holztürchen und blickt dann auf. Als er mich entdeckt, hält er kaum merklich inne. Nur einen kurzen Moment verlangsamen sich seine Schritte, dann geht er durch den Vorgarten und die Treppe zu unserem Haus nach oben, bis er vor mir steht.

»Hey«, sagt er mit kratziger Stimme.

Am liebsten würde ich ihn umarmen für dieses eine mickrige Wort. Es gab eine Zeit, da hat es mich wahnsinnig gemacht, dass er jeden so begrüßt, aber inzwischen kommt mir dieses Wort aus seinem Mund vertraut vor. Und es wirkt beinahe normal.

»Guten Morgen«, gebe ich zurück und halte ihm die Tür auf. Mit einem Nicken bitte ich ihn rein.

Der Moment, in dem er mit einem leisen Räuspern über die Türschwelle unseres Hauses tritt, kommt mir wahnsinnig bedeutsam vor. Ich frage mich, ob er weiß, dass er der erste Junge ist, den ich

mit nach Hause bringe. Der erste, der mir so viel bedeutet und dem ich – selbst jetzt – genügend vertraue, dass ich ihn meinen Eltern vorstellen werde.

Der Anblick von James in unserem kleinen Flur ist ungewohnt, gleichzeitig frage ich mich, wie es sein kann, dass ich vor diesem Moment so große Angst hatte. Alles hieran fühlt sich richtig an.

James trägt einen grauen Mantel, der dezent kariert ist, darunter eine schwarze Hose aus einem weichen Stoff und einen schlichten Wollpullover in derselben Farbe. Auch seine Lederschuhe sind schwarz. Sein rotblondes Haar ist wie immer durcheinander und leicht gewellt, als hätte er eben erst geduscht und es an der Luft trocknen lassen. Am liebsten würde ich es berühren.

»Magst du mir deinen Mantel geben?«, frage ich stattdessen.

James nickt gedankenverloren, während er sich umsieht. Sein Blick bleibt ausgerechnet an den peinlichen Kinderfotos von Ember und mir hängen. Auf einem tanzen wir im Garten, auf einem anderen pflücken wir Äpfel, und auf wieder einem anderen sitzen wir strahlend und zahnlos im Planschbecken unserer Tante. James sieht sie alle an, während er in einer geschmeidigen Bewegung den Mantel von seinen Schultern gleiten lässt und mir anschließend reicht.

Ich muss mich ernsthaft konzentrieren, ihn nicht allzu sehr anzustarren. Da ich mir das in den letzten Wochen so streng verboten habe, scheint es jetzt umso verführerischer.

Ich konzentriere mich darauf, seine Jacke ordentlich an der Garderobe aufzuhängen, und gehe dann zum Wohnzimmer. James folgt mir, doch bevor ich die Tür öffne, drehe ich mich blitzartig um und schaue zu ihm hoch.

»Bist du Vegetarier?«

James blinzelt mehrmals. Sein linker Mundwinkel zuckt, als er langsam den Kopf schüttelt. »Nein, bin ich nicht.«

Ich atme auf. »Gut.«

Als ich die Klinke nach unten drücke und mit James dicht hinter mir das Wohnzimmer betrete, flattert es in meinem Magen nervös.

»Mum, Dad, das ist James«, sage ich und deute auf meinen Begleiter.

James holt hörbar Luft, bevor er zu meiner Mum geht und ihr die Hand reicht. »Freut mich, Sie kennenzulernen, Mrs Bell.«

»Hallo, James«, sagt Mum und lächelt ihn warm an. »Nenn mich doch Helen.«

Von ihrer vorherigen Skepsis ist nichts mehr zu sehen, und ich frage mich, ob sie tatsächlich eine so hervorragende Schauspielerin ist oder ob sie Nachsicht mit James walten lässt, weil sie weiß, wie sehr ihn der Tod seiner Mum mitgenommen haben muss, und er ihr leidtut.

»Alles klar«, sagt James. »Helen.«

Dad ist nicht so gut darin, seinen Argwohn zu verbergen. Sein Blick ist kühl und abschätzend, und so wie es aussieht, zerquetscht er James' Hand, als er sie schüttelt. James verzieht keine Miene.

Zum Glück unterbricht Mum den unangenehmen Moment. »Wir würden dich heute gern zum Essen einladen, James«, sagt Mum. »Damit wir uns alle ein bisschen kennenlernen können.«

Ich schließe die Augen und widerstehe dem Drang, meine Finger auf die Nasenwurzel zu pressen. Ich hoffe, James ist nicht schon jetzt überfordert von meiner Familie.

»Sehr gern«, antwortet dieser jedoch, ohne auch nur eine Sekunde zu zögern. »Ich habe heute nichts mehr vor.«

»Fabelhaft«, sagt Dad, ohne jegliche Betonung in seiner Stimme.

Danach herrscht kurz ein peinliches Schweigen, und ich packe James hastig am Arm, um ihn nach oben und in die Freiheit zu ziehen. Schon auf der Treppe realisiere ich allerdings, was ich da gerade getan habe: Ich habe James einfach berührt, als wäre es nichts Besonderes. Als würden wir das ständig tun, weil wir vertraut miteinander sind.

Schnell lasse ich ihn wieder los.

»Ich habe nicht aufgeräumt oder so«, erkläre ich, als wir vor meinem Zimmer zum Stehen kommen.

James schüttelt den Kopf. »Nicht schlimm. Ich habe dich ja auch quasi überfallen.«

Ich nicke und mache dann die Tür auf. Ich lasse James den Vortritt und gehe hinter ihm her. Es ist irgendwie merkwürdig, sich mit ihm in diesem mir so vertrauten und geschützten Raum zu befinden. Ich fühle mich automatisch wohl, aber gleichzeitig ist da



diese kribbelige Ungewissheit in mir, was dieses Gespräch – dieser ganze Tag – mit sich bringen würde.

Ein leises Geräusch unterbricht meine Gedanken.

Genauer gesagt, ein kratziges Lachen.

Ich drehe mich zu James. Sein Lachen klingt ein bisschen eingerostet, als hätte er schon seit Ewigkeiten nichts mehr gehabt, was er lustig gefunden hat. Als er meinen verwunderten Blick sieht, macht er eine Handbewegung, die den gesamten Raum mit einschließt. »Wie sieht dein Zimmer bitte aufgeräumt aus, wenn das hier unordentlich ist, Ruby Bell?«

Ein warmes Gefühl macht sich erst in meinem Bauch und dann in meinem ganzen Körper breit, bis ich lächeln muss.

James hier zu sehen gefällt mir unglaublich gut.

Ihn lachend zu sehen macht mich *glücklich*.

Eine Welle von Sehnsucht überkommt mich. Sie möchte mich zu ihm treiben, doch ich bleibe, wo ich bin, und ziehe die Tür langsam hinter mir ins Schloss. Bei dem leisen Klicken erstirbt James' Lächeln.

Einen Moment lang stehen wir uns einfach nur gegenüber und sehen uns an.

»Das mit gestern tut mir leid«, mache ich schließlich den Anfang. James schüttelt langsam den Kopf.

»Ich hätte dir das vorher sagen sollen. Das ...«

»Ruby«, unterbricht er mich leise. »Du bist mir keine Rechenschaft schuldig.«

Er hat recht. Das weiß ich. Trotzdem wünschte ich, ich könnte die Zeit zurückdrehen, um eine Situation wie gestern zu vermeiden.

»Wieso bist du so schnell weggelaufen?«, frage ich vorsichtig.

Er schluckt schwer. »Ich war einfach überfordert mit der gesamten Situation. Wren und ich haben uns schon lange nicht mehr so gestritten.«

»Ich weiß, dass die Freundschaft mit Wren dir viel bedeutet«, sage ich leise. »Es tut mir leid.«

James geht zu meinem Schreibtisch und fährt dort mit dem Finger über die Buchrücken des Stapels, der sich dort seit letzter Woche türmt. »Du brauchst dich nicht zu entschuldigen. Ich bin

eigentlich auch nicht hergekommen, um mit dir über Wren zu sprechen.«

»Worüber dann?«, flüstere ich. Keine Ahnung, wohin meine Stimme verschwunden ist.

Er wirft mir einen kurzen Blick zu, dann betrachtet er wieder konzentriert das Chaos auf meinem Schreibtisch. »Weißt du, wieso Wren so wütend geworden ist?«, fragt er.

Ich schüttele den Kopf und nehme die beiden Schritte, die es braucht, damit ich neben ihm stehe. »Nein.«

»Er war wütend, weil er das Gefühl hat, dass du mir wichtiger als alles andere geworden bist.«

James macht eine kurze Pause, bevor er weiterspricht. »Und damit hat er recht.«

Er steht noch immer vor meinem Schreibtisch. Und er sieht mich nicht an, als er diese wichtigen Worte sagt.

»James«, flüstere ich, damit er sich zu mir umdreht.

Er folgt meinem Wunsch, und der Blick in seinen Augen überwältigt mich. Ich erkenne darin all die Emotionen, die auch meinen Körper durchströmen.

In diesem Moment überkommt mich eine so heftige Woge von Zuneigung für ihn, dass ich fast wegsehen muss. Vorsichtig hebe ich die Hand und streiche ihm die wirren Haarsträhnen aus der Stirn. Dann lege ich meine Hand an seine Wange. Sein Gesicht fühlt sich ganz warm unter meiner Berührung an, und als ich meine Finger sanft über seine Haut wandern lasse, umschließt James sie mit seiner Hand.

Es ist noch nicht lange her, da haben wir genauso dagestanden. Ich habe seine Wange berührt, all meinen Mut zusammengekratzt und James gebeichtet, dass ich ihn nicht verlieren möchte. Damals hat er meine Hand von seinem Gesicht genommen und sich von mir abgewendet.

Jetzt ist das Gegenteil der Fall.

James hält meine Hand fest und schließt die Augen. Als ich mit dem Daumen über seine Haut streiche, geht ein Beben durch seinen gesamten Körper. Er macht die Augen wieder auf, und ich halte die Luft an.

»Ich möchte nicht mehr, dass irgendetwas zwischen uns steht, Ruby«, raunt er.

Ich kann kaum atmen, weil James mir so nah ist. Seine bedeutungsschweren Worte liegen in der Luft, und in dieser Sekunde wird mir klar, dass es mir ganz genauso geht.

Ich möchte nicht länger getrennt von ihm sein.

Ich kann nicht länger wütend oder traurig sein.

Ich möchte endlich wieder diesen Rausch spüren, in den James und ich uns gegenseitig versetzen. Ich möchte endlich wieder mit ihm reden, mit ihm schreiben, mit ihm meine Ängste und Sorgen teilen.

Ich möchte ihn *lieben*.

Selbst nach zwei Monaten ist das allumfassende Sehnen nach ihm nicht verschwunden. Im Gegenteil, es wird immer stärker, von Tag zu Tag. Und es gibt nichts, was ich dagegen unternehmen kann.

»Mir geht es genauso«, flüstere ich.

Er gibt ein leises, verzweifelt klingendes Geräusch von sich, und im nächsten Moment zieht er mich an sich. Er schlingt seine Arme fest um mich, während meine Augen anfangen zu brennen und Tränen meine Wangen hinablaufen. James murmelt irgendetwas in mein Haar. Und auch wenn ich ihn nicht verstehe, bin ich mir tief in meinem Inneren der Bedeutung seiner Worte bewusst.

James

Ich weiß nicht, wie lange wir so dastehen. Irgendwann sitze ich halb auf der Arbeitsfläche, während Ruby sich gegen mich lehnt. Mein Herz schlägt so heftig in meiner Brust, dass ich mir sicher bin, sie muss es hören. Sie hat die Arme fest um meine Taille geschlungen und das Gesicht an meinem Schlüsselbein vergraben. Ihre Tränen sind mit der Zeit langsam versiegt, aber ich kann die Nässe, die sie hinterlassen haben, noch immer spüren.

Ich atme tief ein, und Rubys vertrauter süßer Geruch steigt mir in die Nase. Ich kann nicht fassen, dass das wirklich passiert. In dieser Sekunde ist mein Leben kein Scherbenhaufen mehr. Einfach alles fühlt sich richtig an. Ich könnte für immer so stehen bleiben.

»Du hast mir so gefehlt«, murmle ich nach einer Weile, wobei meine Lippen ihren Haaransatz streifen. Ich würde sie liebend gerne noch woandershin wandern lassen – aber das habe ich mir verboten. Ich werde sie nicht küssen. Nicht jetzt, nicht heute. Deshalb bin ich nicht hierhergekommen.

»Du mir auch«, antwortet sie genauso leise, und mein Herz macht einen Satz.

Ich streiche über Rubys Rücken, einen großen Kreis, dann einen kleineren. Der leichte Stoff ihrer Bluse fühlt sich so zart an. Und so nach *ihr*.

»Was ich damals gesagt habe, als ich hier war, tut mir leid. Damit wollte ich dir auf keinen Fall etwas aufbürden.« Ich habe das Gefühl, das unbedingt noch einmal wiederholen zu müssen.

»Mir tut es auch leid. Ich hätte nicht so gemein sein sollen.«

Sofort schüttle ich den Kopf. »Du warst nicht gemein. Du hattest recht mit dem, was du gesagt hast. Ich sollte keine Last für dich sein. So funktioniert eine Beziehung nicht«, erwidere ich.

Beim Wort »Beziehung« hebt Ruby den Kopf und macht sich ein Stück von mir los. Ihr wachsamer Blick liegt auf mir, und die nächsten Worte kommen wie von selbst.

»Es ist nur so ... Wenn ich dich ansehe, kommt es mir vor, als würde alles in meinem Leben richtig laufen. Es fühlt sich an, als wäre ich zu Hause – richtig zu Hause, meine ich. Ich habe so etwas noch nie empfunden, Ruby. Mit niemandem. Du gibst mir das Gefühl, nicht allein zu sein. Und das ist das, was ich am meisten vermisst habe. Dieses Gefühl ... ganz zu sein.«

Ruby atmet stockend ein.

»Ich weiß nicht mal, ob das überhaupt einen Sinn ergibt«, setze ich hinterher.

»Es ergibt Sinn«, erwidert Ruby. »Natürlich ergibt das Sinn.«

»Ich möchte nicht, dass du dich unter Druck gesetzt fühlst.«

Ruby lässt den Blick über mein Gesicht gleiten. Ich bin mir sicher, dass meine Wangen genauso gerötet sind wie ihre. Mir ist warm, und auch ich habe eben mit den Tränen gekämpft. Aber Ruby sieht mich nicht an, als würde sie mich bescheuert oder peinlich finden.

Stattdessen liegt eine Wärme in ihren grünen Augen, die mir durch Mark und Bein geht. Sie blickt direkt in mich hinein, und ich weiß, dass sie alles versteht.

So ist Ruby: Sie findet Lösungen für die schwierigsten Aufgaben. Sie findet einen Sinn, wo es eigentlich keinen geben sollte. Und jetzt findet sie etwas in mir, was sie dazu bewegt, ihre Arme um mich zu schlingen.

»Das tue ich nicht«, flüstert sie. »Jetzt nicht mehr.«

Im nächsten Moment stellt sie sich auf die Zehenspitzen. Sie sieht mir einen Herzschlag lang in die Augen. Und dann küsst sie mich.

Ich stoße einen überraschten Laut aus. Einen Moment lang weiß ich überhaupt nicht, wie mir geschieht, und ich klammere mich mit einer Hand am Schreibtisch fest, während meine Finger sich wie von selbst fester in ihren Rücken krallen.

Ruby kommt noch näher, bis kein bisschen Platz mehr zwischen uns ist.

Das war nicht mein Ziel, als ich hergekommen bin. Doch jetzt küsst sie mich, und ihre Hände sind auf meinem Körper, und ihre Nähe bringt mich um den Verstand ...

»James?« Ruby lehnt sich ein Stück zurück und sieht mich unsicher an. Erst in dem Moment wird mir klar, dass ich von der Situation zu überwältigt war, um den Kuss zu erwidern.

»Ich ...«

Plötzlich weiten sich Rubys Augen, und sie nimmt ein Stückchen Abstand zu mir. Sie schluckt schwer und schüttelt den Kopf. »Tut mir leid. Ich dachte ... Ich hätte nicht so ...«

»Ruby«, bringe ich hervor. Aus meiner Starre erwacht, ziehe ich sie mit beiden Händen wieder zu mir zurück. Dann beuge ich mich zu ihr, verbanne alle Gedanken aus meinem Kopf und küsse das Mädchen, das ich liebe, zum ersten Mal seit über zwei Monaten.

Ich schiebe eine Hand in ihren Nacken und schlinge den anderen Arm um ihre Taille, um sie fest an mich zu ziehen. Ruby seufzt in meinen Mund.

Oh Mann.

Das hier hat mir so gefehlt.

Die Art, wie Ruby sich bewegt. Ihr schöner Mund. Das leise Geräusch, das sie ausstößt, als unsere Zungen einander begegnen.

Ich streichle über ihren Nacken, über ihren Haaransatz, weiter runter bis zu ihrem Hals. Ihre Haut ist so warm und weich. Am liebsten würde ich meinen Mund über ihren ganzen Körper wandern lassen. Ruby schnappt nach Luft, als hätte sie genau den gleichen Gedanken gehabt.

Der Laut reißt mich aus meiner Trance. Schwer atmend löse ich mich von ihr.

Obwohl wir uns gerade so nah sind wie schon lange nicht mehr, sind wir für mehr nicht bereit. Es gibt nach wie vor eine Grenze, die nicht von jetzt auf gleich überwunden werden kann, und als Ruby ihr Gesicht an meinem Hals vergräbt und mich einfach nur hält, weiß ich, dass sie das Gleiche denkt wie ich.

Ich streichle ihren Rücken und halte sie fest – Sekunden, Minuten, Stunden. Es ist, als würde es in diesem Moment nur sie und mich geben. Nur uns zwei auf der ganzen Welt.

Ich weiß nicht, wie lange wir so dastehen, aber als wir uns schließlich loslassen, fühlt es sich an, als wäre eine halbe Ewigkeit vergangen.

Wir sehen uns an und lächeln. Ruby streicht ihren Pony glatt, ich meinen Pullover. Es ist offensichtlich, dass wir beide nicht wissen, was als Nächstes kommt.

Ich räuspere mich. »Ich sollte –«

»Wie geht es –«, fängt Ruby im selben Moment an, und wir müssen beide leise lachen.

»Du zuerst«, sage ich.

Ruby lächelt. »Ich wollte nur fragen, wie es Lydia geht. Ich habe sie gestern Abend gar nicht gesehen.«

»Es geht ihr gut. Sie hat ab und zu noch mit Übelkeit zu kämpfen, deshalb hat sie die Gala ausgesetzt.«

Ruby runzelt besorgt die Stirn. »Sonst ist aber alles in Ordnung, oder?«

Ich nicke. »Ja, das ist wohl ganz normal.«

Es tut gut zu wissen, dass ich bei Ruby nicht darauf aufpassen muss, was ich sage und was nicht. Sie kennt alle unsere

Geheimnisse, es gibt nichts, worüber ich mit ihr nicht reden könnte. Ich weiß nicht, ob ich ihr jemals wirklich zeigen kann, wie viel mir das bedeutet.

Plötzlich greift Ruby nach meiner Hand und zieht mich zu ihrem Bett. Mein Magen schlägt einen nervösen Salto, weil ich einen Moment lang überhaupt keine Ahnung habe, was das zu bedeuten hat. Aber dann lässt Ruby sich im Schneidersitz auf das Bett fallen und deutet auf die Stelle neben sich. In mir breitet sich eine seltsame Mischung aus Enttäuschung und Erleichterung aus, und ich setze mich neben sie.

»Wie geht es dir mit der Oxford-Zusage?«, fragt sie schließlich.

Die Wärme in meinem Inneren wird von eisiger Kälte verdrängt. Erschrocken sehe ich Ruby an.

»Okay, das wäre dann wohl die Antwort«, sagt sie und schenkt mir ein verständnisvolles Lächeln.

»Du weißt, wie ich Oxford gegenüber empfinde.«

»Das klingt, als hättest du eine Beziehung mit der Uni.«

Ich hebe eine Braue. »Sagt gerade die Richtige. Glaub nicht, ich hätte die Herzchen nicht gesehen, die du auf die ausgedruckte Zusage gemalt hast«, sage ich und deute auf die Pinnwand über dem Schreibtisch.

Ruby sieht mich ertappt an. Dann lächelt sie. »Ja, gut. Erwischt. Die Frage hast du trotzdem nicht richtig beantwortet.«

Ich überlege einen Moment lang. »Ich freue mich, wenn du dich über die Zusage freust. Du freust dich einfach für uns beide«, sage ich möglichst diplomatisch.

Ruby verdreht die Augen. Ehe ich reagieren kann, hat sie sich eines ihrer Kissen geschnappt und mir damit eins übergezogen. Im ersten Moment blinze ich nur perplex, im nächsten fahre ich zu Ruby herum. »Das macht Lydia auch ständig. Bei ihr kann ich mich nicht wehren aus Angst, irgendwas kaputtzumachen. Aber bei dir ...« Blitzschnell greife ich nach einem Kissen und werfe es auf Ruby. »Bei dir sieht das anders aus.«

Sie reagiert schneller, als ich es für möglich gehalten hätte. Sie packt das Kissen, das ich nach ihr geworfen habe, und haut mich gleich zweimal damit. Als sie es ein drittes Mal versuchen will, umfasse ich ihr Handgelenk und halte sie fest.

Rubys Wangen sind gerötet, ihr Atem geht schneller, und ihre Haare sind zerzaust. Alles in mir verlangt danach, mich zu ihr zu beugen und sie wieder zu küssen.

Kurzerhand lasse ich sie los. Ich räuspere mich und nehme wieder ein Stück Abstand.

»Nimmst du die Zusage denn an?«, fragt Ruby nach einer Weile. Ich nicke einmal. »Ja. Bei dir brauche ich gar nicht fragen, oder?«

Ich riskiere einen Blick zu ihr, als die Hitze, die meinen Hals hinaufgekrochen ist, wieder ein wenig abgeflaut ist. Ruby sieht mich warm an, und auch wenn sie sich offensichtlich zurückhält, zeigt mir das Funkeln in ihren Augen deutlich, wie sehr sie sich freut.

»Natürlich nehme ich sie an.« Sie zögert. »Ich mache mir allerdings Gedanken, was passiert, wenn ich kein Stipendium bekomme. Ich habe mir schon alle möglichen Infos über Förderungsmöglichkeiten zusammengesucht, aber für die Programme bewerben sich jedes Jahr unglaublich viele Studenten – ich habe keine Ahnung, wie hoch meine Chancen sind. Ohne kann ich mir das Studium nicht leisten.« Es tut beinahe weh, zu sehen, wie die Freude nach und nach aus ihren Augen verschwindet und durch Angst ersetzt wird. »Und dann weiß ich auch nicht, was ich machen soll.«

»Ich bin mir sicher, dass deine Chancen gut sind«, sage ich zuversichtlich.

»Ich werde auf jeden Fall bis zum Schluss darum kämpfen«, sagt sie entschlossen, und in diesem Moment habe ich keinen Zweifel daran, dass Ruby *alles* schaffen kann, was sie sich vornimmt.

»Mum hat sich immer dafür engagiert, dass *Beaufort* verschiedene Projekte im Jahr unterstützt. Bestimmt sind da auch Stipendien dabei. Ich kann mich mal umhören, wenn du magst«, schlage ich vorsichtig vor. Ich bin mir nicht sicher, ob ich damit eine Grenze überschreite. Hoffentlich nicht.

Ruby zögert einen Moment, aber ich stelle erleichtert fest, dass sie eher nachdenklich aussieht und nicht, als würde sie den Vorschlag unverschämt finden.

»Das wäre lieb«, sagt sie schließlich. »Wie ist denn die Situation bei euch zu Hause?«



Ihr Blick ist ganz weich geworden, als ich von meiner Mum erzählt habe, deshalb verwundert mich ihr plötzlicher Themenwechsel nicht.

Ich denke kurz nach. »Mit Lydia ist alles gut, und mein Dad ... ist mein Dad. Ich sehe ihn nicht viel, und seit Dezember haben wir kaum miteinander geredet.«

»Das klingt nicht so gut«, murmelt Ruby.

Jetzt zucke ich mit den Schultern. »Es ist besser so. Ich bin immer noch so wütend auf ihn. Dass er uns nicht gesagt hat, was mit Mum passiert ist, werden Lydia und ich ihm unser ganzes Leben lang nicht vergessen.«

»Ich habe mich noch nie geprügelt, aber ich glaube, ich wäre auch auf ihn losgegangen.«

Bei der Vorstellung muss ich fast grinsen. Leider vergeht der Impuls schnell wieder. »Mich nervt, wie er mit Lydia umgeht«, sage ich ernst. »Gerade jetzt, wo sie mit so vielen Sachen auf einmal klarkommen muss.«

»Was macht er denn?«, fragt sie stirnrunzelnd.

»Er gibt ihr immer das Gefühl, dumm zu sein, was mich tierisch aufregt. Dass sie ebenfalls in Oxford genommen wurde, hat er nicht mal richtig zur Kenntnis genommen.«

Ruby verzieht die Mundwinkel missbilligend. »Alles, was du mir über ihn erzählst, macht mich rasend. Kein Wunder, dass du dich freust, wenn er nicht zu Hause ist.«

Normalerweise hasse ich solche Gespräche. In der Regel lenke ich vom Thema ab oder weiche aus, doch mit Ruby fühlt es sich ganz normal an, auf dem Bett zu sitzen und über meine familiären Probleme zu sprechen.

Ich glaube, hieran könnte ich mich gewöhnen.

»Was denkst du?«, fragt Ruby unvermittelt.

Ich kann nur den Kopf schütteln. In meinem Hals ist ein Kloß, der nicht verschwinden will, egal, wie oft ich versuche, meine Stimme zu klären.

»James?« Ruby klingt unsicher.

»Ich bin einfach froh, dass ich hier sein darf«, krächze ich.

Im nächsten Moment rutscht Ruby ein Stück näher an mich heran. Sie legt ihre Hand auf meine, und ich verschränke unsere

Finger miteinander.

»Ich bin auch froh, dass du hier bist«, flüstert sie, und mein ganzer Körper wird von Wärme durchflutet.

»Ich werde so schnell auch nicht mehr gehen«, erkläre ich, den Blick auf unsere Hände gerichtet. »Stell dich schon mal drauf ein.«

Ruby

James und ich haben noch ungefähr zehn ungestörte Minuten, bevor Ember übertrieben laut an die Tür klopft und uns Cookies von unten bringt, mit denen Mum sie hochgeschickt hat. James springt vom Bett auf, als hätte ihn eine Tarantel gestochen. Als sie wieder verschwindet, lässt meine Schwester die Tür mit einem bedeutungsschweren Blick sperrangelweit offen stehen, woraufhin ich nur die Augen verdrehe. James und ich haben uns nur unterhalten und sind nicht nackt übereinander hergefallen.

Wenn Mum das allen Ernstes denkt, dann ... weiß ich auch nicht, was ich davon halten soll.

James, der nach Embers Abgang unschlüssig in der Mitte des Zimmers verharret, deutet auf die Bücher auf meinem Schreibtisch. »Bis wann musst du die durchgearbeitet haben?«, fragt er.

Ich seufze. »Eigentlich hätte ich fast alles davon schon lesen müssen. Ich hänge wegen der Gala total hinterher.«

»Okay«, murmelt James und hält *Der Utilitarismus* von John Stuart Mill hoch. »Das hier hat nur knapp über hundert Seiten, und ich habe schon reingelesen. Wir könnten es zusammen durchgehen, wenn du magst.«

Ich blinzele. »Du möchtest Schulkram mit mir machen?«

»Klar«, sagt er und deutet auf den Schreibtisch. »Hast du noch einen zweiten Stuhl?«

Ich bin so perplex, dass mir einen Moment lang die Worte fehlen.

Schließlich nicke ich und rutsche vom Bett. »Bin sofort wieder da. Rühr dich nicht vom Fleck.«

Ich sprinte in Embers Zimmer. Sie sitzt auf dem Boden vor ihrem Bett, den Rücken gegen das Gestell gelehnt und ihren Laptop auf dem Schoß. Als sie mich sieht, tritt ein vielsagendes Grinsen auf ihre Lippen, und sie zieht sich die Kopfhörer vom Kopf.

»Naaa?«, fragt sie gedehnt. Anscheinend hat sie mit unserer Diskussion vom Morgen gedanklich abgeschlossen – oder ist einfach zu neugierig, als dass sie mir in diesem Moment die kalte Schulter zeigen könnte.

»Kann ich mir deinen Stuhl leihen?«, frage ich.

Embers Grinsen wird noch breiter. »Natürlich darfst du dir meinen Stuhl leihen.«

Ich ignoriere ihren anzüglichen Tonfall und schiebe den Schreibtischstuhl in mein Zimmer. James hat inzwischen vor meinem Tisch Platz genommen, *Der Utilitarismus* liegt aufgeschlagen vor ihm.

»Bist du sicher, dass du Lektüre mit mir durcharbeiten möchtest?«, frage ich, als ich mich neben ihn setze.

Er blickt auf, und ein kleines Lächeln macht sich auf seinen Lippen breit. »Ich möchte alles mit dir tun, was du mich tun lässt, Ruby.« Beinahe im selben Moment, in dem die Worte seinen Mund verlassen haben, zieht er eine Grimasse. »Das ... kam irgendwie falsch raus.«

Eine Röte breitet sich auf James' Gesicht aus, und auch meine Wangen werden warm. Ich wende den Blick ab und blättere zur ersten Seite des Buchs, dann räuspere ich mich. »Brauchst du einen Notizblock?«

James neben mir nickt sofort. »Ja. Danke.«

Und in den nächsten zwei Stunden nehmen wir tatsächlich *Der Utilitarismus* zusammen durch. Zwar fällt es mir anfangs schwer, mich zu konzentrieren – zum einen, weil James neben mir sitzt, und zum anderen, weil meine Gedanken wie wild in meinem Kopf toben –, aber nach einer Weile verstehe ich die Theorie und beginne, meine eigene Meinung über das Thema zu formen. James und ich diskutieren über die Thesen des jeweils anderen, und wieder einmal fällt mir auf, wie verdammt intelligent er ist. Auch wenn er keine Lust auf Oxford hat – ich glaube, wenn er das Studium antritt, wird er es allen zeigen.

Als wir fertig sind und ich ein letztes Stichwort in meinem neuen Booklet farbig markiert habe, lehne ich mich mit einem Seufzen zurück.

»Und jetzt?«, fragt James.

Ich runzle die Stirn. »Was meinst du?«

»Na ja. Wenn ich mir den Kopf so vollgestopft habe, muss ich mich immer mit irgendwas ablenken, bevor ich weitermachen kann«, erklärt er.

»Was machst du dann?«, frage ich neugierig. Wie merkwürdig, dass ich James' dunkelste Geheimnisse kenne, aber so gut wie nichts darüber weiß, wie sich sein alltägliches Leben gestaltet.

»Sport meistens.« James zuckt mit den Schultern. »Manchmal schaue ich mir auch Videos von Reise-Bloggern an.«

Als ich nichts erwidere, sieht er mich mit hochgezogenen Brauen an. »Du hast doch sicher auch irgendetwas, um den Kopf wieder frei zu bekommen.«

Ich zögere einen Moment. »Ja, schon. Aber es ist wirklich merkwürdig. Du darfst mich nicht komisch finden.«

James' Mundwinkel zucken. »Ich bin so gespannt, was jetzt kommt.«

»Du musst es mir versprechen, James.«

James hebt zwei Finger zum Ehrenwort und nickt.

Schließlich greife ich nach meinem Laptop und öffne die Favoritenleiste im Browser. Ich gehe auf meinen Entspannungs-Ordner und klicke dort das erste gespeicherte Video an.

Auf dem Bildschirm erscheint ein blondes Mädchen, das eine Begrüßung flüstert. Das Video startet damit, dass sie ein Paket aufmacht und langsam über das Papier streicht, in das die einzelnen Gegenstände eingepackt sind. Ich riskiere einen Seitenblick zu James, da ich das Video ohnehin auswendig kenne. Dieser sieht den Bildschirm an und dann mich. »Was zum Henker ist das? Wieso spricht sie so leise?« Sein Blick zuckt wieder zurück. Im Video kratzt das Mädchen gerade mit ihren langen Nägeln über einen Schwamm. »Warum tut sie das?«

»Das ist ein ASMR-Video.«

James' Gesicht ist ein einziges großes Fragezeichen.

»Das ist so ein Internetphänomen«, erkläre ich. »Ich habe echt keine Ahnung, wie ich das beschreiben soll. Das sind Videos, in denen Leute leise sprechen und bestimmte Geräusche wie zum Beispiel Knistern oder Rascheln machen.«

»Aber warum?« Es ist fast ein bisschen süß, wie verwirrt er ist. So habe ich ihn noch nie erlebt.

»Das soll beruhigen«, erkläre ich. »Mein Gehirn reagiert da total drauf.«

»Das heißt, du guckst das zur Entspannung?«, fragt er mit skeptischem Blick.

Ich nicke. »Ich bekomme dann so eine Art Gänsehaut auf dem Kopf. Manchmal schaue ich das auch zum Einschlafen.«

James grinst. »Ich glaube, darauf muss man sich richtig einlassen, damit es funktioniert. Jetzt gerade finde ich es viel zu abgefahren, als dass ich Gänsehaut bekommen könnte. Es ist ... wirklich ein bisschen merkwürdig.«

»Es gibt Hunderte Videos dazu«, sage ich und klicke den nächsten Favoriten in meiner Liste an. Jetzt erscheint auf dem Bildschirm ein Arzt, der einem Patienten leise die Anweisung gibt, den Arm zu heben und die Augen zu schließen.

Es dauert nicht lange, und ein Kribbeln breitet sich auf meiner Kopfhaut aus.

James schüttelt den Kopf. »Das ist so faszinierend. Auf eine ganz verdrehte Art und Weise.«

»Guck dir heute Abend mal eins vor dem Einschlafen an. Und dann berichtest du mir, ob es funktioniert hat«, sage ich mit einem wissenden Grinsen.

»Es wäre cool, wenn das klappen würde. Ich schlafe schon seit Wochen mies.«

Das Grinsen rutscht mir vom Gesicht. Eigentlich will ich die Stimmung nicht killen, aber wenn er so etwas sagt, kann ich einfach nicht darüber hinweggehen. Ich muss die Frage stellen, auch wenn sie traurig ist.

»Ist es wegen deiner Mum?«, frage ich vorsichtig.

James hält die Luft an. Einen Moment lang ist er völlig regungslos, dann atmet er hörbar aus und nickt schließlich. »Ja. Ich ... träume manchmal von ihr.«

»Möchtest du darüber sprechen?«

Der Arzt führt im Video noch immer seine Untersuchungen durch, und ich drücke die Leertaste, um das Video anzuhalten.

James ist eine Weile still, als würde er nach den richtigen Worten suchen. Wieder greife ich vorsichtig nach seiner Hand, wie vorhin, bevor wir von Ember unterbrochen wurden. James dreht seine Handfläche nach oben, sodass wir unsere Finger miteinander verschränken können.

»Ich hätte nicht gedacht, dass es sich so anfühlen würde«, fängt er schließlich an.

»Was meinst du?«, frage ich leise.

Er schluckt hart. »Ohne meine Mum.«

Ich drücke seine Hand, um ihn zu ermutigen weiterzusprechen. Und das tut er.

James beginnt, mir von den letzten beiden Monaten zu erzählen. Erst stockend, dann ein bisschen fließender, bis er sich in einem richtigen Redefluss befindet. Er erzählt mir von den Schuldgefühlen gegenüber seiner Mutter, weil er das Gefühl hat, falsch zu trauern. Von der Angst um Lydia, die ihn jeden Tag beim Aufwachen und Schlafengehen begleitet. Von den Meetings bei *Beaufort*, bei denen es sich für ihn anfühlt, als wäre seine Seele von seinem Körper getrennt und als würde er alles wie ein Außenstehender betrachten. Er erzählt mir, dass sein Vater ihm und Lydia verboten hat, ihre Tante Ophelia zu besuchen. Dass Lydia sich dringend nach einer Hebamme umsehen müsste, aber Angst davor hat, ihr Geheimnis könnte auffliegen. Und dass es ihm leidtut, seine Freunde in den letzten Monaten vernachlässigt zu haben.

Wir sitzen den ganzen Tag in meinem Zimmer und reden. Nicht nur über James' Familie, sondern über alles Mögliche. Die Schule, Embers Blog, mein Gespräch mit Alice Campbell am Abend zuvor, das ich noch gar nicht richtig verarbeiten konnte.

Um kurz nach fünf ruft Dad mich auf meinem Handy an. Er bevorzugt diese Methode, anstatt wie Mum durchs ganze Haus zu brüllen oder Ember in mein Zimmer zu schicken.

»Das Essen ist fertig«, sage ich.

Hand in Hand gehen wir zur Tür. Gerade als ich sie öffnen will, zieht James mich noch mal zurück. Er umarmt mich und drückt mich kurz an sich.

»Danke«, raunt er dicht an meinem Ohr.

Ich brauche nicht zu fragen, wofür.

James

Mr Bells Bolognese fantastisch.

Die Spaghetti sind al dente, und das Zusammenspiel von verschiedenen Kräutern, Tomaten, Knoblauch und einem Hauch Rotwein in der Soße schmeckt so gut, dass ich überhaupt nichts gegen das genüssliche Stöhnen machen kann, das mir über die Lippen kommt.

Als ich meinen ersten Bissen heruntergeschluckt habe, liegen vier Augenpaare auf mir. Rubys gesamte Familie sieht mich an. Vor allem Mr Bells Blick macht mich nervös. Seit ich beim Tischdecken das Besteck falsch rum hingelegt habe, beobachtet er mich mit zusammengekniffenen Augen, als würde er nur auf den nächsten Fehler von mir warten, der ihm zeigt, dass ich nicht gut genug für seine Tochter bin. Dabei weiß ich eigentlich ganz genau, wie man Besteck richtig auslegt. Bei uns zu Hause finden manchmal Geschäftsessen statt, bei denen drei verschiedene Besteckgarnituren auf den Tischen liegen. Dass ich es vorhin nicht auf die Reihe bekommen habe, liegt sicher nicht daran, dass ich blöd bin, sondern einfach an der Aufregung.

Ich räuspere mich, setze mich aufrecht hin und sage aus vollster Überzeugung: »Das ist die beste Bolognese, die ich je gegessen habe.«

Rubys Mutter lächelt mich an. Ember murmelt hinter vorgehaltener Hand etwas, was wie »Schleimer« klingt. Immerhin wirkt Mr Bells Gesicht danach ein bisschen freundlicher. Jetzt kann ich auch erkennen, dass Ruby und Ember ihre Augen eindeutig von ihm geerbt haben, und zwar nicht nur die Farbe, sondern auch die Intensität, die in ihren Blicken liegt.

»James«, sagt Mrs Bell – Helen, wie ich mich in Gedanken korrigiere –, als ich mir gerade einen weiteren Bissen Pasta in den

Mund geschoben habe. »Weißt du schon, was du nach der Schule machen wirst?«

Ich versteife mich automatisch. Doch dann sehe ich Rubys erwartungsvollen Blick, und er erinnert mich daran, dass diese Leute Rubys Familie sind und ich ihnen nichts vorspielen muss.

»Ich habe eine Zusage von Oxford bekommen«, antworte ich also zögerlich, ohne die übliche Härte in der Stimme. »Und ich bin jetzt schon Teilhaber von *Beaufort*.«

»Wolltest du das schon immer machen?«, fragt Helen weiter.

Okay. Vielleicht muss ich ihnen nichts vorspielen, aber ich kann auch nicht mein gesamtes Innenleben vor diesen nahezu Fremden freilegen. Das geht einfach nicht. Langsam zerkaue ich die Pasta und tue so, als würde ich nachdenken, um nicht sofort antworten zu müssen.

»Ruby wusste schon so früh, dass sie nach Oxford gehen möchte. Manchmal frage ich mich, ob das bei allen Maxton-Hall-Schülern so aussieht«, setzt sie hinterher und lächelt ihre Tochter an, die links neben mir sitzt und unruhig auf ihrem Stuhl hin und her rutscht.

Ich schlucke runter und trinke einen Schluck Wasser. »Nicht alle sind so wie Ruby, das kann ich Ihnen versichern.«

»Was soll das denn heißen?«, fragt Ruby empört.

»Ich kenne niemanden, der sich Oxford so sehr gewünscht hat wie du. Meine Freunde und ich haben auch darauf hingearbeitet, aber ich bin mir sicher, dass niemand so hart geschuftet hat wie du.« Ich überlege kurz, ob das zu sehr danach klingt, als wollte ich mich bei ihrer Familie einschmeicheln, indem ich Ruby vor allen lobe. »Es kann aber auch sein, dass ich ein bisschen voreingenommen bin.«

Daraufhin lachen alle am Tisch. Anscheinend fanden sie das wirklich lustig. Ich runzle die Stirn. Alles, was ich gesagt habe, war absolut ehrlich gemeint. Ich hätte nicht gedacht, dass sie darüber lachen würden. Ein ungewohntes Gefühl macht sich in meinem Bauch breit, und ich nehme noch eine Gabel voll Pasta, um es zu verdrängen.

Nach dem Essen helfe ich dabei, den Tisch abzuräumen. So etwas würde ich zu Hause niemals machen – dafür haben wir



Personal –, aber hier packt jeder wie selbstverständlich mit an, also zögere ich keine Sekunde.

Außerdem will ich wirklich, dass Rubys Eltern mich mögen.

Ich kann verstehen, dass sie mir gegenüber skeptisch sind. Das wäre ich an ihrer Stelle auch.

»Kommt ihr beiden noch für einen Moment mit ins Wohnzimmer?«, fragt Helen, als wir fertig sind. »Oder musst du nach Hause, James?«

Ich schüttele den Kopf. »Nein. Nein, ich muss nicht nach Hause.«

»Wenn sie dir Fragen stellen, die du nicht beantworten möchtest, sag einfach nichts«, flüstert Ruby in mein Ohr, als wir ihrer Mutter mit etwas Abstand aus der Küche folgen. »Tut mir leid, dass es eben so unangenehm war.«

»Alles okay«, gebe ich genauso leise zurück. »Mach dir keine Gedanken. Ich mag deine Eltern. Und Ember sowieso.«

Das lässt ein Lächeln auf Rubys Lippen treten. Am liebsten hätte ich ihre Hand genommen oder sie anderweitig berührt, aber in diesem Moment betreten wir das Wohnzimmer, in dem der Rest der Familie es sich bereits gemütlich gemacht hat.

Mir fällt auf, wie geräumig das Zimmer wirkt und wie minimalistisch es eingerichtet ist. Im Gegensatz zu Rubys ist es nicht vollgestellt, sondern offen mit viel freier Fläche. Ich verstehe, warum das so sein muss, als Mr Bell seinen Rollstuhl hin und her manövriert, bis er parallel zum Sofa steht. Danach nimmt er eine Art Fernbedienung in die Hand, und plötzlich wird das Sofa angehoben, bis es die gleiche Höhe wie der Sitz des Rollstuhls hat. Mr Bell rutscht von einer Sitzfläche auf die andere. Als er sieht, dass ich ihn dabei beobachte, will ich im ersten Moment hastig den Blick abwenden, widerstehe dem Impuls aber. Er soll nicht denken, dass ich es unangenehm finde, ihn so zu sehen – schließlich ist das für ihn eine ganz normale Sache. Also halte ich seinem Blick stand und deute auf das Sofa, das sich wieder zu senken beginnt.

»Ich habe so was noch nie gesehen«, sage ich ehrlich. »Ist das ins Sofa eingebaut, oder ...?«

Mr Bell nickt. Falls er über meine Frage überrascht ist, zeigt er es nicht. »Genauer gesagt, unters Sofa.«

Ember lässt sich neben ihren Vater fallen. Sie lehnt sich kurz gegen seine Schulter, und plötzlich breitet sich ein liebevoller Ausdruck auf seinem Gesicht aus, der seine gesamte Mimik weich werden lässt. So sieht wohl ein Vater aus, der sein Kind nicht bloß als einen Geschäftspartner betrachtet, den er für seine eigenen Zwecke instrumentalisieren kann.

»Setzt euch«, sagt Helen. Unschlüssig drehe ich mich zu Ruby, die mir die Entscheidung abnimmt und auf den Sessel gegenüber dem Sofa deutet. Sie selbst setzt sich neben Ember.

»Hast du schon mal Jenga gespielt, James?«, fragt Ember unvermittelt, als ihre Mum ein Spiel in die Mitte des Wohnzimmertischs legt, das so aussieht, als würde es nur aus Holzklötzen bestehen. Ich beäuge es skeptisch und schüttle den Kopf. »Nein.«

Embers Mund klappt kurz auf. »Okay. Das ist ...« Sie räuspert sich. »Ich weiß nicht, wie ich das finden soll.«

Ich hebe die Achseln. »Sorry.«

»Das ist nicht schlimm«, springt Ruby ein und wirft Ember einen Blick zu, der deutlich besagt, dass sie jetzt besser schweigen sollte.

»Genau«, stimmt Helen zu. »Es ist kinderleicht.«

Mr Bell schnaubt. »Das sagst du, weil du immer gewinnst.«

»So ein Quatsch.« Sie lächelt mich zuversichtlich an und deutet auf den Turm, den sie gerade aus den Holzblöcken aufgebaut hat. »Wir müssen von diesem Turm abwechselnd einen Stein ziehen und ihn dann wieder oben drauflegen. Du darfst immer nur eine Hand zum Ziehen benutzen, und in jeder Reihe muss mindestens ein Holzstück liegen bleiben.«

Ich nicke einmal. »Verstanden.«

»Und das Tolle ist«, fährt sie fort und sieht dabei ihren Ehemann an, »es gibt immer mehrere Gewinner und nur einen Verlierer.«

»Das stimmt nicht«, geht Ruby dazwischen. »Wenn man die letzten achtzehn Jahre zusammenrechnet, sind wir alle Verlierer, weil Mum den Turm nämlich nie umstößt.«

Als Antwort lächelt Helen bloß in sich hinein, und in diesem Moment merke ich, dass ich mich nicht von ihrer herzlichen Art täuschen lassen darf, sondern mich vor ihr in Acht nehmen muss.

Das Spiel geht los. Ich bin direkt nach Helen dran und ziehe einen kleinen Holzblock von der Seite heraus. Nach mir kommt Mr Bell, dann Ember und zum Schluss Ruby. Schon als ich zum zweiten Mal an der Reihe bin, kracht der Turm in sich zusammen. Erschrocken zucke ich zurück, als Holzblöcke in alle Richtungen fallen. »Verdammt«, murmle ich.

»Nichts für ungut, James, aber du bist echt schlecht«, sagt Ember.

»Er braucht nur ein bisschen Übung.« Ruby klingt deutlich zuversichtlicher, als ich mich fühle.

In der nächsten Runde halte ich besser durch, aber auch diesmal bin ich derjenige, der den Turm zum Fallen bringt. Und auch in der Runde darauf. Immerhin scheinen sich Ember und Mr Bell darüber zu freuen, von daher ist das in Ordnung für mich. Runde vier läuft schon besser. Ich habe versucht, Helens Technik zu kopieren, und tatsächlich scheint der Trick zu sein, nur die Fingerspitzen und nicht die ganze Hand zu benutzen. Danach lasse ich mir Zeit, obwohl ich die Blicke von allen auf mir spüren kann. Ich gebe mir Mühe dabei, die Blöcke so langsam wie möglich herauszuziehen, und diesmal klappt es richtig gut.

Am Ende ist der Turm so wackelig, dass Ruby verzweifelt den Kopf schüttelt, als sie dran ist. Mit leicht geröteten Wangen und konzentriertem Blick beugt sie sich vor und zieht einen Holzblock heraus. Der Turm wankt hin und her, als sie sich zurücklehnt, und wir alle warten wie gebannt. Als das Wanken weniger wird und er schließlich tatsächlich stehen bleibt, atme ich erleichtert auf. Ruby hört es und blickt über den Turm hinweg zu mir. Das Lächeln, das sich auf ihrem Gesicht ausbreitet, werde ich niemals vergessen. Wirklich, niemals. Es erfüllt meinen ganzen Körper, und einen Moment lang bin ich so gefangen von ihrem Anblick, dass ich gar nicht realisiere, wie Helen die Hand ausstreckt und ...

Mit einem Krachen fällt der Turm in sich zusammen. Ember springt mit einem triumphierenden Schrei auf und zeigt mit dem Finger auf ihre Mutter. »Ha!«

»James hat Mum dazu gebracht zu verlieren«, ruft Ruby und klatscht in die Hände.

Auch Mr Bell lacht leise und sieht seine Frau voller Belustigung an.

»Ich glaube, das werden wir jetzt noch mal prüfen müssen«, sagt Helen und sieht mich an. Dann nickt sie in Richtung der zusammengestürzten Holzblöcke. »Hilf mir beim Aufbau, James.«

Diese Familie fasziniert mich. Ihre Begeisterung ist ansteckend und sorgt dafür, dass ich mich so unbeschwert fühle wie schon lange nicht mehr.

»Gern, Helen«, antworte ich viel zu spät und erhebe mich, um den Turm wiederaufzubauen. Block für Block, Stück für Stück. Genau wie das mit Ruby und mir. Und alles andere.

## Ruby

Noch nie war ich vor einem Montag so aufgeregt wie heute. Die Fahrt im Schulbus kommt mir doppelt so lang vor als sonst, und obwohl ich sie normalerweise genieße, bin ich an diesem Morgen viel zu hibbelig dafür. Während wir die letzten Meter zur Schule zurücklegen und der Bus schließlich zum Stehen kommt, ermahne ich mich selbst dazu, mich zusammenzureißen.

*Das ist ein ganz normaler Schultag.*

*Alles ist wie immer.*

*Schalt gefälligst einen Gang runter, Puls.*

Ich bin die Letzte, die den Bus verlässt. Und als ich die Treppe hinabsteige, sehe ich ihn.

James lehnt an dem Zaun am Sportplatz, direkt gegenüber der Haltestelle. Das Lächeln, mit dem er mich ansieht, wirkt beinahe schüchtern, auch wenn an seiner Haltung nichts diesen Eindruck vermittelt. Ich erinnere mich an den Morgen vor mehr als drei Monaten, an dem er mich ebenfalls so überrascht hat. Damals waren wir auf einer Party bei Cyril gewesen, und er hatte mich von unseren neugierigen Mitschülern abschotten wollen, damit sie mir nicht zu viele dumme Fragen stellen.

Dieses Mal wartet er nicht, bis ich bei ihm bin, sondern kommt mir entgegen. Sein Lächeln verrutscht nicht – im Gegenteil. Schon gestern Abend ist mir aufgefallen, wie oft und echt er gelächelt hat, als er mit meiner Familie gespielt hat. Ich kann kaum glauben, dass das hier derselbe Junge ist, der im Dezember weinend in meinen Armen gelegen hat. Es tut gut, ihn so zu sehen.

»Hi«, begrüße ich ihn und drücke meinen Pony glatt. Es ist windig, und ich befürchte, meine Haare stehen in alle Richtungen ab. James sieht mich trotzdem an, als wäre ich das Beste, was ihm jemals passiert ist.

»Guten Morgen.« Er hebt die Hand und streicht mir eine der verirrten Strähnen hinters Ohr. Er steht so dicht bei mir, dass ich seinen Geruch wahrnehmen kann. So vertraut. Warm. Ein bisschen wie Honig. Irgendwann muss ich ihn unbedingt fragen, welches Parfum er benutzt.

»Wollen wir?«, fragt er mit einem Nicken in Richtung Haupteingang.

Mein Herz macht einen Satz. Das alles fühlt sich aufregend und neu an – dabei hat er mich schon mal abgeholt und bis zum Klassenraum gebracht.

»Ja«, sage ich und überlege kurz, ob ich nach seiner Hand greifen kann. Keine Ahnung, ob wir schon so weit sind. Ob ich das darf – und wie das vielleicht auf die anderen wirkt. James nimmt mir die Entscheidung ab und umschließt meine Hand mit seiner. Ein Kribbeln breitet sich von meinen Fingern in meinem ganzen Körper aus.

»Ist das okay?«, fragt er.

»Mehr als okay«, gebe ich zurück und drücke seine Hand.

Dann gehen wir zusammen in Richtung Boyd Hall. Auf dem Weg dorthin kommen mir kaum Leute entgegen, die ich kenne – aber alle kennen James. Und jeder von ihnen scheint sich für die Tatsache zu interessieren, dass er meine Hand hält. Ich höre ein paar von ihnen tuscheln, einige Köpfe drehen sich im Vorbeigehen in unsere Richtung. Einen Moment lang bin ich verunsichert und spüre ein flaues Gefühl im Magen. Ich werfe James einen Seitenblick zu – und das Gefühl verblasst ein bisschen.

Denn James sieht aus, als wäre es das Normalste der Welt, Händchen haltend mit mir über den Schulhof zu gehen.

»Ich möchte dich übrigens auf ein Date einladen«, raunt er mir zu, kurz bevor wir die Boyd Hall betreten.

Ich unterdrücke das Lächeln, das sich auf meinem Gesicht ausbreiten möchte. Gespielt unbeeindruckt hebe ich eine Augenbraue. »Ach ja?«

James nickt. »Mhm. Nächsten Samstag. Wenn du Zeit hast.«

Ich tue so, als müsste ich überlegen, und James fängt an zu schmunzeln. »Du spannst mich auf die Folter, Ruby Bell.«

Jetzt lasse ich das Lächeln zu.

»Ich würde sehr gerne mit dir ausgehen, James Beaufort«, sage ich und sehe ihm dabei in die Augen, damit er weiß, wie ernst ich das meine, was ich sage.

Während wir durch die Eingangstür der Halle gehen, flüstert er mir zu: »Ich hatte gehofft, dass du das sagst.«

Nach dem Assembly bringt James mich zu meinem Klassenzimmer. Wir erreichen die Tür in dem Moment, in dem Alistair, Cyril und Wren hinter uns den Flur betreten. Wren wirft einen Blick auf unsere verschlungenen Hände, macht kehrt und verschwindet in einem der Räume. Ich merke, wie James sich versteift, und will automatisch seine Hand loslassen, aber er hält meine weiter fest.

»Morgen, ihr zwei«, sagt Alistair und schenkt mir ein minimales Lächeln.

Von Cyril bekomme ich ein knappes Nicken. Ich nicke genauso knapp zurück. Ich habe nicht vergessen, was er im Dezember zu mir gesagt hat und wie sehr mich seine Worte verletzt haben. Wenn James mit ihm befreundet ist, ist das seine Sache. Aber das bedeutet nicht, dass ich ihn mögen muss.

»Morgen«, gibt James zurück, sein Tonfall ruhig und ohne jegliche Emotion.

»Heißt das, du bist jetzt nicht mehr so unausstehlich drauf?«, fragt Alistair mit Blick auf unsere verschlungenen Hände.

James hebt die freie Hand und zeigt seinem Freund den Mittelfinger. Danach wendet er sich an mich. »Wir sehen uns nachher.«

Es klingt mehr nach einer Frage als nach einer Aussage, also nicke ich.

»Bis später«, raunt er und streichelt mit dem Daumen einmal über meinen Handrücken. Die kleine Berührung jagt ein Kribbeln durch meinen gesamten Körper.

»Bis später.«

Er lässt meine Hand los und beginnt, in Richtung des Raums zu gehen, in dem er und seine Freunde gleich Unterricht haben. Cyril und Alistair folgen ihm, und ich sehe ihnen nach, bis James einen Blick über die Schulter wirft und mich anlächelt. Ich sollte in mein eigenes Klassenzimmer gehen, doch ich bin wie festgefroren.

Wenn ich an unseren Anfang zurückdenke, kann ich nicht glauben, dass wir inzwischen hier angekommen sind: Händchen haltend in der Schule, vor allen Maxton-Hall-Schülern.

Doch es fühlt sich gut an.

Und nicht nur das: Es fühlt sich richtig an.

»Egal, wo ich heute hingekommen bin«, sagt Lin nachmittags und lässt sich neben mich auf einen der Stühle fallen, die wir in der letzten Viertelstunde in einem kleinen Kreis aufgestellt haben. »Es gab kein anderes Gesprächsthema als dich und James.«

Ich werfe einen schnellen Blick zur Tür, aber sie ist nach wie vor geschlossen. Außer uns ist niemand im Gruppenraum. »Ehrlich?«

Lin nickt. »Ja. Als ich mir in der Pause einen Kaffee geholt habe, hat in der Mensa ungefähr jeder darüber geredet.«

Bei ihren Worten verspüre ich einen leichten Anflug von Unbehagen, beschließe aber, mich davon nicht beunruhigen zu lassen. Dass ich meinen Tarnumhang endgültig vergessen kann, wenn ich Händchen haltend mit James Beaufort durch die Schule laufe, war mir klar. Seit Beginn des Schuljahres hat sich ohnehin so viel verändert, dass es mir mittlerweile egal ist, ob die Leute mich kennen oder über mich reden. Zumindest fast.

»Ich platze übrigens vor Neugier«, fügt Lin hinzu.

»Es tut mir leid, dass ich dir nichts erzählt habe«, sage ich.

»Aber ich weiß selbst noch nicht so richtig, was eigentlich passiert ist. Er ist gestern zu mir nach Hause gekommen, und ....« Ich erlaube mir ein kleines Lächeln. »Es war toll.«

»Habt ihr miteinander geredet? Über alles?«

Ich nicke. »Ja. Es war echt schwer. Und ich glaube auch nicht, dass wir so tun können, als wäre nichts passiert. Aber ...« Ich atme langsam ein und wieder aus. »Ich habe trotzdem irgendwie Hoffnung, dass wir das hinbekommen.«

Zwischen mir und James ist noch längst nicht alles wieder in Ordnung. Dafür ist zu viel vorgefallen, und dafür habe ich noch immer zu viel Angst, er könnte mich erneut verletzen. Doch gestern habe ich mich einfach nur glücklich gefühlt – und an diesem Gefühl möchte ich festhalten, solange es geht.

Lin seufzt. »Das klingt gut. Ich freue mich ehrlich für dich, Ruby.«



Ihr wehmütiger Tonfall lässt mich stutzen. Dann erinnere ich mich daran, dass Lin am Freitagabend mit den anderen ins Pub gegangen ist, um Cyril zur Rede zu stellen. Augenblicklich habe ich ein schlechtes Gewissen. Dadurch, dass bei mir so viel los war, habe ich völlig vergessen, sie am Samstag danach zu fragen.

»Gibt es denn bei dir Neuigkeiten?«, frage ich vorsichtig.

Lin presst die Lippen zusammen. Einen Moment lang sieht es so aus, als würde sie das Thema abblocken wollen, doch dann atmet sie schließlich ruckartig aus. »Ja. Es gibt die Neuigkeit, dass ich mich ab sofort nur noch auf Oxford konzentrieren werde.«

Ich sehe sie mitfühlend an. »Was ist passiert?«

Sie zuckt mit den Schultern. »Cyril hat mir den Laufpass gegeben.«

Ich atme scharf ein. »Scheiße.«

»Es ist genau, wie ich vermutet habe. Er ist in Lydia verliebt«, fährt sie leise fort. »Und er macht sich jetzt wieder Hoffnungen bei ihr.«

»Das hat er gesagt?«, frage ich fassungslos.

Sie nickt langsam. »Ziemlich deutlich, ja.«

»Das tut mir so leid, Lin. Wenn ich irgendetwas für dich tun kann ...«

»Nein, aber danke. Ich glaube, es ist gut, dass er mir das jetzt endlich gesagt hat. Andernfalls wäre ich ihm wahrscheinlich noch bis Oxford hinterhergelaufen, und das hätte mir den Start dort ruiniert. Ich habe einfach zu viel in die Sache reininterpretiert.«

Ich lege zaghaft eine Hand auf ihren Rücken.

»Es ist alles gut. *Wirklich*. Ich bin irgendwie einfach nur erleichtert, dass ich diese Ungewissheit endlich los bin.«

Ich betrachte sie noch einen Moment lang unschlüssig, dann streiche ich kurz über ihren Rücken und lasse sie wieder los. »Wir sollten am Freitag einen Mädelsabend machen, was meinst du?«

Lin wirkt unentschlossen, ringt sich aber zu einem Lächeln durch. »Ich sage dir noch mal Bescheid, ja?«

Eine Weile sitzen wir schweigend nebeneinander und betrachten die Tische, die wir an die hintere Wand des Raums geschoben haben, um Platz für unsere Sitzrunde zu haben.

»Glaubst du, die anderen werden sich freuen?«, fragt Lin schließlich, und ihr Ton klingt bemüht fröhlich.

»Bestimmt«, sage ich. »Wir können nach der Hektik vom Freitag alle mal einen Tag zum Durchatmen brauchen, glaube ich.«

Gerade als Lin etwas erwidern will, geht die Tür auf, und Jessalyn und Kieran betreten den Raum.

»Was ist denn hier los?«, fragt Jessalyn irritiert und sieht sich um.

Kieran hingegen murmelt nur »Hi« und setzt sich schnell auf einen der Stühle. Ich frage mich, ob ich mir das nur einbilde oder ob er heute wirklich noch blasser ist als sonst. Er vermeidet es, mich anzusehen, und wühlt konzentriert in seiner Tasche.

Ich bemerke, wie Lin erst mich, dann ihn und danach wieder mich ansieht, aber ich weiß nicht, was ich tun kann, um diesen Moment zwischen uns weniger merkwürdig zu machen.

Zum Glück kommen in diesem Moment auch Camille und Doug durch die Tür, die ebenfalls über die veränderte Sitzordnung stutzen. Der Letzte, der in den Raum spaziert, ist James. Er hebt eine Augenbraue und blickt sich um, dann geht er einmal quer durch den Stuhlkreis und lässt sich mit einem schiefen Lächeln auf den Stuhl gegenüber von meinem fallen.

Neben mir räuspert sich Lin. »Für heute haben Ruby und ich uns eine kleine Überraschung überlegt«, sagt sie. »Bestimmt kennt das jeder von euch – irgendwann im Schuljahr gibt es diesen Durchhänger, bei dem einem plötzlich alles total schwerfällt.« Murmelnde Zustimmung geht durch die kleine Runde. »Ich habe das Gefühl, dass wir uns momentan kurz vor diesem Punkt befinden, vor allem nach dem Chaos der letzten Woche. Leider können wir uns keine richtige Pause erlauben, weil der Frühjahrsball quasi schon vor der Tür steht.«

»Trotzdem dachten wir, dass wir das Meeting heute etwas anders abhalten könnten«, füge ich hinzu. »Ihr habt alle so hart geschuftet, und die Charity-Gala war ein Riesenerfolg. Ich finde, wir haben es alle verdient, es heute mal etwas langsamer anzugehen.«

Lin beugt sich runter und zieht unter ihrem Stuhl eine große Tasche hervor. Sie öffnet sie und bringt zwei große Thermoskannen

und mehrere Becher zum Vorschein. »Wir dachten, wir halten unser Meeting heute mal bei Kaffee, Tee und Kuchen ab.«

»Ohhh«, macht Camille, und Jessalyn neben ihr jubelt. »Wie cool seid ihr denn?«

Während Lin die Getränke verteilt, stehe ich auf, um die Pappschachteln zu holen, die ich in der Ecke des Raumes unter Lins und meinen Jacken versteckt habe. »Ich habe Muffins aus der Bäckerei meiner Mum mitgebracht«, verkünde ich.

Als ich sie in der Mitte unseres kleinen Stuhlkreises abstelle und den Deckel hebe, beugt Jessa sich sofort über die Schachtel. »Mhh. Die riechen herrlich.«

»Bedient euch.«

Während die anderen zugreifen, beugt James sich ein Stück zu mir. »Die hattest du aber heute Morgen noch nicht dabei.«

»Meine Mum hat sie in der Mittagspause hergefahren«, sage ich mit einem Lächeln. »Sie sind noch ganz frisch.«

»Das sind die köstlichsten Muffins, die ich seit Langem probiert habe«, sagt Camille, und neben ihr nickt Doug zustimmend.

»Wo ist diese Bäckerei?«, fragt sie weiter. »Meine Mum sucht seit Wochen nach jemandem, der den Kuchen für ihren Geburtstag machen kann. Vielleicht sollte sie sich da mal umsehen.«

»In Gormsey«, antworte ich. »Sie ist ziemlich klein, aber alles, was sie dort herstellen, ist einfach nur lecker und mit viel Liebe gemacht. Ich gebe dir gern die Karte.«

»Das wäre großartig«, sagt Camille, und ich bin überrascht, wie ehrlich ihre Worte klingen. Schon während der letzten Meetings habe ich festgestellt, dass sich irgendetwas an ihr verändert hat. Sie hat sich mehr eingebracht als sonst und nicht länger den Eindruck vermittelt, als würde sie alles und jeden in diesem Raum unerträglich finden. Ich frage mich, was der Auslöser dafür war.

»Das war wirklich eine tolle Idee von euch«, sagt Jessa. »Letzte Woche war einfach nur stressig. Abgesehen von dem ganzen organisatorischen Kram für die Gala hatte ich auch noch ein Referat in Englisch.«

»Und wie lief es?«, fragt Lin.

»Ich hab es total vermasselt. Zwischendrin habe ich so den Faden verloren, dass irgendwann nichts mehr Sinn ergeben hat.«

»Ich kenne das«, sagt Kieran. »Ich hatte letztens auch einen totalen Blackout. Mein Kopf war wie leer gefegt.«

»Worüber ging dein Referat?«

»Über den Kalten Krieg.« Kieran verzieht die Mundwinkel misstrauisch. »Und deins?«

»*Ein Sommernachtstraum* von Shakespeare.«

»Du Arme«, sagt Camille. »Ich hasse Shakespeare.«

Jessa zuckt mit den Schultern. »Das Stück war nicht so schlecht, fand ich. Übrigens habe ich mir auch den Film angeschaut und dabei gedacht, dass das eigentlich ein total gutes Motto für den Frühjahrsball wäre.«

Ich halte mit dem Muffin vor meinem Mund inne. »Das wäre wirklich ein tolles Motto«, sage ich langsam und drehe den Kopf zu Lin.

»Ja ...« Sie sieht aus, als würde sie nachdenken. »Wir haben uns für die Halloween-Feier im Oktober mehrere Angebote von Dekorationsfirmen eingeholt. Eine hatte so eine Art Zauberwald im Angebot. Mit unechten Bäumen und Lichtstrahlern, einer Nebelmaschine und so weiter.«

»Waren das die mit der Holzschaukel, auf der man sich fotografieren lassen kann?«

»Ja, genau.«

»Das könnte ich mir richtig gut vorstellen«, sagt Jessa, während Camille seufzt.

»Das klingt wirklich schön. Was wäre der Dresscode?«

»Es könnten sich alle als Elfen verkleiden«, kommt es augenblicklich von Doug.

Eine Sekunde lang halten wir inne und starren ihn an. Wer hätte gedacht, dass der schweigsame Doug eine Vorliebe für das Feenvolk hegt?

»Ja«, sage ich, füge aber schnell hinzu: »Oder vielleicht einfach Kleider mit floralem Muster für die Frauen und Black-Tie mit pastellfarbenen Hemden für die Männer?«

Jessa nickt. »Perfekt.«

Lin und ich wechseln einen Blick. Haben wir gerade durch Zufall das Motto für unsere nächste Veranstaltung festgelegt?

»Wie sieht denn unser Budget aus?«, fragt Kieran mit leicht gerunzelter Stirn. Zum ersten Mal an diesem Nachmittag sieht er mich direkt an. »Das klingt ganz schön teuer.«

»Das stimmt, aber wir mussten bei der Charity-Gala die Dekorationsfirma nicht bezahlen.«

Gegenüber von mir schnaubt James verächtlich. Offensichtlich ist das Thema ein wunder Punkt bei ihm. Ich weiß nicht, warum, aber irgendwie finde ich das süß.

»Mit dem Geld, das Lexington uns zugesichert hat, haben wir also ein üppiges Budget. Das sollte eigentlich reichen.«

»Also, ich wäre dabei«, sagt Camille. »Und ihr?«

»Wollen wir vorsichtshalber noch einmal abstimmen?«, schlägt Lin vor. »Alle, die für das Motto ›Ein Sommernachtstraum‹ sind, heben die Becher.«

Kein einziger Becher bleibt unten.

Als ich in die entspannten Gesichter meiner Teammitglieder blicke, breitet sich ein warmes Gefühl in mir aus. Ich weiß nicht, warum, aber es kommt mir vor, als wären wir in der letzten halben Stunde ein ganzes Stück weiter zusammengewachsen.

## James

Die Woche vergeht wie im Flug, und es sind die besten fünf Tage, die ich jemals an der Maxton Hall erlebt habe. Ruby und ich verbringen so viel Zeit miteinander wie möglich, was bei unseren Stundenplänen zwar nicht einfach ist, am Ende aber doch besser funktioniert, als wir beide geglaubt hätten.

Ich hole sie jeden Morgen vom Bus ab und begleite sie zu ihrem Klassenzimmer. Das heißt, am Mittwoch besteht Ruby darauf, mich zu *meinem* Klassenzimmer zu begleiten, was ausgerechnet an diesem Tag im Ostflügel ist und dazu führt, dass sie quer durch die Schule sprinten muss, um rechtzeitig zur ersten Stunde auf ihrem eigenen Platz zu sitzen. Zweimal überschneiden sich unsere Freistunden, und wir verbringen sie gemeinsam in der Bibliothek, wo ich versuche, mich trotz Rubys Hand in meiner auf den Stoff zu konzentrieren, den wir lernen müssen. Am Donnerstag schaffen wir es, uns in der Cafeteria zum Essen zu treffen, wobei ich das Gefühl

habe, dass Lin alles andere als begeistert über meine Anwesenheit ist. Zwischenzeitlich fürchte ich, sie könnte mir ihren Löffel ins Auge rammen, aber sie scheint sich gut im Griff zu haben.

Das erste Mal seit dem Tod meiner Mum kommt mir nicht alles hoffnungslos vor. Es fühlt sich an, als wäre mir eine riesige Last von den Schultern genommen worden, auch wenn ich auf das Getratsche und die unverhohlenen neugierigen Blicke meiner Mitschüler gut verzichten könnte.

Meine Jungs allerdings sind Ruby gegenüber misstrauischer denn je, und die Stimmung bleibt nach der Sache mit Wren angespannt. Am Freitagabend lädt Alistair uns zu sich nach Hause ein, ein eindeutiger Versuch, die Wogen zwischen uns allen wieder zu glätten. Obwohl ich den Abend gern mit Ruby verbracht hätte, weiß ich, dass ich dringend mit Wren reden muss. Mal ganz abgesehen davon, dass wir seit letztem Samstag kein Wort miteinander gewechselt haben und ich unseren Streit begraben will, möchte ich auch wissen, was bei ihm zu Hause los ist. Und wie ich ihm helfen kann.

Dummerweise hat sich Alistairs Bruder Frederick selbst zu unserer kleinen Party eingeladen und labert mich seit einer halben Stunde ohne Unterbrechung zu. Er ist der zweiundzwanzigjährige Vorzeigesohn der Ellingtons: verlobt, Student in Oxford und – im Gegensatz zu Elaine und Alistair – bereit, die Familientraditionen zu pflegen. Wir können ihn alle nicht ausstehen, was in erster Linie der Tatsache geschuldet ist, dass Frederick von seinen Eltern vergöttert wird, während sie gleichzeitig so tun, als würde Alistair nicht existieren.

»Stimmt es eigentlich, dass du jetzt schon bei *Beaufort* eingestiegen bist?«, fragt Frederick und schwenkt sein halb volles Glas mit Whiskey in der Hand.

»Jep«, gebe ich zurück, ohne ihn anzusehen. Ich hole mein Handy raus und sehe, dass ich eine Nachricht von Ruby habe.

JAMES! Alice Campbell hat mich in ihr Büro nach London eingeladen!

Ich spüre Fredericks neugierigen Blick auf mir und unterdrücke deshalb das Grinsen, das sich auf mein Gesicht kämpfen will.

Wie ist das passiert?

»Und wie ist es so?«, fragt Frederick, der meinen eindeutigen Hinweis, dass ich mich seiner Inquisition nicht stellen möchte, offenbar übersehen hat.

»Spannend«, brumme ich meine Standardantwort, während ich auf Rubys Antwort warte. »Eine große Ehre.«

Ich kann Cyril schnauben hören, obwohl er versucht, den Laut mit seiner Hand zu dämpfen. Er hat die eigentliche Bedeutung meiner Antwort – *Halt bitte endlich die Fresse* – verstanden, im Gegensatz zu Frederick, der ein weiteres Mal nachhakt.

»Jetzt plauder doch mal ein bisschen, Beaufort!«

In dem Moment leuchtet mein iPhone auf. Ruby hat mir einen Screenshot von Alice' E-Mail geschickt. Direkt darüber steht:

Ahhh!

Liebe Ruby, ich fand unser Gespräch letzten Samstag auf der Gala sehr inspirierend. Wenn Sie in der nächsten Zeit in London sind, würde ich mich über Ihren Besuch in meinem Büro freuen.

Herzlichst, Alice

Meine Antwort tippt sich fast von selbst.

Wann fahren wir?

Plötzlich stößt Frederick gegen meine Schulter. Ich drehe meinen Kopf in seine Richtung und sehe ihn mit hochgezogener Augenbraue an. Er bemerkt seinen Fehler sofort und nimmt ein Stück Abstand. Dann räuspert er sich. »Ich meine, wir zwei sind in diesem Raum die Einzigen, die etwas vorzuweisen haben und es in ihrem Leben schon zu etwas gebracht haben. Da müssen wir doch zusammenhalten.« Er lacht, als hätte er etwas besonders Lustiges gesagt.

Keiner von uns stimmt mit ein.

»Aus deinem Mund kommt nur Dreck, Frederick«, meldet Kesh sich leise zu Wort.

Frederick gibt ein entrüstetes Keuchen von sich.

»Lass gut sein, Kesh.« Alistairs Stimme ist monoton. Wenn sein Bruder dabei ist, kenne ich ihn nicht anders. Dann ist er kalt und distanziert – das komplette Gegenteil zu dem Alistair, mit dem wir sonst Zeit verbringen. Hätte er gewusst, dass Frederick übers Wochenende nach Hause kommt, hätte er uns niemals zu sich eingeladen, sondern stattdessen versucht, bei einem von uns unterzukommen.

»Was hast du denn schon erreicht?«, fragt Kesh, und seine Stimme ist so tief und so ruhig, dass mir ein eiskalter Schauer über den Rücken läuft. »Du wurdest in Oxford genommen – herzlichen Glückwunsch. Und du bist verlobt – doppelten Glückwunsch. Das macht dich aber noch lange nicht zu einem Überflieger, sondern zu einer nutzlosen Puppe, die kein Rückgrat besitzt.« Langsam nimmt Keshav einen Schluck aus dem Longdrinkglas, ohne seine dunkelbraunen Augen auch nur einen Moment von Frederick zu nehmen.

»Wenn du auch nur einen Funken Anstand besitzen würdest, würdest du so etwas nicht von dir geben«, widerspricht Frederick mit schneidender Stimme. Er versucht, gelangweilt zu gucken, aber ich kann sein eines Augenlid nervös zucken sehen.

»Du brauchst mir nichts von Anstand erzählen. Im Gegensatz zu dir weiß ich, dass man seine Familie nicht wie Abschaum behandelt. Dass du dich nicht an die Seite deines Bruders stellst, sagt mir alles, was ich über dich wissen muss, du mieses ...«

»Keshav, verdammt, halt deine Klappe!« Alistair springt mit geballten Fäusten auf. Er ist hochrot im Gesicht.

»Tolle Freunde hast du da, Alistair. Mum und Dad haben jeden Grund, stolz auf dich zu sein«, sagt Frederick und zieht sein Handy aus der Hosentasche. Er erhebt sich. »Wenn ihr mich bitte entschuldigen würdet. Meine Verlobte.«

Wir hören noch, wie er rangeht und seine Freundin mit einem schmalzigen Kosenamen begrüßt, bevor er aus dem Salon rauscht und uns zurücklässt.



»Was zum Teufel sollte das, Mann?«, zischt Alistair, noch immer stocksteif und mit geballten Fäusten.

»Er hat sich wie ein Arschloch benommen«, gibt Kesh zurück.

»Und? Wenn deine Familie was Dummes zu dir sagt – mische ich mich ein? Nein!«

»Das liegt daran, dass meine Familie mich niemals so behandeln würde, wie deine es tut. Sei doch einfach froh, dass ich hinter dir stehe.«

Alistair schnaubt verächtlich. »Du stehst nur dann hinter mir, wenn es dir in den Kram passt. Darauf kann ich verzichten, du verdammter Heuchler.«

Kesh zuckt zusammen, als hätte Alistair ihn geschlagen. Sein Blick zuckt kurz zu Wren, Cyril und mir, dann wieder zu Alistair. Stirnrunzelnd sehe ich zwischen den beiden hin und her, doch bevor ich die Situation deuten kann oder auch nur die Gelegenheit dazu bekomme, macht Alistair kehrt und verschwindet durch dieselbe Tür, durch die auch Frederick gerauscht ist.

»Was zum ...«, fängt Wren an, doch in diesem Moment setzt sich auch Keshav in Bewegung und läuft Alistair nach. Die Tür knallt laut hinter ihm ins Schloss.

»... Henker war das denn?«

Wren, Cyril und ich tauschen einen perplexen Blick.

Dann stöhnt Cyril und lässt seinen Kopf gegen die Lehne des Sessels sinken. »So habe ich mir den Abend nicht vorgestellt.« Er tippt auf seinem Handy herum und stellt die Musik im Salon lauter.

»Hoffentlich bringen sie sich nicht um«, sage ich nach einer Weile.

Cyril schüttelt grinsend den Kopf. »Glaube ich nicht. Und wenn, dann würde ich auf Alistair wetten.«

Ich höre kaum hin und blicke immer noch zur Tür, durch die die beiden eben verschwunden sind. So intensiv wie gerade eben habe ich Alistair und Kesh noch nie miteinander streiten sehen.

Als Alistair sich damals zu seiner Homosexualität bekannt hat und seine Eltern ihn daraufhin wie einen Aussätzigen behandelt haben, hat er bei jedem von uns viel Zeit verbracht, weil er es zu Hause nicht mehr ausgehalten hat. Das hat uns alle enger zusammengeschweißt, Alistair und Kesh aber ganz besonders.

Keshs Eltern sind offen und warmherzig, und sie haben Alistair aufgenommen wie einen weiteren Sohn.

»Irgendwas stimmt mit den beiden nicht«, merkt Wren an.

»Das ist mir auch schon aufgefallen.«

Wren hebt eine Augenbraue, und für einen kurzen Moment sieht es so aus, als würde er etwas sagen wollen, doch dann hält er sich zurück und nimmt stattdessen einen großen Schluck von seiner Whiskey-Cola.

Ich seufze. »Wren«, fange ich an.

Er erwidert meinen Blick vorsichtig.

»Ich war echt kein guter Freund in den letzten Wochen«, sage ich. »Es tut mir wirklich leid, dass ich mich nur um meinen eigenen Scheiß gekümmert habe und nicht für dich da gewesen bin.«

»Du hattest Grund, dich mit dir selbst zu beschäftigen«, erwidert Wren leise. Er atmet hörbar aus. »Deine Mum ist gestorben. Ich habe mich danebenbenommen. Tut mir leid.«

»Ich hätte mitbekommen müssen, dass bei dir irgendwas los ist.«

Wren zuckt mit den Schultern.

»Jetzt wäre zum Beispiel ein guter Moment, es mir zu erzählen«, sage ich. »Deswegen bin ich eigentlich heute Abend hierhergekommen.«

Wren wirkt unentschlossen. Er sieht mich über den Rand seines Glases hinweg an. Dann schließt er kurz die Augen, als müsste er seinen Mut erst heraufbeschwören.

»Wir ... wir ziehen um.«

Ich beuge mich ein Stück zu ihm. Habe ich ihn gerade falsch verstanden? »Was?«

»Meine Eltern haben ihr Vermögen verloren. Letzte Woche haben wir einen Käufer für das Haus gefunden. Im März ziehen wir in ein Doppelhaus.«

Ich starre Wren an. Die Worte wiederholen sich in meinem Kopf, aber sie wollen keinen Sinn ergeben.

»Wieso zum Teufel hast du uns davon nichts erzählt?«, fragt Cyril. Er steht von seinem Sessel auf, kommt zu uns rüber und lässt sich neben Wren auf das Sofa fallen. »Wir hätten helfen können.«

Das reißt mich aus meinem Schockzustand. »Cy hat recht«, sage ich. »Es hätte bestimmt eine Möglichkeit gegeben, das Haus

zu behalten.«

Cyril nickt. »Meine Eltern hätten es sofort gekauft und euch weiter dort wohnen lassen.«

Wren hebt beschwichtigend die Hände. »Ihr wisst genau, wie stolz meine Eltern sind. Sie würden niemals Almosen annehmen. Abgesehen davon wäre es doch komisch gewesen, wenn deine Eltern unsere Vermieter wären«, sagt Wren an Cyril gewandt. Doch dieser zuckt nur mit den Schultern.

»Wie kam es denn dazu?«, frage ich.

Wren seufzt und reibt sich mit der freien Hand übers Kinn. »Dad hat sich mit Aktien verspekuliert. Er hat alles auf eine Karte gesetzt – und verloren.«

»Fuck«, bringe ich hervor. Ich weiß nicht, wie groß das Vermögen der Fitzgeralds war, doch ich kenne das Haus, in dem sie wohnen, und alle ihre Feriensitze. Ich weiß, in welche Unternehmen sie investiert haben. Dass sie all das tatsächlich verloren haben sollen – und das in dieser kurzen Zeit –, ist für mich unvorstellbar.

»Können wir irgendwas tun?«, frage ich nach einer Weile.

Wren zuckt gleichgültig mit einer Schulter. »Im Moment ist alles ein bisschen durcheinander. Und meinem Dad ... ihm geht es ziemlich mies.«

»Lass uns einfach wissen, wenn es etwas gibt«, sage ich, und Cyril brummt zustimmend.

»Es ist gerade so viel los, dass ich mit dem Schulrammel schon nicht mehr hinterherkomme. Und jetzt muss ich mir auch noch Gedanken über Stipendien für Oxford machen. Ich ... ich habe keine Ahnung, wie ich das hinkommen soll.«

Wren vergräbt das Gesicht in beiden Händen, und Cyril und ich wechseln einen Blick. Ich bin mir sicher, dass wir dasselbe denken. Sollte es hart auf hart kommen, würden wir alle zusammenlegen und Wren einen Kredit geben. Jeder von uns hätte ihm das Geld wahrscheinlich auch, ohne mit der Wimper zu zucken, geschenkt, aber wir kennen ihn gut genug, um zu wissen, dass er das niemals annehmen würde.

»Du schaffst das. Und wir helfen dir«, beteure ich und stoße mit meiner Schulter gegen Wrens. Dieser lässt langsam die Hände von seinem Gesicht sinken.

»James, das mit Ruby –«

»Ist schon lange her«, unterbreche ich ihn.

In diesem Moment geht es nicht um mich oder Ruby, sondern darum, dass Wren diese Sorgen die ganze Zeit mit sich herumgetragen hat, ohne dass sein bester Freund darüber Bescheid wusste. So sollte es eigentlich nicht sein, schon gar nicht mit uns.

Unser Streit spielt keine Rolle mehr. Alles, was für mich jetzt zählt, ist, dass ich Wren helfen möchte. Auch wenn ich keine Ahnung habe, wie.

## Ruby

Das Herz schlägt mir bis zum Hals, als ich die Tür öffne. Percy steht vor mir und neigt seinen Kopf leicht, ein Lächeln auf den Lippen.

»Ms Bell, wie schön, Sie wiederzusehen.«

»Gleichfalls, Percy«, gebe ich zurück und folge ihm zum Wagen, meine silberne Clutch fest an mich gedrückt. James wollte mir die gesamte Woche über nichts über unser Date verraten, weshalb ich kleidungstechnisch ziemlich im Dunkeln getappt bin. Aber mit Embers Hilfe habe ich ein Outfit zusammengesucht, das zu jedem Anlass passt: ein schlichtes schwarzes Kleid, Schuhe mit Mini-Absatz und die silberne kleine Tasche. Meine Haare habe ich halb zurückgesteckt und meinen Pony mit reichlich Haarspray fixiert, falls wir Zeit draußen verbringen und es windig ist.

»Wir treffen Mr Beaufort vor Ort«, erklärt Percy, als er die Tür für mich öffnet und mir in den Rolls-Royce hilft. Lächelnd sehe ich zu ihm auf, um mich zu bedanken – stutze jedoch. Percy hat dunkle Augenringe, und seine Haut ist farblos und fahl. Außerdem sieht er aus, als wäre er mit seinen Gedanken nicht hier, sondern ganz woanders.

»Wie geht es Ihnen eigentlich, Percy?«, frage ich.

»Mir geht es gut, Miss, danke der Nachfrage«, kommt die mechanische Antwort. Mit einem höflichen Lächeln schließt Percy die Tür hinter mir und geht um das Auto rum. Die Trennwand ist nicht hochgefahren, und ich beobachte stirnrunzelnd, wie er hinter dem Lenkrad Platz nimmt. Kommt es mir nur so vor, oder sind die weißen Strähnen in seinen Haaren seit Cordelia Beauforts Tod deutlich mehr geworden?

»Wie lange arbeiten Sie eigentlich schon für die Beauforts?«, frage ich und rutsche auf meinem Sitz ein bisschen vor.

»Seit über fünfundzwanzig Jahren, Miss.«

Ich nicke mitfühlend. »Das ist ganz schön lange.«

»Ich habe Mrs Beaufort schon gefahren, als sie Anfang zwanzig war.«

»Wie war sie so?«

Einen Moment lang scheint Percy nach den richtigen Worten zu suchen. »Unerschrocken und mutig. Sie hat schon während des Studiums die Firma auf den Kopf gestellt, ganz zum Missfallen ihrer Eltern. Aber es hat sich gelohnt.« Im Rückspiegel sehe ich, wie seine Augen kleiner werden, als würde er lächeln. »Sie hatte immer ein Gespür für Trends. Selbst hochschwanger ist sie noch zur Arbeit gegangen und hat dort alles in die Wege geleitet. Nichts hat das Logo des Unternehmens getragen, was nicht von ihr höchstpersönlich abgesegnet wurde. Sie ...« Percy unterbricht sich selbst. »Sie war eine großartige Frau«, endet er schließlich mit rauher Stimme.

Eine Welle von Mitgefühl erfasst mich. Percy macht den Eindruck, als hätte Mrs Beaufort ihm eine Menge bedeutet. Wenn ich den Blick in seinen Augen richtig deute, vielleicht sogar mehr als nur das.

»Geht es Ihnen wirklich gut, Percy?«, wispere ich.

Der Chauffeur muss sich räuspern. »Irgendwann wird es mir wieder gut gehen, Miss. Ich brauche nur ein bisschen Zeit.«

»Natürlich. Wenn ich irgendetwas für Sie tun kann ...« Ich weiß zwar nicht, wie ich Percy helfen könnte, aber in diesem Moment fühlt es sich richtig an, ihm das anzubieten.

»Es gibt tatsächlich etwas, was Sie für mich tun könnten.« Unsere Blicke treffen sich im Rückspiegel. »Bitte passen Sie gut auf James auf.«

Mein Atem stockt, und ich muss schlucken.

»Das werde ich«, sage ich nach einem kurzen Moment.  
»Versprochen.«

Nach zwanzig Minuten ist die Fahrt vorbei. Während Percy den Wagen parkt, schaue ich aus dem Fenster und betrachte durch die abgedunkelte Scheibe des Autos die Fassade des Restaurants, vor dem wir zum Stehen gekommen sind. Die Strecke, die wir gefahren sind, hat auf jeden Fall in Richtung Pemwick geführt. Trotzdem kommt mir die Umgebung nicht bekannt vor.

Percy öffnet die Tür und hilft mir beim Aussteigen. Die Sonne geht gerade unter und taucht das graue Gebäude vor mir in ein orangerotes Licht. Der verschlungene Schriftzug *The Golden Cuisine* leuchtet bereits, und als Percy auf den Eingang deutet, schlägt mein Herz mit einem Mal ein bisschen schneller.

»Mr Beaufort wartet drinnen auf Sie. Viel Spaß, Ms Bell.«

Ich bedanke mich bei Percy, dann gehe ich nervös auf den Eingang zu. Als ich durch die Tür trete, wartet James bereits auf mich. Wie von selbst breitet sich ein Lächeln auf meinem Gesicht aus. Ich bin so erleichtert, dass es mir inzwischen wieder so mit ihm geht.

Er trägt ein schwarzes Hemd und einen blauen, grob karierten *Beaufort*-Anzug, der ihm wie angegossen passt. Auf der rechten Brusttasche kann ich das winzige Monogramm mit seinen Initialen erkennen.

James erwidert mein Lächeln zögerlich und nimmt mich genauso in Augenschein wie ich ihn. Meine Kehle wird trocken, als sein Blick an meinem Körper hinabgleitet.

»Du siehst schön aus«, raunt er.

Ich bekomme Gänsehaut. »Danke. Du auch.«

Er bietet mir seinen Arm und führt mich dann weiter ins Innere des Restaurants. Es ist voll, und ich kann bloß einen einzigen freien Tisch erkennen. Automatisch gehe ich davon aus, dass er uns gehört, doch James geht durch eine Seitentür zu einer Treppe, die ins obere Stockwerk führt.

Als wir oben angekommen sind, stockt mir der Atem. Wir befinden uns in einem verglasten Wintergarten. In der Mitte des Raums steht ein Baum, an dessen Ästen bunt leuchtende Laternen baumeln. An der Decke und entlang der Fenster sind Lichterketten angebracht, die einen warmen Schein abgeben und dem Wintergarten eine magische Atmosphäre verleihen. Nur ein einziger der kleinen runden Tische ist gedeckt.

James führt mich zu unserem Tisch. Er benimmt sich wie ein Gentleman, zieht meinen Stuhl zurück und schiebt ihn unter meine Knie, sodass ich mich setzen kann.

Während er gegenüber von mir Platz nimmt, werfe ich einen Blick durch die Fenster. Der Ausblick ist atemberaubend. Noch kann

man die großen Felder rund um Pemwick sehen, doch ich bin mir sicher, dass die grüne Hügellandschaft innerhalb der nächsten halben Stunde im Dunkeln liegen wird.

Ein Kellner erscheint wie aus dem Nichts und stellt eine Karaffe Wasser auf den Tisch, bevor er die Speisekarten vor uns legt. Ich blättere sie durch und blicke immer mal wieder auf, um James anzusehen. Ich frage mich, ob ich so aufgeregt bin, weil das mein erstes offizielles Date mit einem Jungen ist – oder weil es *James* ist, der mir gegenüber sitzt und mich über sein Glas hinweg anlächelt.

Ich erwidere das Lächeln. »Es ist wirklich schön hier.«

»Finde ich auch. Mum ist hier manchmal mit Lydia und mir essen gegangen. Ich verbinde viele schöne Erinnerungen mit diesem Wintergarten«, gibt er zurück.

Ich empfinde bei diesen Worten so viel Zuneigung zu James, dass mir ganz warm wird. Dass er diesen Ort mit mir teilen möchte, berührt mich – gerade weil ich weiß, wie schwierig die Beziehung zu seiner Familie für ihn ist.

»Danke, dass du mich hierher eingeladen hast.«

Über den Tisch hinweg greife ich nach seiner Hand und streichle sie sanft. James' Blick verdunkelt sich.

»Ich möchte dir zeigen, dass es nicht nur eine Bürde ist, Zeit mit mir zu verbringen. Sondern mehr sein kann.«

»James –«, fange ich an, doch da kommt der Kellner zurück an unseren Tisch und nimmt unsere Bestellungen auf. Ich entscheide mich für Gnocchi mit Ziegenkäse, während James gefüllte Hähnchenkeule wählt. Danach sind wir wieder allein, und ich überlege krampfhaft, wie ich an das Gespräch von eben anknüpfen kann. Manchmal wünsche ich mir, ich wäre so ein Small-Talk-Genie wie Ember. Ihr fällt in jeder noch so aufgeladenen Situation ein Eisbrecher ein.

»Ich habe mir übrigens einen Account auf Goodreads erstellt«, sagt James unvermittelt.

Ich horche auf. »Wirklich?«

Er nickt. »Ich will die Liste angehen. Die ... die wir in Oxford gemacht haben.« Er räuspert sich, und ich kann die Erinnerung an jene Nacht förmlich hinter seinen Augen aufflackern sehen. »Die Bücher schienen mir ein guter erster Schritt zu sein.«



»Das finde ich so toll!«, platzt es aus mir raus. »Was steht alles auf deiner Leseliste?«

James' Mundwinkel zucken verdächtig. Dann holt er sein Handy raus und öffnet die App. Er tippt kurz darauf rum und blickt dann wieder auf.

»Okay, also: Ich habe *Death Note* gelesen«, sagt er.

»Habe ich gesehen«, bemerke ich. »Und was sagst du?«

»Es war genial. Nur eine Sache hat mich extrem gestört«, sagt er ernst.

»Ich glaube, ich weiß auch, was es ist«, erwidere ich.

»Das war einfach ... Ich konnte es nicht fassen. Danach hätte ich die Reihe fast abgebrochen.« James zuckt mit den Schultern. »Aber du hattest schon recht mit dem, was du gesagt hast.«

Ich sehe ihn fragend an.

»Damit, dass einem ein wichtiger Bestandteil der Allgemeinbildung fehlt, wenn man es nicht gelesen hat.«

Ich stutze. »Daran erinnerst du dich noch?«

Er legt den Kopf schräg. »Natürlich erinnere ich mich noch daran. Ich erinnere mich an alles, Ruby.«

Ich schlucke schwer. »Ich mich auch«, sage ich leise.

In James' türkisblauen Augen liegt etwas, was ich schon seit einer Ewigkeit nicht mehr gesehen habe, und in mir keimt ein Verlangen auf, so plötzlich und heftig, dass ich mich räuspern und nach meinem Wasserglas greifen muss.

»Zeig mir deine Leseliste«, krächze ich.

James blinzelt ein paarmal, als bräuchte auch er einen Moment, um sich zu sammeln. Dann schiebt er mir sein Handy über den Tisch zu. Ich schaue mir seine »Gelesen«-Liste an und bin überrascht, was dort bereits alles aufgeführt ist – einige Mangas, aber auch eine ganze Reihe klassischer Kinder- und Jugendbücher wie *Harry Potter*, *Percy Jackson* oder die Werke von John Green und Stephen Chbosky.

»Wann hast du die denn alle gelesen?«, frage ich ihn überrascht.

Er hebt unschlüssig eine Schulter. »Meistens nachts, wenn ich nicht schlafen konnte. Oder in den Pausen in der Schule. Ich habe nach irgendetwas gesucht, womit ich mich ablenken kann, und mit

Büchern funktioniert das gut. Und jetzt habe ich mir irgendwie angewöhnt, vor dem Schlafen zu lesen.«

»Es ist eine tolle neue Angewohnheit.« Ich scrolle mich weiter durch seinen Account. »Darf ich ein paar Bücher auf deine ›Want to Read‹-Liste setzen?«

»Tu dir keinen Zwang an. Ich folge inzwischen auch schon ein paar Buchbloggern, deren Empfehlungen ich mir manchmal ansehe.«

Ich schüttle lächelnd den Kopf. James und seine Blogs. Er muss sich echt mal mit Ember zusammensetzen, denke ich, als ich nach und nach seine Liste fülle.

»Du hörst ja gar nicht auf«, merkt James irgendwann belustigt an.

»Du hast gesagt, ich soll mir keinen Zwang antun.«

James lacht. Als das Essen kommt, stelle ich überrascht fest, dass wir schon seit einer Stunde hier sitzen und uns unterhalten, ohne dass es auch nur ein einziges Mal zu einem unangenehmen Moment gekommen ist oder wir krampfhaft nach einem neuen Gesprächsthema gesucht haben. Im Gegenteil, wir sprechen so unbefangen miteinander wie schon lange nicht mehr. Vielleicht sogar wie noch nie zuvor.

Die Zeit im Wintergarten ist wunderschön – und viel zu schnell vorbei. James sagt, dass er bei meinen Eltern einen guten Eindruck machen und mich deshalb vor Mitternacht zurückbringen will, was ich zähneknirschend akzeptiere. Wenn es nach mir gegangen wäre, hätten wir noch ewig unter den Lampions sitzen und reden können.

Bevor ich meine Jacke anziehe, trete ich noch mal an das Fenster an der Seite des Wintergartens. Zwar ist es inzwischen stockdunkel, aber der Anblick ist trotzdem wunderschön. Der Himmel ist frei von Wolken, und ich kann Sterne am Firmament erkennen.

Ich habe noch nie einen so magischen Abend erlebt, und ich möchte ihn unbedingt für mich festhalten. Also hole ich mein Handy raus und mache ein Foto. Als ich das Ergebnis begutachte, muss ich allerdings feststellen, dass man nicht wirklich etwas darauf erkennen kann.

James tritt hinter mich – so nah, dass sich die Härchen an meinen Armen aufstellen. Es ist trotzdem nicht genug. Ich lehne mich zurück und gegen ihn. Zögerlich hebt James einen Arm und schlingt ihn um mich. Er drückt mich an sich, während ich meinen Kopf nach hinten sinken lasse. Der Moment ist so schön, so intim, dass ich kurz die Augen schließen muss. Ich lausche seinem Atem und der Musik, die leise durch den Wintergarten hallt. Plötzlich habe ich eine Idee.

»Darf ich ein Bild machen?«, frage ich leise.

Ich kann spüren, dass er nickt, als seine Haarsträhnen meine Wange kitzeln. Ich hebe mein Handy hoch und stelle die Frontkamera ein.

»Lächle mal«, fordere ich James auf.

Zusammen lächeln wir in die Kamera, er mit seinen Armen um meinen Körper, hinter uns der mit Laternen behangene Baum in diesem magischen Wintergarten.

Dieses Bild wird ab sofort jenes ersetzen, das ich von Instagram gestohlen und heimlich auf meinem Laptop gespeichert habe, beschließe ich. Doch der Gedanke verblasst, als James das Gesicht an meinem Hals vergräbt. Er holt tief Luft und presst seine Lippen auf meine Halsbeuge. Mein Atem stockt, gleichzeitig durchfährt ein heftiges Prickeln meinen Körper. Ich lege meine Hand über seine und halte sie fest, zugleich überkommt mich das unstillbare Verlangen, ihm noch näher zu sein. Ich lehne mich weiter zurück, drücke mich fast schon gegen ihn, bis ich ihn scharf einatmen hören kann.

Mit einem Mal bewegt James sich kein Stück mehr. Mein eigener Atem geht viel zu schnell. Als ich seine Hand kurz drücke, brauchen wir keine Worte mehr. James dreht mich schwungvoll zu sich rum, und im nächsten Moment finden sich unsere Lippen wie von selbst.

James schlingt beide Arme um mich und hält mich fest. Meine Hände liegen auf seiner Brust, und ich lasse sie weiter nach unten wandern, bis sie seinen Bauch berühren, was ihm ein Stöhnen entlockt. Es klingt genauso verzweifelt, wie ich mich fühle. In diesem Moment habe ich nicht das Gefühl, dass noch eine Grenze zwischen uns besteht. Wir sind einfach wir. Genau wie vorher auch und dennoch verändert. Alles fühlt sich bedeutungsvoller an. James'

Lippen auf meinen zu fühlen ist immer noch genauso aufregend wie bei unserem ersten Kuss, aber gleichzeitig kenne ich ihn inzwischen. Ich kenne diese Bewegung, die er mit der Zunge macht, das Gefühl seiner Zähne an meiner Unterlippe. Als seine Hand zu meinem Hintern gleitet und er mich noch enger an sich zieht, kann ich seine Erektion an meiner Hüfte fühlen.

Meine Knie werden weich. Ich dränge mich gegen ihn, bis er fast nach hinten stolpert, küsse ihn energischer, lasse mich völlig von meinen Gefühlen und dem heißen Brennen in meinem Inneren leiten.

Doch dann reißt er plötzlich seine Lippen von meinen. Ich bin noch so im Rausch, dass mir ganz schwindelig ist. James drückt seine Stirn schwer atmend gegen meine. Seine Hand verschwindet von meinem Hintern, stattdessen legt er sie an meinen Hinterkopf und streichelt ihn sachte.

»Wir müssen aufhören.«

Ich brauche einen Moment, bis ich verstehe, was er gerade gesagt hat. »Wieso?«, flüstere ich.

Er schüttelt nur den Kopf.

»Mr Beaufort?«, erklingt die Stimme des Kellners unvermittelt.

James lässt mich nicht los, sondern gibt nur ein Brummen von sich.

»Ich wollte Ihnen nur Bescheid geben, dass Ihr Fahrer jetzt bereitsteht«, fährt der Kellner fort, sichtlich peinlich berührt.

James löst sich von mir, und unsere Hände finden sich ohne mein Zutun. Als wäre es das Normalste der Welt, verlassen wir das Restaurant Hand in Hand, beide mit geröteten Wangen und einem gemurmelten Abschiedsgruß in Richtung des Kellners, der es nicht mehr wagt, uns anzusehen.

Draußen kommt mir ein Schwall kalter Luft entgegen. Percy steht bereits vor der Limousine und hält uns die Tür auf. Ich bedanke mich bei ihm und steige ein, James dicht hinter mir. Ich setze mich auf den Platz, auf dem ich schon bei der Hinfahrt gesessen habe. James lässt sich neben mich fallen.

Seine Augen sind dunkel und seine Lippen genauso rot und geschwollen, wie meine sich anfühlen. Noch immer kann ich das leichte Pochen in meiner Unterlippe spüren – und nicht nur da. Ich

fühle mich wie elektrisiert, mein ganzer Körper steht unter Strom. Ich kann kaum still sitzen, so groß ist der Impuls, genau da weiterzumachen, wo wir eben aufgehört haben.

Die Stadtlichter Pemwicks ziehen an uns vorbei, als Percy den Wagen auf die Landstraße lenkt. Die Trennwand ist hochgefahren, und ich sehe nach oben, um zu schauen, ob das rote Lämpchen der Sprechanlage blinkt.

Tut es nicht.

Ich drehe den Kopf zu James, der meinem Blick gefolgt ist. Seine Lippen sind leicht geöffnet, und seine Brust hebt und senkt sich schnell. Ihn hat der Kuss genauso mitgenommen wie mich, das ist unübersehbar.

»James«, flüstere ich.

Er hält den Atem an.

Ich bewege mich wie von selbst. Die Anziehung, die von James ausgeht, ist so umfassend, dass ich unmöglich zwanzig Minuten lang auf diesem Platz sitzen bleiben kann, ohne etwas zu tun.

Überraschung flackert in seinen Augen auf, als ich näher zu ihm rücke.

»Küss mich, James«, wispere ich.

Er schüttelt nur den Kopf, nimmt aber im selben Atemzug mein Gesicht in seine Hände und presst seine Lippen fest auf meine. Wir stoßen gleichzeitig ein Seufzen aus, und die Laute vermischen sich und vibrieren in meinem Körper. Die Welt um mich herum verblasst. Es gibt nur noch James und mich – keine Vergangenheit, keine Zukunft. Nur uns und die vorbeirauschenden Lichter der Nacht.

»Ich habe dich vermisst«, flüstere ich.

Er gibt ein beinahe verzweifelt klingendes Geräusch von sich und küsst mich tiefer.

Ich bin nicht vorbereitet auf das, was er mit mir macht. Ich hätte nicht gedacht, dass es sich so anfühlen könnte. Egal, wie oft James und ich zusammen sind – es wird immer überwältigender. Die Sehnsucht in mir wächst mit jedem seiner Küsse noch mehr an, ein unstillbares Verlangen nach ihm und seiner Nähe, von dem ich nicht glaube, dass es jemals wieder verschwinden wird.

Ich kralle meine Hände in sein Haar und ziehe ihn fester an mich. Das geht alles viel zu schnell, aber ich kann nicht anders. James'

harter Körper ist fest gegen meinen gepresst, und ich brauche ihn. In dieser Sekunde brauche ich ihn, wie ich noch nie jemanden gebraucht habe.

Gerade will ich die Worte aussprechen, da löst James sich ein Stück von mir. Er sieht mich mit verschleiertem Blick an und streichelt meine Wange mit einer Hand, bevor er seinen Mund an meinem Hals hinabwandern lässt.

»Ich habe dich auch vermisst«, raunt er an meiner Kehle. Er saugt an der Haut, und mein Atem stockt. »Immer wenn ich dich in der Schule gesehen habe, wollte ich das hier machen.«

Ich seufze und schließe die Augen. »Nächstes Mal darfst du das gern machen. Du hast meine Erlaubnis«, bringe ich atemlos hervor.

Er stößt ein raues Lachen aus. »Gut zu wissen.«

Langsam arbeitet James sich weiter nach unten, aber ich will seinen Mund wieder auf meinem spüren, also ziehe ich ihn hoch und halte ihn fest. Seine Zunge umspielt meine, und mit der anderen Hand erkunde ich seinen Körper. Die viele Kleidung ist eindeutig im Weg, ganz gleich, wie gut er in diesem verfluchten Anzug aussieht. Ich öffne den ersten Knopf seines Hemds.

»Ruby«, unterbricht er mich leise.

Ich mache weiter. Beim dritten Knopf packt James mein Handgelenk und hält es fest. Ich hebe den Blick und sehe in seine dunklen Augen. James starrt mich schwer atmend an.

Ich kann sehen, wie er schluckt. »Du kannst mich normalerweise jederzeit ausziehen. Wirklich. Meinetwegen überall. Aber ...« Er unterbricht sich selbst und sieht sich in dem Auto um. Dann blickt er mich wieder an. »Ich wollte eigentlich, dass unser nächstes Mal etwas ganz Besonderes wird. Und wenn wir jetzt nicht aufhören, dann ... dann weiß ich nicht ...«

Ich spüre, wie mir die Hitze ins Gesicht schießt. Er hat recht. »Ich habe nicht nachgedacht.«

Meine Wangen sind noch immer heiß, während ich damit beginne, sein Hemd langsam wieder zuzuknöpfen. Doch auch nachdem ich den letzten Knopf geschlossen habe, kann ich ihm nicht wieder ins Gesicht sehen.

»Ruby«, raunt James plötzlich.

Ich tue, als würde ich den Kragen richten wollen, dabei ist damit eigentlich alles in bester Ordnung. »Mh?«

»Ruby«, wiederholt er leise. »Bitte sieh mich an.«

Ich atme ein und schaue wieder hoch. Das Erste, was mir auffällt, ist, dass James' Gesicht genauso rot ist, wie sich meins anfühlt. Das Zweite ist der Blick in seinen Augen. Er ist unfassbar zärtlich. »Ich bin auch noch nicht bereit ... Ich meine, wir sollten es langsam angehen.«

»Weil wir Zeit haben«, sage ich rau.

»Alle Zeit der Welt«, bestätigt James.

Ich nicke und atme stockend aus. Dann lehne ich mich mit einem Seufzen zurück in den Sitz und schließe die Augen. Ein paar Sekunden lang sind wir still.

Irgendwann greift James nach meiner Hand. »Danke, dass du Ja gesagt hast. Zu diesem Date, meine ich«, raunt er.

Ich drücke seine Hand. »Es war ein schönes Date.«

»Fand ich auch.«

Etwas schwingt in seinem Tonfall mit, das mich dazu bringt, ihn wieder anzusehen. Seine Augen funkeln verwegen, und sein Lächeln ist so heiß, dass ich mich einen Moment lang wie entwaffnet fühle.

Noch vor zwei Wochen hätte ich es nicht für möglich gehalten, dass er mich noch mal so ansehen würde, geschweige denn, so etwas wie diesen Moment noch einmal mit ihm erleben zu können. Am liebsten würde ich ihm noch so viel mehr sagen – aber das kann ich nicht. Dafür ist noch nicht genügend Zeit vergangen, dafür sind die Wunden noch zu frisch verheilt. James scheint es ernst zu meinen, aber die Angst, dass er sich doch wieder von mir abwenden könnte, ist immer noch da.

Ich versuche, ihn mir in ein paar Jahren vorzustellen. Erwachsener, gereifter. Sicherer in seinen Entscheidungen, ohne diese Unberechenbarkeit, die ich im vergangenen halben Jahr kennengelernt habe. Was würde es für einen Menschen aus mir machen, wenn ich erst dann wieder zulassen würde, dass er einen Platz in meinem Leben einnimmt? Habe ich überhaupt die Gewissheit, dass wir dann noch füreinander da sind?

Wobei – wem mache ich hier etwas vor? Für mich wird es immer nur James geben. Ich könnte niemals jemand anders lieben, so wie ich ihn liebe – auf diese alles einnehmende, verschlingende, leidenschaftliche Weise.

»Woran denkst du?«, flüstert er plötzlich und streicht mit den Fingern über meine Haut.

*Daran, dass ich verliebt in dich bin.*

*Daran, dass du der Einzige für mich bist.*

*Daran, dass mir das Angst macht.*

»Ich habe gerade darüber nachgedacht, dass wir in Zukunft mehr miteinander reden müssen. Über unsere Probleme. Damit nicht noch mal etwas ... Schlimmes passiert«, antworte ich zögerlich.

James sieht mich eindringlich an. In seinem Blick liegt eine Entschlossenheit, die ich so noch nie an ihm gesehen habe. »Wir bekommen das hin, Ruby.«

Ich schlucke schwer. »Bist du dir sicher?«

Er nickt kurz. Nur einmal. »Ja, bin ich.«

Erleichterung überkommt mich. James das mit dieser Gewissheit sagen zu hören lässt meine Zweifel leiser werden.

Eine Weile sitzen wir nur nebeneinander und betrachten unsere verschränkten Finger. Dann lehnt James sich zurück und grinst mich an.

»Bestes Date der Welt«, murmelt er und hebt unsere Hände, um meine Finger zu küssen.

Ich nicke. »Finde ich auch.«

Plötzlich leuchten seine Augen auf. »Komm uns morgen Abend besuchen«, sagt er. »Mich und Lydia. Ich weiß, dass sie sich auch freuen würde, dich zu sehen.«

Ich zögere. »Dein Vater ...«

»Dad ist das ganze Wochenende über in London. Wir könnten Sushi bestellen.«

James wirkt in diesem Moment so glücklich und gleichzeitig so nervös, dass seine Aufregung direkt auf mich übergeht. Ich war erst einmal bei ihm zu Hause, und mit diesem Besuch verbinde ich nur traurige Erinnerungen. Ich bin bereit, sie durch neue – schönere – zu ersetzen.



»Geht klar. Morgen Abend. Ich bringe Ben & Jerry's mit.«

»Perfekt. Percy holt dich ab.« Plötzlich runzelt James die Stirn.

»Apropos ...« Er beugt sich vor, um auf den Knopf der Freisprechanlage zu drücken. »Müssten wir nicht längst in Gormsey sein, Percy?«

Einen kurzen Moment lang hören wir nur ein leises Rauschen.  
Dann ...

»Ich dachte, Sie brauchen vielleicht noch ein bisschen ...  
Privatsphäre, Sir.«

Mit geweiteten Augen sehe ich James an. Dieser erwidert meinen Blick genauso perplex. Danach pruste ich los.

James stimmt in mein Lachen ein und vergräbt das Gesicht an meinem Hals.

Ruby

Ich sehe Lydias Nachrichten in dem Moment, in dem Percy auf das Grundstück der Beauforts einbiegt.

Planänderung!

Unser Dad ist gerade nach Hause gekommen.

Sag Percy am besten, er soll umdrehen.

Ruby?

Sie hat mir die erste vor gut fünfzehn, die letzte vor drei Minuten geschickt, auch von James habe ich drei verpasste Anrufe auf dem Handy. Panik steigt in mir auf, als ich auf mein Handy starre und überlege, was ich tun soll. Doch bevor ich überhaupt die Möglichkeit bekomme, einen klaren Gedanken zu fassen, hält Percy den Rolls-Royce bereits vor dem Haus der Beauforts an.

Mit wachsender Beunruhigung beobachte ich, wie er aussteigt, um den Wagen herumgeht und die Tür öffnet. Schwer schluckend nehme ich die kleine Tasche, in der ich die drei Packungen Ben & Jerry's verstaut habe, ergreife die Hand, die Percy mir hinhält, und lasse mir von ihm nach draußen helfen. Dort nehme ich einen tiefen Atemzug der kühlen Abendluft und sehe mich vorsichtig um.

Oben vor der wuchtigen Tür kann ich James und Lydia sehen, die auf der Schwelle stehen und bereits auf mich warten. James hat beide Arme vor der Brust verschränkt, während Lydia mir einmal kurz entgegenwinkt. Ich drehe mich zu Percy um. »Ich weiß nicht, wie lange ich bleiben kann. Sind Sie noch eine Weile hier?«

Auf den Lippen des Chauffeurs breitet sich ein schmales Lächeln aus. »Ich bin immer hier, Ms Bell. Mr Beaufort soll mir einfach Bescheid sagen, dann fahre ich Sie nach Hause.« Er hebt seine Mütze leicht an, dann steigt er wieder in den Wagen, vermutlich um ihn zu den breiten Garagen seitlich des Hauses zu fahren.

Schnell gehe ich die Treppenstufen zum Eingang nach oben.

»Hey«, flüstere ich, als die beiden in Hörweite sind. »Ich habe die Nachrichten erst vor einer Minute gesehen. Euer Dad ist hier?«

James und Lydia nicken. Obwohl beide alles andere als glücklich aussehen, zieht James mich in eine kurze Umarmung. »Hey«, murmelt er in meine Halsbeuge, und ich bekomme am ganzen Körper Gänsehaut.

Nachdem wir uns voneinander gelöst haben, seufzt Lydia. »Dad ist extra heimgekommen, weil er mit uns zu Abend essen möchte.«

»Dann gehe ich besser wieder, oder?«, frage ich unschlüssig. Ich will den beiden nicht das Gefühl geben, dass ich mich aus dem Staub mache, sobald es kompliziert wird. Immerhin hat James auch einen ganzen Abend in Gesellschaft meiner Familie ausgehalten. Aber sie sehen so unglücklich über die Tatsache aus, Zeit mit ihrem Vater verbringen zu müssen, dass ich die Situation mit meiner Anwesenheit nicht noch verkomplizieren möchte.

James lächelt mich schief an. »Ich möchte dir diese Folter einfach gern ersparen.«

Genau in diesem Moment erscheint Mortimer Beaufort im Hausflur.

Als er mich erblickt, weiten sich seine Augen für den Bruchteil einer Sekunde.

Ich versteife mich.

»Bittet euren Gast rein und macht die Tür zu, verdammt, wo leben wir denn hier?«, ertönt seine donnernde Stimme. Lydia und James reißen die Augen auf und drehen sich um.

Eine Sekunde lang starren wir uns an. Lydia reagiert als Erste und zieht mich sanft am Arm ins Haus. Sie schließt die Tür hinter mir, und dann stehe ich plötzlich nur wenige Meter entfernt von Mortimer Beaufort, der mich von oben bis unten in Augenschein nimmt.

Ich tue es ihm gleich. Er trägt einen maßgeschneiderten dunkelblauen Anzug, und sein sandfarbenes Haar ist sauber zur Seite gekämmt und dort mit Gel fixiert. Es ist seit unserer letzten Begegnung ein bisschen heller geworden, aber der Blick in seinen Augen ist unverändert – eiskalt, ohne auch nur eine einzige Emotion.

Ich schlucke schwer. Meine Kehle fühlt sich an, als hätte ich Sand verschluckt.

Im nächsten Moment frage ich mich, warum ich es zulasse, dass dieser Mann mich so einschüchtert. Es ist mir egal, was er von mir denkt, schließlich empfinde ich für ihn nur Wut, Verachtung und Abneigung – und keinerlei Respekt.

Also strecke ich den Rücken durch und begegne seinem Blick.  
»Guten Abend, Mr Beaufort«, sage ich.

»Dad, du erinnerst dich sicher noch an Ruby«, fügt James hinzu.

Mr Beaufort nickt mir knapp zu. Dann wendet er sich an James.  
»Das Essen ist fertig. Eure ... Freundin ist eingeladen.«

Er schenkt weder mir noch Lydia einen weiteren Blick, bevor er kehrtmacht und in einem Raum am anderen Ende der Eingangshalle verschwindet.

Neben mir kann ich Lydia ruckartig ausatmen hören. »Oh Gott, Ruby«, sagt sie. »Das tut mir so leid. Wir wollten uns einen schönen Abend machen, und jetzt müssen wir uns mit Dad rumquälen. Statt Sushi gibt es jetzt wahrscheinlich Coq au vin.« Sie verzieht das Gesicht.

James' Blick ist eindringlich, als er mich ansieht. »Noch kannst du verschwinden.«

»Dein Vater hat mich schon gesehen.«

»Das ist egal.«

»Wäre es dir denn lieber, wenn ich verschwinde?«

James zögert keine Sekunde. »Nein, natürlich nicht. Je eher Dad sich mit dem Gedanken anfreundet, dass du zu uns gehörst, desto besser.«

Wärme breitet sich bei seinen Worten in meinem Körper aus. Ich greife nach James' Arm und drücke ihn flüchtig. »Ich werde nicht verschwinden. Außerdem mag ich Coq au vin.« Ich hebe meine Tasche hoch. »Und ich habe Eis dabei.«

»Ich bringe das schnell in die Küche«, sagt Lydia. »Geht ihr schon mal vor.«

James' Hand liegt auf meinem unteren Rücken, als wir das Esszimmer betreten. Der Raum ist riesig, mit hohen Wänden und breiten Fenstern, durch die man auf den hinteren Teil des Beaufort-Anwesens blicken kann. Das dunkle Grün, in dem die Wände

gestrichen sind, findet sich in den Bezügen der Stühle wieder, und über dem langen Esstisch aus glänzendem dunklem Holz hängt ein imposanter Kronleuchter, der locker mit denen in den Tanzsälen der Maxton Hall mithalten könnte. Der Tisch ist professionell eingedeckt, mit mehreren Besteckgarnituren, hübschem Porzellan und Weingläsern mit goldenen Akzenten.

Aber es ist nicht nur die Einrichtung und Dekoration, die dieses Esszimmer – falls man es überhaupt so nennen kann – von unserem Zuhause unterscheidet. In erster Linie ist es die Stimmung, die hier herrscht. Sie ist angespannt und unterkühlt und kein Vergleich zu der warmen, lockeren Atmosphäre, in der ich aufgewachsen bin.

Genau wie damals in der Schneiderei in London füllt Mortimer Beaufort auch hier mit seiner Präsenz den gesamten Raum. Seine abweisende Art und die Kälte in seinem Blick sorgen dafür, dass keine Chance besteht, sich auch nur annähernd wohlfühlen. Es ist erstaunlich.

Ich könnte mir niemals vorstellen, mit diesem Mann in einem Haus zu leben.

Wir nehmen nacheinander Platz, Mr Beaufort am Kopf des Tisches, James auf seiner linken Seite, ich direkt daneben und gegenüber von uns Lydia. Zwei Küchenhilfen betreten den Raum und stellen vor jedem von uns einen tiefen Teller mit Suppe ab, von der ein köstlicher Geruch ausgeht. Ich tue es James und Lydia nach und breite die gefaltete Stoffserviette auf meinem Schoß aus.

»Auf einen schönen Abend«, sagt Mr Beaufort und hebt sein Glas hoch.

James und Lydia murmeln etwas Zustimmendes, und auch ich hebe mein Glas.

Das ist schon jetzt der unangenehmste Abend, den ich seit Langem erlebt habe.

Die ersten zehn Minuten verbringen wir schweigend. Es ist so still im Raum, dass es mir unnatürlich laut vorkommt, wenn ich schlucke oder mein Glas auf dem Tisch abstelle. Krampfhaft überlege ich, ob es irgendetwas gibt, was ich sagen könnte – oder sagen sollte. Doch mir fällt beim besten Willen nichts ein.

Ich wage einen Blick zu James, der mir ein schmales Lächeln schenkt.

Schließlich erhebt Lydia das Wort. »Die Charity-Gala ist gut gelaufen, oder, Ruby? Ich höre nur Positives.«

Ich bin erleichtert darüber, dass sie ein Thema gewählt hat, mit dem ich mich auskenne und über das ich sprechen kann. »Total. Es sind über zweihunderttausend Pfund zusammengekommen, was unsere Erwartungen bei Weitem übertroffen hat.«

»Wow«, sagt Lydia. »War Lexington zufrieden?«

Ich nicke. »Ja, er ist zum Glück meistens zufrieden mit uns.«

»Bis auf wenige Ausnahmen«, murmelt James.

Als ich den Kopf zu ihm drehe, schmunzelt er in sein Glas.

Ich weiß, woran er gerade denkt. Der Tag, an dem wir nebeneinander vor Lexingtons Schreibtisch saßen und James zu der Strafarbeit im Veranstaltungskomitee verdonnert wurde, ist auch in meiner Erinnerung noch so präsent, als wäre es erst gestern geschehen. Ich erwidere sein Grinsen.

»Gut, vielleicht bis auf eine Ausnahme. Aber das hatte ja wohl kaum was mit mir und meinem Team zu tun.«

»Ruby«, unterbricht Mr Beaufort unser Gespräch, und ich merke, wie das Grinsen augenblicklich von meinem Gesicht rutscht. »Wie ich höre, sind Sie in der Schule sehr aktiv.«

»Ja. Ich bin seit zwei Jahren im Veranstaltungskomitee.«

Er nickt knapp. Man erkennt die Regung kaum. »Soso.«

»Ruby *leitet* das Veranstaltungskomitee«, sagt James, ohne von seiner Suppe aufzusehen.

Sein Vater beachtet ihn nicht. »Und wollen Sie auch studieren?«

»Ich gehe im Herbst nach Oxford.«

Mr Beaufort blickt interessiert auf, und zum ersten Mal an diesem Abend habe ich das Gefühl, dass er mich wirklich wahrnimmt.

Ich halte die Luft an. Alles in mir sträubt sich, mit diesem Mann über Oxford zu sprechen. Das ist etwas, was mir heilig ist, und ich möchte es mir nicht von jemandem kaputtmachen lassen, der keine Ahnung hat, was mir die Tatsache, an dieser Universität studieren zu können, wirklich bedeutet.

»Ach, wirklich? Für welchen Studiengang haben Sie sich entschieden?«

»PPE«, gebe ich zurück.

»Das ist ein solider Studiengang. Und an welches College verschlägt es Sie?«

»St Hilda's, Sir.«

Er nickt. »Also dasselbe College, das auch James angenommen hat. Wie praktisch.«

Ich ignoriere seine Anspielung. »Es ist ein tolles College. Die Interviews dort ...« Ich verstumme. An den Tagen während der Interviews ist Mrs Beaufort gestorben. Ich sehe zu Lydia, die mit dem Löffel auf halbem Weg zu ihrem Mund innegehalten hat und jetzt gedankenverloren in ihre Suppe starrt. »Mir hat dort alles sehr gut gefallen, und ich kann es kaum erwarten, endlich anzufangen«, ende ich schnell. Ich kann mir kaum vorstellen, wie schmerzhaft es für James und Lydia sein muss, an diese Zeit zurückzudenken. Ich riskiere einen Blick zu James, doch dieser lässt sich nichts anmerken und löffelt nur weiter seine Suppe.

Allein die Vorspeise dauert über eine Stunde. Während des Hauptgangs versuchen Lydia und ich, das Beste aus der Situation zu machen, und unterhalten uns über alles Mögliche – von Filmen und Musik über Bücher und Blogs. Als Lydia erzählt, dass sie früher Ballett getanzt hat, ringt sich sogar Mr Beaufort zu einem minimalen Lächeln durch. Es verschwindet mindestens so schnell, wie es aufgetaucht ist, und danach bin ich mir nicht sicher, ob ich es mir vielleicht doch nur eingebildet habe.

»Im *Nussknacker* hatte ich mal die kleinste Nebenrolle der Welt, aber ich war so stolz«, erinnert Lydia sich. Sie schneidet gerade ihr Hähnchen durch, das mit gegrilltem Gemüse fein dekoriert wurde. Der Koch hat sich so viel Mühe beim Anrichten der Teller gegeben, dass ich mich fast nicht traue, sein kleines Kunstwerk zu zerstören.

»Ich möchte bitte Fotos sehen.«

»Möchtest du nicht«, murmelt James neben mir. »Sie war eine von den kleinen Ratten. Die Bilder sind gruselig.«

»Wieso erzählst du Ruby nicht, dass du damals auch Ballettunterricht genommen hast?«, stichelt Lydia über den Tisch hinweg. Als James ihr einen vernichtenden Blick zuwirft, steckt sie sich eine große Gabel in den Mund und zuckt mit den Schultern.

»Hast du wirklich?«, frage ich überrascht.

Ein Muskel an James' Kiefer tritt hervor. »Lydia hat so getan, als wäre es megaschwer. Sie hat jeden Tag gejammert. Ich meinte nur, sie soll sich nicht so anstellen, schließlich könnte jeder ein bisschen in der Luft rumspringen.«

»Also hat er bei drei Probestunden mitgemacht«, prustet Lydia los. »Du hättest ihn sehen sollen. Er war echt nicht gut.«

»Wie lange hast du durchgehalten?«, frage ich grinsend.

»So lange, bis Lydia mir versprochen hat, sich zu Hause nicht mehr über den Unterricht zu beschweren.«

»Du warst ja ein richtig netter Bruder«, bemerke ich.

»Man tut, was man kann«, entgegnet James.

»Zum Glück hat er das nur diese drei Stunden über gemacht. Sonst hätte ich wahrscheinlich sofort aufgehört und nicht noch zwei Jahre durchgehalten«, sagt Lydia.

»Wieso hast du aufgehört?«, frage ich.

»Fehlende Disziplin«, antwortet Mr Beaufort, als hätte ich ihm die Frage gestellt und nicht Lydia. »Meine Tochter macht generell nur Dinge, die ihr leichtfallen. Sobald sie vor einer Herausforderung steht, gibt sie auf.«

Eine unangenehme, schwere Stille legt sich über uns wie eine dunkle Wolke, die jeden Moment losdonnert.

Lydias Lippen haben sich in eine bleiche Linie verwandelt. James neben mir umklammert sein Besteck so fest, dass seine Knöchel deutlich hervortreten. Der Einzige, der in Ruhe weiterisst, ist Mr Beaufort. Er scheint nicht mal zu merken, dass er mit seinem fiesen Kommentar die Stimmung am Tisch zerstört hat.

Wie kann man nur so unempänglich sein für alles, was um einen herum passiert? So ignorant den eigenen Kindern gegenüber?

Die Lydia, mit der ich mich angefreundet habe, stellt sich jeder Herausforderung. Ich habe das Gefühl, Mr Beaufort kennt seine eigene Tochter nicht, wenn er so von ihr spricht.

»Die Fotos würde ich trotzdem gern sehen«, unterbreche ich die erdrückende Stille schließlich in bemüht fröhlichem Tonfall. »Ich bin mir sicher, du sahst zauberhaft aus, selbst als kleine Ratte.« Ich musste noch nie als Stimmungsbrücke zwischen mehreren Personen stehen – zumindest nicht so wie jetzt –, und ich habe keine Ahnung, ob es funktioniert oder ich gerade alles nur schlimmer



machte. Ich weiß nur, dass ich James und Lydia etwas von ihrer Anspannung nehmen möchte.

»Ich zeige sie dir nach dem Essen«, erwidert Lydia mit einem gezwungenen Lächeln. Sie hebt den Kopf, und einen Moment lang sieht es so aus, als würde sie ihren Vater anschauen. Doch dann erkenne ich, dass sie an ihm vorbei auf das riesige Familienportrait blickt, das an der Wand über dem alten Kamin hängt. Das Ölgemälde zeigt die ganze Familie Beaufort, auch Mrs Beaufort mit ihren fuchsroten Haaren. Als es gemalt wurde, waren James und Lydia vielleicht sechs, maximal sieben Jahre alt.

»Nun«, sagt Mr Beaufort plötzlich, tupft sich den Mund mit der Stoffserviette ab und steht auf. »Ich habe heute noch eine Telefonkonferenz. Guten Abend.« Er nickt uns zu, dann verlässt er den Raum.

Fassungslos sehe ich zwischen James und Lydia hin und her, doch die beiden scheint der jähe Abgang ihres Dads nicht sonderlich überrascht zu haben.

»Er ist einfach gegangen«, flüstere ich und werfe einen Blick über die Schulter zur Tür, durch die Mr Beaufort gerade verschwunden ist.

»Das ist normal, mach dir keine Gedanken«, erklärt Lydia und lehnt sich auf ihrem Stuhl zurück. Mit einem Lächeln streichelt sie ihren Bauch. Dass sie das in unserer Gegenwart, ohne nachzudenken, tun kann, erfüllt mich mit einer Wärme, die mir nach den eisigen Blicken von Mr Beaufort sehr willkommen ist.

»Er findet immer eine Ausrede, um unangenehmen Situationen irgendwie wieder zu entkommen«, merkt James an und nimmt einen großen Schluck aus seinem Wasserglas. »Auch wenn er uns ursprünglich überhaupt erst dazu gezwungen hat. Ich kann mich nicht daran erinnern, ihn länger als zwei Stunden am Stück gesehen zu haben.« Er schnaubt. »Nicht, dass ich darüber unglücklich wäre.«

»Ich bezweifle, dass er überhaupt eine Konferenz hat. Mum hätte das nie erlaubt«, murmelt Lydia.

James hält die Luft an. Nach einem Moment lässt er sie hörbar entweichen. »Wenn du möchtest, bist du hiermit erlöst«, sagt er und sieht mich von der Seite an.

Ich runzle die Stirn. »Was meinst du?«

»Wir können diesen deprimierenden Abend an dieser Stelle beenden und ihn nächste Woche nachholen.«

Lydia nickt. »Ja, es nimmt dir niemand übel, wenn du lieber gehen möchtest.«

Empört sehe ich zwischen den beiden hin und her. »Ich vergeude doch nicht dieses leckere Essen.« Mit der Gabel deute ich erst auf mein halb aufgegessenes Hühnchen, dann auf Lydia. »Außerdem gehe ich nicht eher, bis ich deine Ballettbilder gesehen habe.«

Lydia lacht, und James schüttelt lächelnd den Kopf.

Ich widme mich wieder meinem Essen und versuche, mir nicht anmerken zu lassen, wie sehr mich die Begegnung mit Mortimer Beaufort beunruhigt hat.

Der Rest des Essens verläuft deutlich entspannter, dennoch bin ich froh, als wir nach dem Dessert in Lydias Zimmer gehen und die Tür hinter uns zuziehen können. Jetzt sitzen wir auf ihrem großen, gemütlichen Sofa und blättern alte Fotoalben durch.

»Ihr wart entzückend«, seufze ich und deute auf ein Bild, auf dem James und Lydia einander umarmen, die kleinen Pausbäckchen fest aneinandergedrückt.

»Auf dem Bild sind wir drei. Guck mal, was für Locken ich früher hatte«, meint Lydia und deutet auf die kleinen Kringel auf ihrem Kopf.

»Sind die nicht mehr so?«, frage ich.

Sie schüttelt den Kopf und fährt sich mit einer Hand über den Pferdeschwanz. »Nein. Wobei ich darüber auch ganz froh bin. Die jeden Morgen bändigen zu müssen würde mich wahrscheinlich in den Wahnsinn treiben.«

»Aber sie sahen so niedlich aus. James hatte gar keine Locken.«

Ich sehe zu James, der in einem der beiden Sessel sitzt, die gegenüber der Couch stehen, und durch ein Reisemagazin blättert.

»Seine Haare sahen schon immer so aus wie jetzt«, reißt Lydia mich aus meinen Gedanken.

Ich beuge mich vor, um mir das Foto genauer anzusehen. »Den ernsten Blick hatte er früher auch schon drauf«, merke ich an.

Lydia schnaubt und blättert um. Auf der nächsten Seite erscheint das Bild eines schmollenden Mini-James, der eine leere Eiswaffel in der Hand hält.

»Das Eis ist ihm aus der Waffel gefallen«, erklärt Lydia grinsend.

»Armer Baby-James«, murmle ich und muss ebenfalls grinsen. Als ich zu James rübersehe, hat dieser bloß eine Augenbraue nach oben gezogen.

»Lydia, du brauchst nicht so zu tun, als hättest du Mitleid. Ich habe dein hämisches Lachen immer noch im Ohr«, sagt er trocken.

»Das stimmt doch überhaupt nicht!«

»Ach nein? Du hast also nicht gelacht?«, entgegnet er spöttisch.

»Doch schon, aber nach kurzer Zeit habe ich dir angeboten, mein Eis mit dir zu teilen.«

»Du hattest Bananeneis. Welcher Mensch mag bitte Bananeneis?«

»Ich nicht«, schalte ich mich ein.

James deutet auf mich. »Siehst du.«

»Ihr habt beide eine Schraube locker«, sagt Lydia kopfschüttelnd und blättert weiter. Auf den nächsten Bildern sind die Zwillinge bestimmt schon sechs oder sieben, und jetzt tauchen immer öfter auch Alistair, Wren, Cyril oder Keshav neben ihnen auf.

»Irre, dass ihr euch alle schon so lange kennt«, sage ich mit Bewunderung in der Stimme.

»Ja, oder? Manchmal kommt es mir so vor, als wären wir alle Geschwister.«

Ich nicke und schaue ein Bild von einem pausbäckigen Alistair an, dessen goldblonde Locken nach allen Seiten abstehen. Dann wandert mein Blick zu einer kleinen Version von James, der Mini-Wren im Schwitzkasten hält.

»Haben du und Wren eigentlich miteinander geredet?«, frage ich leise an James gewandt.

»Wir haben über ein paar Dinge gesprochen.« Er zögert. »Im Moment ist bei ihm einiges los.«

»Ist es was Schlimmes?«, fragt Lydia sofort.

James zuckt mit den Schultern. »Ich habe ihm versprochen, nichts zu sagen.«

Lydia runzelt besorgt die Stirn. Ich kann sehen, dass sie einige Sekunden lang mit sich kämpft und eigentlich nachfragen möchte, doch dann nickt sie nur. »Alles klar. Aber glaubst du, es ist etwas, was wieder hingebogen werden kann?«

James nickt zuversichtlich. »Wren steht das durch. Schließlich hat er uns.«

Lydia und ich wechseln einen skeptischen Blick.

Gleichzeitig empfinde ich Erleichterung darüber, dass der Streit zwischen Wren und James begraben zu sein scheint. Als James und ich in der Nacht meines Geburtstags miteinander telefoniert haben, hat er mir anvertraut, wie wichtig es ihm ist, dieses letzte Jahr an der Schule gemeinsam mit seinen Freunden zu genießen. Er wollte es unbeschwert verbringen und sich über das, was danach kommt, keine Sorgen machen. Die Unbeschwertheit wurde ihm durch den Tod seiner Mum genommen, aber deshalb ist es umso wichtiger, dass er weiterhin seine Freunde hat, auf die er zählen kann. Und andersherum.

Wenig später verabschiede ich mich von Lydia, und James bringt mich nach Hause. Das heißt, Percy bringt mich nach Hause, aber James steigt mit in den Rolls-Royce. Wir sind still, während wir das Grundstück Richtung Gormsey verlassen.

Auch wenn ich es nicht will: Es fühlt sich an, als läge die Begegnung mit Mortimer Beaufort wie ein Schatten über uns. Ich habe den Mann dreimal in meinem Leben gesehen, und jedes Mal hat er im Anschluss versucht, einen Keil zwischen James und mich zu treiben. Ich hoffe so sehr, dass James das nicht noch einmal zulassen wird. Dass das, was gerade zwischen uns entsteht, stärker ist als der Einfluss seines Vaters.

»Woran denkst du?«, fragt James plötzlich, seine Stimme tief und warm.

Ich sehe auf und begegne seinem türkisblauen Blick. Ein Kribbeln macht sich in meinem Bauch breit.

Ich hole tief Luft. »Daran, dass ich gern mehr solcher Wochenenden mit dir hätte.«

James' Blick gleitet zurück zu meinen Augen und wieder runter, als wüsste er nicht, wie er sich dagegen wehren soll.

»Gleichzeitig frage ich mich ...« Ich halte inne.

James wartet und sieht mich weiter an. »Was fragst du dich?«, hakt er nach einer Weile nach.

»Ich frage mich, wie das weitergehen soll. Für dich«, flüstere ich. »Mit dir und deinem Dad, meine ich. Dass er dir vorschreibt, wie du dein Leben zu führen hast, und du dich von ihm in eine Ecke drängen lässt, in der du eigentlich nicht sein möchtest?«

James senkt den Blick und starrt den Fußraum des Rolls-Royce an, als gäbe es dort irgendetwas Spannendes zu entdecken. Er holt tief Luft. Noch einmal. Schließlich schüttelt er langsam den Kopf.

»Es geht nicht nur um ihn«, fängt er nach einer Weile mit kratziger Stimme an. »An *Beaufort* hängt alles, Ruby. Das ist nicht das Lebenswerk meines Vaters, das ich da übernehmen werde.« Ich schlucke schwer, als er wieder aufblickt und mich direkt ansieht. »Ich ... ich will meine Mum nicht enttäuschen.«

Ich atme scharf ein.

Darüber habe ich nie nachgedacht. Natürlich hat sich mit dem Tod seiner Mutter einiges geändert. Ich habe die ganze Zeit geglaubt, alles würde gut werden, solange James seine Träume verfolgt und nicht die seines Vaters. Doch jetzt realisiere ich, dass es darum gar nicht mehr geht. James ist nicht nur über seinen Vater an *Beaufort* gebunden. In erster Linie ist es jetzt seine Mutter, die ihn dort hält.

»Du wirst deine Mum nicht enttäuschen«, wispere ich.

»Was, wenn doch? Was, wenn ich das nicht hinbekomme?« Ich erkenne in seinen Augen eine Emotion, die ich noch nie zuvor dort gesehen habe: Angst. Sie flackert in seinem Blick und scheint mit einem Mal die ganze Limousine zu erfüllen.

»Ich bin bei dir«, sage ich. Es sind nur vier kleine Worte, aber in dieser Sekunde lege ich alles, was ich geben kann, in diese paar Silben.

James sieht mich lange an. Er scheint zu verstehen, was ich noch alles mit diesen Worten sagen möchte. Nach und nach verschwindet die blanke Panik aus seinem Blick und wird durch Zuversicht und diese Wärme ersetzt, mit der er mich den ganzen Abend über angesehen hat.

Im nächsten Moment greift James nach meiner Hand. Er verschränkt seine Finger mit meinen und drückt sanft zu.

»Und ich bin bei dir. Egal, was passiert.«

Ich lasse mich zurücksinken und lehne meinen Kopf gegen seine Schulter.

Mein nächster Atemzug gelingt mir ein wenig leichter.

Wir werden das schaffen.

James

Es ist nach halb zwei, als ein lautes Knallen mich hochschrecken lässt. Ich springe so schnell auf, dass der E-Reader von meinem Bett rutscht und auf dem Boden landet, aber das ist mir egal. Wie ein Verrückter renne ich über den Flur zu Lydias Zimmer. Doch als ich die Tür aufreiße, sitzt sie bloß in ihrem Bett und reibt sich die müden Augen.

»Alles okay?«, frage ich.

Sie nickt. »Was war das?«

»Dad vermutlich«, gebe ich zurück und spüre, wie mein Puls an Geschwindigkeit zulegt.

Ich will nicht runtergehen.

Ich möchte nicht wissen, was er jetzt schon wieder kaputtgemacht hat.

Ich will mir keine Sorgen um ihn machen, verdammt.

Obwohl alles in mir schreit, dass ich gefälligst wieder in mein Zimmer gehen soll, mache ich mich auf den Weg nach unten. Wieder klirrt etwas. Was auch immer Dad tut, er tut es im Esszimmer.

Leise schleiche ich durch den Flur. Je näher ich komme, desto deutlicher kann ich ihn hören. Er murmelt etwas, und es klingt verärgert, als würde er mit irgendwem sprechen. Mary oder Percy vielleicht?

Kurz vor dem Esszimmer mache ich einen leichten Bogen und drücke mich schließlich links neben der Tür an die Wand.

»Miststück«, lallt mein Vater. »Das hättest du nicht tun dürfen.«

Stirnrunzelnd rücke ich ein Stück näher. Mit wem zum Henker redet er?

»Ich werde dir nie vergeben. Jetzt bin ich mit den beiden allein und mache alles falsch, und es ist verdammt noch mal *deine*

*Schuld!*« Die letzten beiden Wörter brüllt er. Ich lehne mich aus meinem Versteck und sehe gerade noch, wie er eine Karaffe voll Whiskey gegen das Familienportrait über dem Esstisch feuert. Ich keuche trocken, als die Karaffe laut zerschellt, das Klirren ein Echo in meinen Ohren. Die braune Flüssigkeit läuft an Mum herab und über Lydia und mich. Die Farben sehen aus, als würden sie sich auflösen. Mums Gesicht zerläuft wie eine schmelzende Wachsfigur, die sich nach und nach in ein Monster verwandelt. Eine groteske Fratze, die von oben auf meinen Vater herabblickt und ihn verhöhnt.

Die Wut auf ihn, die immer in mir schlummert, erwacht in diesem Moment zu neuem Leben, und durch meine Adern läuft eine Hitze, die nur er in mir auslösen kann. Ich ballte die Hände zu Fäusten und will gerade ins Zimmer gehen und ihn zur Rede stellen, da stößt er auf einmal ein anderes Geräusch aus.

Von hinten kann ich seine Schultern beben sehen. Er schnappt mehrmals nach Luft, dann geben plötzlich seine Knie nach, und er sinkt zu Boden. Mitten in die Scherben. Er schlägt sich die Hände vors Gesicht, und dann höre ich es erneut.

Mein Vater schluchzt.

Ich kann mich nicht bewegen, sondern bin wie festgefroren, während ich ihm beim Weinen zusehe. Ich denke an all die Male, in denen er mich zum Weinen gebracht hat. Ich denke an die Schläge und sein Gebrüll, an seine Beleidigungen und die Kälte, mit der er mich immer ansieht. Ich denke an den Tag der Beerdigung, an dem er uns Anweisungen dazu gegeben hat, wie wir uns verhalten sollen. An sein Schweigen nach Mums Tod.

Und ich merke, dass ich nicht die Genugtuung empfinde, die ich eigentlich empfinden will. Im Gegenteil – mein Dad leidet. Zu was für einen Menschen würde es mich machen, wenn ich mich jetzt umdrehen und in meinem Zimmer verschwinden würde?

Es fällt mir nicht leicht, den ersten Schritt zu machen, aber ich tue es. Ich gehe ins Esszimmer, wobei ich aufpassen muss, nicht in die Scherben seines Wutausbruchs zu treten, und bleibe hinter ihm stehen. Ganz instinktiv lege ich Dad eine Hand auf die Schulter und drücke kurz zu. Das Schluchzen endet abrupt, und er hält den Atem an.

Gerade als ich meine Hand wieder wegziehen will, greift er danach. Er klammert sich beinahe verzweifelt daran, und ich lasse ihn. Ein merkwürdiges Gefühl überkommt mich. Etwas, was ich schon seit einer Ewigkeit nicht mehr für meinen Vater empfunden habe.

Ich sehe hoch zu unserem Bild. Darauf hat Dad beide Hände auf Lydias Schultern, während ich vor Mum stehe und sie mich mit beiden Armen umschlungen hält. Zwar sind die Farben größtenteils verschwommen, aber ich weiß noch genau, wie es damals gewesen ist. Ich weiß noch genau, wie es sich angefühlt hat, Teil einer Familie zu sein.

Das Gefühl, das jetzt gerade in mir aufkeimt, ist zwar nur ein Schatten davon, aber ich halte daran fest.



Lydia

Ich muss zum ersten Mal in meinem Leben ein Kleid im Internet bestellen. Statt die Bond Street in London entlangzuspazieren und in jeden der Läden mindestens einmal hineinzuschnuppern, sitze ich nun auf Rubys Bett und klicke mich durch einen Onlineshop nach dem anderen. Es macht Spaß, vor allem weil ich es nicht allein machen muss, aber ich freue mich jetzt schon darauf, wenn ich wieder in meine Lieblingsläden gehen und die Kleider anfassen und aus der Nähe betrachten kann.

Die nächsten paar Monate wird das allerdings keine Option für mich sein. Die meisten der Ladenbesitzer dort kennen mich, und die Wahrscheinlichkeit, dass sie einen Blick auf meinen Bauch werfen und eins und eins zusammenzählen, ist mir viel zu hoch. Denn dann wäre es nur eine Frage der Zeit, bis Dad davon erfährt.

Der Gedanke schickt einen eiskalten Schauer durch meinen Körper.

Nein, Onlineshopping wird es vorerst tun müssen.

»Wie findest du das?«, fragt Ruby und dreht den Laptop zu mir.

Ich rümpfe nur die Nase. »Das sieht aus, als wäre jemand mit der Schere ausgerutscht«, sage ich und fahre mit dem Zeigefinger den Saum des Kleids nach, das hinten ein ganzes Stück länger ist als vorn. »Meine Mum hätte sich tierisch über diesen Schnitt aufgeregt. Und über die Farbe. Und den unmotivierten Spitzenbesatz am Dekolleté.«

»Okay, okay«, sagt Ruby lachend und schließt die Seite. »Dann gucken wir noch mal hier. Da sind wir eben nur bis Seite zwölf von siebenundzwanzig gekommen.«

Sie beginnt, nach unten zu scrollen, und gemeinsam beobachten wir, wie Kleider in den verschiedensten Farben und Schnitten auf dem Display erscheinen.

»Vielleicht sollte ich mich einfach vor dem Frühjahrsball drücken«, schlage ich nach einer Weile vor.

Ruby schüttelt augenblicklich den Kopf. »Es ist dein letzter Frühjahrsball, Lydia. Du *musst* kommen.«

»Ich glaube nur langsam, dass es unmöglich ist, ein Kleid zu finden, in dem ich diesen Bauch hier verstecken kann. Was, wenn bei jemandem der Groschen fällt?«, frage ich und deute auf die kleine Kugel, die sich unter meinem übergroßen Sweatshirt verbirgt.

»Wir finden schon noch ein Kleid. Mach dir keine Sorgen.« Ruby klingt deutlich zuversichtlicher, als ich mich fühle.

Obwohl Dr. Hearst mir gesagt hat, dass mein Bauch im Vergleich zu anderen Frauen, die Zwillinge erwarten, eher langsam wächst, fühle ich mich bereits riesig. In den letzten Wochen habe ich mir angewöhnt, meine Tasche in der Schule vor mich zu halten, außerdem trage ich alle Blusen zwei Nummern größer. James hat sie nach einem seiner Meetings bei *Beaufort* unbemerkt aus der Näherei mitgehen lassen. Zum ersten Mal bin ich froh über die Tatsache, dass unsere Schuluniformen von Mum designt wurden und in unserer Näherei produziert werden.

Ich wünschte, so könnte ich es auch mit dem Kleid für den Frühjahrsball machen. Ich bereue es schon jetzt, dass ich mich von Ruby und James habe überreden lassen hinzugehen. Dabei ist das Kleid nicht mal mein größtes Problem bei der Sache. In erster Linie möchte ich es vermeiden, Graham auch noch außerhalb des Unterrichts sehen zu müssen.

Doch das kann ich Ruby nicht sagen – und schon gar nicht James. Ich würde es nicht ertragen, wenn er mich noch ein einziges Mal mitleidig ansieht. Nicht nach letztem Mittwoch, als ich mir einen Nerv im Rücken eingeklemmt und hilflos wie ein Käfer im Bett gelegen habe. Der Schmerz war so heftig, dass ich mich nicht bewegen konnte und warten musste, bis James meine Hilferufe gehört hat. Und dann musste er mir beim *Anziehen* helfen.

Es war demütigend, und am liebsten würde ich den gesamten Vormittag aus meinem Kopf löschen. Für immer. Wenn ich ihm jetzt auch noch sage, dass ich es nicht ertrage, Graham auf einer Party zu begegnen, hält er mich mit Sicherheit für völlig labil. Und das möchte ich nicht.

»Wie sieht es hiermit aus?«, fragt Ruby.

Auch dieses Kleid gefällt mir nicht. Es ist zu jung, zu wenig glamourös und erinnert mich an eine Uniform. »Ich hätte eigentlich schon ganz gerne ein Kleid, mit dem ich nicht völlig heraussteche.«

»Ich hätte nie gedacht, dass es so schwer wird, ein Kleid passend zu *Ein Sommernachtstraum* zu finden. Ich bereue es jetzt schon, das Motto vorgeschlagen zu haben.«

»Es ist ein schönes Motto. Und ein Kleid von Elie Saab würde perfekt dazu passen«, seufze ich.

Ruby tippt den Namen in die Suchleiste ihres Browsers und gibt dann einen begeisterten Ausruf von sich. »Das würde ja wirklich perfekt passen. Die Blumenapplikationen sehen total schön aus und ... oh Gott, die kosten ja ein Vermögen.«

»Ach so, na ja. Das ist nicht das Problem. Aber so ein Kleid muss man immer vor Ort anprobieren, und das geht gerade einfach nicht.«

Mal abgesehen von der Tatsache, dass es total übertrieben wäre, so zu einem Schulball zu gehen. Ich werde mir den Traum von Elie Saab für meine Hochzeit aufsparen. Oder für irgendeine Hochzeit – denn höchstwahrscheinlich werden alle meine Freunde vor mir heiraten. Mein Liebesleben besteht nämlich nach wie vor darin, alte Nachrichten von Graham zu lesen und dabei in Tränen auszubrechen, möglichst so, dass es niemand mitbekommt.

Es ist ein einziges Trauerspiel.

»Wir könnten Ember um Hilfe bitten«, sagt Ruby zögerlich. »Sie findet immer die tollsten Sachen online.« Sie wirft mir einen vorsichtigen Blick zu. »Wir brauchen ihr auch nicht mehr zu erzählen, als sie wissen muss.«

»Glaubst du nicht, dass sie von selbst draufkommt?«, frage ich vorsichtig.

»Das könnte sein. Ember hat ein Gespür für Geheimnisse«, grübelt Ruby. »Aber selbst wenn sie es herausfindet: Ich hoffe, du weißt, dass sie niemals etwas sagen würde.«

Ich atme tief durch. In den letzten Wochen und Monaten hat Ruby mir bewiesen, dass sie eine gute Freundin ist. Vielleicht sogar die beste, die ich jemals hatte. Ich kann mir nicht vorstellen, dass sie

mich hintergehen würde. Und wenn sie ihrer Schwester vertraut, kann ich das auch.

»Wenn du glaubst, dass Ember mein Kleiderproblem lösen kann, dann würde ich mich freuen, wenn wir sie fragen.«

Ruby strahlt. Dann steht sie auf. »Wann wollten Percy und James dich abholen kommen? Haben wir noch Zeit?«

»Das Training ist erst in einer halben Stunde vorbei«, sage ich nach einem kurzen Blick auf die Uhr. »Bis er hier ist, ist es bestimmt Viertel nach sieben.«

»Perfekt.« Ruby öffnet die Tür und winkt mich zu sich. Ich folge ihr in den Flur. Embers Zimmer ist direkt neben Rubys, und ihre Tür steht einen Spaltbreit offen. Ruby klopft zweimal.

»Ember, hast du kurz Zeit? Wir haben einen kleinen Kleidernotfall.«

»Klar, kommt rein«, ruft sie uns zu.

Gemeinsam betreten wir Embers Zimmer. Es ist genauso groß wie das von Ruby und ziemlich zugestellt. Ein Bett, ein Schreibtisch, ein weiterer, schmalerer Tisch, auf dem eine Nähmaschine steht, direkt daneben eine Schneiderpuppe, an der ein Kleid hängt. Meine Augen werden groß.

»Ist das dein Kleid?«, frage ich Ruby fassungslos.

Ich will es eigentlich sofort aus der Nähe anschauen, erinnere mich aber rechtzeitig an meine Manieren. »Hi, Ember«, sage ich und hebe die Hand.

Rubys Schwester sitzt auf dem Boden vor ihrem Bett, vor sich ein paar Stoffrollen und Swatches von Stoffproben. Sie hat einen großen, unordentlichen Dutt auf dem Kopf, aus dem sich einige dunkle Strähnen gelöst haben. Zwischen ihren Lippen klemmt ein Stift.

»Hi«, nuschelt sie und legt die Swatches beiseite, um den Stift aus dem Mund zu nehmen. »Was gibt's für einen Notfall?«

»Lydia braucht ein Kleid für den Frühjahrsball. Am liebsten hätte sie eins von Elie Saab, aber das wird dieses Mal leider nichts. Hast du noch eine Idee, wo man was finden könnte, was zum Motto passt? Die Internetshops, die du mir gezeigt hast, haben wir schon durch.«

»Elie Saab wäre echt perfekt. Die Kleider sind so schön.« Ember seufzt. »Ich habe unzählige davon auf meiner Kleider-Pinnwand auf Pinterest.«

»Oder?«, frage ich und trete näher an die Schneiderpuppe. Über die Schulter werfe ich Ember einen fragenden Blick zu. »Darf ich?«

Sie nickt. »Klar.«

Ich betrachte das Kleid eingehend. Es ist sanft roséfarben, hat einen Tüllrock und ein mit Blumen besticktes Oberteil. Beim näheren Hinsehen fällt mir auf, dass es zwei Teile sind, die Ember wohl mit einem breiten Seidenband aneinandernähen möchte und die jetzt noch durch kleine Stecknadeln zusammengehalten werden.

»Hast du das selbst genäht?«

Ember nickt.

»Es ist wunderschön«, sage ich aufrichtig.

Embers Wangen bekommen ein bisschen Farbe. »Wir hatten echt Glück, den Tüll habe ich eigentlich nur zum Spaß bestellt. Die Qualität ist nicht besonders gut, aber das sieht ein Laie bestimmt nicht, wenn erst mal alles fertig ist.«

Plötzlich höre ich Mums Stimme im Ohr.

*Talent. Pures Talent.*

In letzter Zeit passiert es mir ständig, dass ich an sie denken muss. In den seltsamsten Situationen und an den merkwürdigsten Orten sehe ich ihr Gesicht oder höre ihre Stimme, und obwohl es nach wie vor unfassbar wehtut, an sie zu denken, empfinde ich diese Momente gleichzeitig als schön und beruhigend. Als ob ein Teil von Mum noch immer bei mir wäre.

»Du bist wirklich talentiert, Ember. Ich wünschte, ich könnte so gut nähen.«

»Lernt man das nicht, wenn man in einer Familie wie deiner groß wird?«, fragt sie vorsichtig.

Ich zucke mit den Schultern.

Ich erinnere mich noch daran, wie ich meine Eltern mit dreizehn angebettelt habe, eine Schneiderin zu engagieren, um mich zu unterrichten. Ich wollte die Entwürfe, die ich gezeichnet hatte, umsetzen, hatte aber keine Ahnung von den Grundlagen. Dad wollte meine Skizzen und Designs erst sehen, um zu wissen, ob es sich lohnt, mir den Unterricht zu finanzieren. Doch als er festgestellt hat,

dass ich Kleidung für junge Frauen entworfen hatte, hat er mich sofort mit einem abfälligen Schnauben abgewiesen.

Danach habe ich mir das Nähen mehr oder weniger selbst beigebracht. Aber auch die fertigen Röcke und Blusen haben meine Eltern nicht davon überzeugen können, dass eine Frauenkollektion bei *Beaufort* ein guter und wichtiger Schritt wäre. Und irgendwann war es zu deprimierend für mich, stundenlang an der Nähmaschine zu sitzen und Schweiß und Herzblut in ein Kleidungsstück zu stecken, das niemals jemand tragen würde.

»Ich konnte mal nähen. Jetzt ... nicht mehr«, antworte ich nach einer Weile.

»Wie kommt's?«

Dass Ember einfach so nachfragt, fühlt sich irgendwie schön an. Die meisten Menschen sind in Gesprächen mit mir eher befangen, als wüssten sie nicht, was sie mich fragen könnten und was nicht. Das führt dazu, dass sie sich mit mir nur über belanglose Dinge unterhalten. Ember ist eine der wenigen Ausnahmen: Sie gibt mir das Gefühl, dass sie sich wirklich für das interessiert, was ich zu sagen habe.

»Ich wollte immer meine eigene Kollektion unter *Beaufort* rausbringen, aber meine Eltern haben kategorisch ausgeschlossen, Damenmode ins Sortiment zu nehmen. Also habe ich das mit dem Nähen irgendwann aufgegeben.«

Nachdenklich sieht Ember mich an. »Also entwirfst du gar nichts mehr?«

»Doch, aber ...« Ich zucke mit den Schultern. »Nur noch für mich, nicht für *Beaufort*.«

»Da tut mir leid«, sagt Ruby leise neben mir, und Ember nickt zustimmend. »Ich könnte jetzt einen Spruch wie ›Gib niemals auf!‹ raushauen, aber ich kann mir vorstellen, wie deprimierend das sein muss, immer wieder abgewiesen zu werden. Da hätte ich irgendwann auch keine Lust mehr.«

»Ja.« Ich spüre, wie sich in meinem Inneren diese dunklen Wolken zusammenziehen, die mich jedes Mal in einen Strudel aus finsternen Gedanken reißen, aus dem ich erst nach Stunden herausfinde. So schnell ich kann, versuche ich mich abzulenken und auf etwas anderes zu konzentrieren. »Egal, Themawechsel! Wo,

meinst du, könnte man ein schönes Kleid herbekommen für den Frühjahrsball? Ruby meinte, du als Bloggerin kennst alle Geheimtipps«, zwitschere ich munter. Ich kann selbst hören, wie gekünstelt es klingt.

Ember betrachtet die Puppe, bevor sie sich an mich wendet. »Ich habe noch reichlich Stoff. Wenn du möchtest, kann ich dir auch ein Kleid nähen.«

Einen Moment lang verschlägt es mir die Sprache.

Dann realisiere ich, dass ich sie unmöglich um diesen Gefallen bitten kann. Ich schüttele langsam den Kopf. »Das ist zu viel Arbeit. Außerdem ist die Party schon Samstag in einer Woche.«

Ember macht eine wegwerfende Handbewegung. »Quatsch. Ich hätte das Angebot nicht gemacht, wenn ich nicht ausreichend Zeit hätte. Du kannst mir bestimmt einen Unterrock geben von einem deiner alten Kleider, oder?«, fragt Ember. »Wir basteln dir was Hübsches, das wird super.«

»Nimm das Angebot an, Lydia«, fordert Ruby mich auf und legt mir einen Arm um die Schulter.

Ich bin ich so überwältigt von der Offenheit der beiden, von ihrer Herzlichkeit und Hilfsbereitschaft, dass sich meine Kehle zusammenzieht und meine Augen zu brennen beginnen. Ich blinzele hektisch und atme tief ein und wieder aus. Vielleicht liegt es auch an den Hormonen, aber in diesem Moment fällt es mir unglaublich schwer, die Fassung zu bewahren.

»Danke«, schaffe ich schließlich zu sagen.

»Oh, dank mir noch nicht. Meine Arbeit hat einen Preis. Wobei dieser ganz klein ist ...«, sagt Ember und blickt mit einem beinahe teuflischen Lächeln zwischen mir und Ruby hin und her.

Verwirrt sehe ich zu Ruby, die alles andere als glücklich dreinschaut.

»Ember ...«, sagt sie, ihr Tonfall ernst.

»Komm schon, Ruby.« An mich gewandt fügt sie hinzu: »Ich möchte gern mit euch auf die Party.«

»Das ist eine tolle Idee! Oder?«, frage ich an Ruby gewandt, doch diese sieht ihre Schwester nur mit grimmiger Miene an.

»Lydia würde es gut finden, wenn ich mitgehe.«

»Du hast mir bis jetzt noch nicht verraten, wer der mysteriöse Junge ist, den du auf der letzten Party kennengelernt hast«, sagt Ruby.

»Was hat er denn damit zu tun, dass ich einen schönen Mädelsabend mit euch verbringen möchte?«, entgegnet Ember.

Ruby zieht nur eine Braue nach oben.

»Ich habe gesehen, was ihr bei der Dekorationsfirma bestellt habt. Ich möchte unbedingt auch auf den Feenball. Wann erlebt man so eine Party schon?«, fährt Ember fort.

Ruby atmet tief ein, hält die Luft ein paar Sekunden lang an und lässt sie dann langsam entweichen. »Wir haben beim letzten Mal Regeln vereinbart, und du hast dich nicht dran gehalten. Ich mache mir einfach nur Sorgen.«

»Ich habe weder getrunken, noch habe ich nackt auf den Tischen getanzt. Ich gebe dir also überhaupt gar keinen Grund zur Sorge.«

Ruby seufzt. Eine ganze Weile sagt sie gar nichts. Sie sieht aus, als würde sie in Gedanken eine Pro-und-kontra-Liste erstellen.

»Es gelten dieselben Regeln wie beim letzten Mal«, sagt sie schließlich. »Und dieses Mal hältst du dich dran – abgemacht?«

Embers Lächeln wird breiter.

»Abgemacht?«, hakt Ruby nach.

»Liebend gern begleite ich euch zum Frühjahrsball, Ruby. Vielen Dank für die nette Einladung!«, sagt Ember triumphierend. Als Ruby nicht reagiert, atmet sie hörbar aus. »Abgemacht, ich halte mich an deine Regeln.«

»Okay«, sagt Ruby und nickt. »Dann haben wir wohl ein Dreier-Date zum Frühjahrsball.«

Ember jauchzt und stößt mir den Ellenbogen in die Seite. »Das wird so super.«

Ich hoffe, dass sie recht behalten wird.



Lydia

Das Kleid, das Ember gezaubert hat, ist ein Traum. Das Oberteil ist aus einem fließenden champagnerfarbenen Stoff und hat kurze Ärmel. Direkt unterhalb meiner Brust hat sie – ähnlich wie bei Rubys Kleid – einen Tüllrock angenäht, auf dem lauter kleine Stoffblumen verteilt sind. Er fällt sanft hinab und ist so geschnitten, dass er meinen Bauch so gut wie möglich verbirgt. Ich bin mir ziemlich sicher, dass Ember Bescheid weiß, aber seltsamerweise habe ich kein ungutes Gefühl dabei.

»Ich glaube, wir müssen uns langsam auf den Weg machen«, sagt Ruby mit einem Blick auf die Uhr auf meinem Schreibtisch. Sie besteht aus dunklem Holz, und goldene Ornamente verzieren das schimmernde Ziffernblatt. Mein Vater hat sie mir zu meinem zehnten Geburtstag geschenkt. Keine Ahnung, wieso ich sie noch dort stehen habe. Sie ist nicht mal besonders schön, aber ich kann mich nicht davon trennen.

»Lydia?«, erklingt Embers Stimme dicht neben mir und reißt mich aus meinen Gedanken.

»Ja?«

»Alles okay bei dir?«, fragt sie vorsichtig. Ember hat genau dieselben Augen wie Ruby: grün und durchdringend. Manchmal habe ich das Gefühl, dass beide Schwestern direkt in einen hineinsehen können.

»Ja, alles super.« Ich strahle sie an. »Ich glaube, James und Percy stehen schon seit zwanzig Minuten unten. Wir sollten wirklich los.«

Ember nickt, allerdings bleibt ihr Blick nachdenklich.

»Danke noch mal für das Beauty-Programm, Lydia«, sagt Ruby. »Das hat so gut getan nach dem Vorbereitungsstress.« Sie kommt zu mir und umarmt mich kurz.

»Ihr zwei habt dafür gesorgt, dass ich ordentlich eingekleidet bin. Das war ja wohl das Mindeste«, gebe ich zurück.

Ich habe Stylisten engagiert, die sich um Rubys, Embers und mein Make-up sowie Haarstyling gekümmert haben. Jetzt sehen wir aus, als könnten wir auf einem roten Teppich gehen. Einen, auf dem vor allem Feen anwesend sind. Oder Shakespeare höchstpersönlich.

Zusammen machen wir uns auf den Weg nach unten ins Foyer, wo James und Percy bereits warten. Die beiden unterhalten sich, und ich höre, wie Percy lacht. Der Laut berührt mich. Es ist das erste Mal seit Langem, dass ich sehe, wie die beiden unbefangen ein Wort miteinander wechseln.

James dreht sich um, und wie von selbst landet sein Blick auf Ruby. Seine Augen leuchten auf, so wie beinahe jedes Mal, wenn er sie ansieht oder mit ihr spricht.

»Ihr seht wunderschön aus«, sagt er, während Percy meinen Mantel für mich aufhält, damit ich hineinschlüpfen kann.

»Das sagst du jedes Mal«, sage ich zu James.

Er zuckt nur mit den Schultern, den Blick immer noch auf Ruby geheftet. Diese dreht sich einmal im Kreis und lächelt ihn breit an.

»Ich fühle mich wie eine Prinzessin.«

»Du siehst auch aus wie eine«, gibt James zurück und umfasst ihre Wange, bevor er sich runterbeugt, um ihr einen sanften Kuss zu geben.

»Ich weiß immer nicht, ob ich das schön oder doch eher eklig finden soll«, murmelt Ember dicht neben mir.

»Du findest es schön«, gebe ich wie von selbst zurück. »Das ist so viel besser, als die beiden unglücklich zu erleben.«

## Ruby

Als wir gestern Nachmittag dabei zugesehen haben, wie die fünfzehn unechten Bäume in der Boyd Hall aufgestellt wurden, dachte ich, wir hätten einen riesigen Fehler gemacht. Im Tageslicht sah die Anordnung merkwürdig aus, viel zu wuchtig und überhaupt nicht stimmungsvoll. Doch als ich mich jetzt umblicke, atme ich erleichtert auf.

Der sanfte Schein der Laternen und Kerzen, die blauen und lilafarbenen Blütenblätter, die wir verteilt haben, und die zarte klassische Musik des Orchesters schaffen eine märchenhafte Atmosphäre, in der sich die Gäste in ihren elfenhaften Kleidern und hellen Anzügen sichtlich wohlfühlen.

»Ruby, das alles sieht wunderschön aus«, seufzt Lydia neben mir.

»Wirklich schön«, stimmt Ember zu.

Sie deutet auf die Holzschaukel, die an einem der Bäume angebracht ist. Unser Fotograf steht davor und wartet darauf, dass er ein Bild von dem Pärchen machen kann, das sich gerade in Position bringt. Das Mädchen umgreift die mit Blumen umrankten Seile, und ihr Freund, der hinter ihr steht, legt seine Hände über ihre. Es sieht hochromantisch aus.

»Wir müssen nachher unbedingt alle zusammen ein Foto machen«, sagt Lydia.

»Ich sagte doch, dass es sich lohnen wird herzukommen«, erwidere ich. Dann beginne ich mich automatisch nach Lin umzusehen. Ich muss sie fragen, ob sie mit dem Caterer gesprochen und das Buffet schon unter die Lupe genommen hat. Doch bevor ich sie ausfindig machen kann, legt James sanft seine Hand auf meinen Rücken.

Fragend sehe ich zu ihm hoch.

»Ich weiß genau, was du jetzt machen möchtest. Aber deine Schicht ist erst in ...«, er wirft einen Blick seine Uhr, »einer Stunde.«

»Das hast du dir gemerkt?«, frage ich belustigt.

Er nickt. »Jetzt gehörst du noch mir und nicht den Häppchen, Ruby Bell.«

Im nächsten Moment zieht er mich weg von Lydia und Ember. Ich schaffe es gerade noch, ihnen einen Blick über die Schulter zuzuwerfen, bevor ich nach vorn sehen muss, um nicht auf mein Kleid zu treten. Zunächst denke ich, dass James mit mir zur Bar gehen will, aber dann macht er einen Schlenker und zieht mich in Richtung der Schaukel. Ein anderes Pärchen hat sich dort gerade in Pose gebracht, und wir bleiben ein paar Schritte hinter dem Fotografen stehen.

Grinsend sehe ich James an. »Ernsthaft? Ich erinnere mich an Zeiten, zu denen du überhaupt keine Lust auf unsere Partys hattest«, merke ich an. »Und jetzt willst du sogar ein Pärchenbild als Andenken?«

»Du weißt, warum ich keine Lust hatte«, höre ich James dicht an meinem Ohr sagen. Ich bekomme eine Gänsehaut.

»In Wirklichkeit hattest du Lust«, sage ich. »Gib es zu. Das alles war eine Fassade, eigentlich fandest du den DJ bei der Back-to-School-Party total gut und warst nur neidisch, dass du ihn nicht für deine eigenen Hauspartys beauftragt hast.«

James schnaubt leise. »Genau.«

Plötzlich beugt er sich zu mir und streicht mit dem Mund über meine Wange und dann über meinen Kiefer. Ich erschauere, als er einen Kuss auf die Stelle hinter meinem Ohr drückt.

»Du siehst wirklich wunderschön aus«, murmelt er, und ich spüre seinen warmen Atem an meiner Haut. Eine Gänsehaut breitet sich auf meinem Körper aus, und ich will gerade den Mund öffnen, um das Kompliment zu erwidern, als die Stimme des Fotografen mich zusammenzucken lässt.

»Die Nächsten« ruft er gelangweilt. Als er sieht, dass ich an der Reihe bin, hebt er überrascht eine Braue. »Ach, Sie sind's, Ruby.«

Mr Foster und ich kennen uns, seit ich Veranstaltungen in Maxton Hall organisiere. Er schießt und bearbeitet auch die offiziellen Event-Fotos für unseren Blog, die Homepage der Schule und Lexingtons Newsletter, den er einmal im Monat verschickt. Er ist ein Profi, und dass er sich bereit erklärt hat, heute Abend mit einer Polaroidkamera diese Schaukelbilder zu machen, lässt ihn in meiner Achtung nur noch weiter steigen.

»Guten Abend, Mr Foster«, sage ich.

»Ich glaube, ich habe noch nie ein Bild von Ihnen gemacht«, überlegt er laut und deutet dann auf die Schaukel. »Nehmen Sie Platz.«

»Danke«, murmle ich und setze mich, während James sich hinter mir positioniert und eine Hand um das Seil der Schaukel, die andere auf meinen Rücken legt. Selbst durch den Stoff meines Kleids kann ich die Wärme spüren, die von ihm ausgeht. Ein Kribbeln jagt durch meinen gesamten Körper, und ich frage mich, ob dieses aufregende

Gefühl, wenn ich ihm nahe bin, jemals vergehen wird. Hoffentlich nicht.

»Lächeln!«, sagt Mr Foster, aber er hätte mich nicht dazu auffordern müssen – mein Lächeln kommt wie von selbst.

Nachdem das Bild gemacht worden ist, bekommen wir einen Abzug von einer Polaroidkamera. James schüttelt ihn kurz, bevor wir ihn uns anschauen.

»Das ist so dermaßen kitschig.«

Wie ich auf dieser Blumenschaukel sitze und James hinter mir steht – wahrscheinlich würden sich an diesem Abend alle Pärchen in der gleichen Pose fotografieren lassen.

Ich weiß jetzt schon, dass ich auch in Zukunft jedes Mal grinsen werde, wenn ich dieses Bild ansehe.

»Mir gefällt es«, sagt James.

Er verstaubt es lächelnd in der Tasche seines Jacketts. Dann hebt er die Hand und streicht mit den Fingerknöcheln über meine Wange. Es macht den Eindruck, als würde das gar nicht bewusst geschehen, sondern wie von selbst. Als er die Hand wieder wegzieht, würde ich sie am liebsten dort halten und meine Wange in seine Handfläche schmiegen.

»Wollen wir tanzen?«, frage ich schließlich. Ich muss irgendetwas tun, was die Hitze, die seine sanfte, selbstverständliche Berührung in meinem Körper entfacht hat, unter Kontrolle bringt.

James' Brauen gehen überrascht in die Höhe. »Du möchtest freiwillig tanzen gehen?«

Ich nicke und fasse ihn bei der Hand. Bevor ich es mir anders überlegen kann, ziehe ich ihn hinter mir auf die Tanzfläche und zwischen die anderen Pärchen, die sich bereits langsam zur Musik bewegen.

Ich lege eine Hand auf James' Schulter und fange an, mich mit ihm zu bewegen. Diesmal habe ich mir im Vorfeld zusammen mit Ember Videos angeschaut und geübt, aber ich merke schnell, dass ich mir gar keine Gedanken über die Schrittfolgen, die wir gelernt haben, machen muss. James und ich schunkeln nur hin und her.

»Anfang des Jahres hätte ich niemals gedacht, hier zu sein. Mit dir«, murmelt James dicht an meinem Ohr. »Ich bin so dankbar.«

Seine Worte senden ein warmes Kribbeln durch meinen Körper.  
»Ich bin auch dankbar, dich zu haben, James.«

Wir bewegen uns weiter zu dem langsamen Lied, das das Orchester spielt. Irgendwann lasse ich meine Hand weiter höher wandern, bis ich seinen Nacken streicheln kann. James zieht mich so dicht an sich, dass kein Blatt mehr zwischen uns passen würde. Ich kann seine Atemzüge an meinem Körper spüren. Sie gehen genauso unregelmäßig wie meine eigenen. Als ich meine zweite Hand aus seiner gleiten lasse und sie um seinen Hals schlinge, zieht James scharf die Luft ein. Seine Hände wandern über meine Taille und streichen über meine Seiten. Ich schlucke schwer und schließe die Augen.

Dann spüre ich, wie James' Lippen über meinen Haaransatz streichen.

»James ...«, flüstere ich und öffne die Augen langsam wieder.

Durch halb gesenkte Lider sieht er mich an. Ich halte den Atem an, nehme seinen Anblick in mich auf. Die schönen Augen, den leichten Schwung seiner Lippen.

»Ruby ...«, sagt er heiser.

Und dann halte ich es keine Sekunde länger aus. Ich stelle mich auf die Zehenspitzen, und er kommt mir entgegen.

Als unsere Lippen sich treffen, ist es, als würde pure Elektrizität durch meinen Körper schießen. So ist es immer mit James. Ich kann es überhaupt nicht beschreiben, aber ein einfacher Kuss von ihm reicht, um meine Welt komplett auf den Kopf zu stellen und mich alles um mich herum vergessen zu lassen.

James streicht mit der Zunge leicht über meine Unterlippe, und ich gewähre ihm Einlass. Ich vergrabe die Hände in seinem Haar und kann sein Stöhnen an meinen Lippen spüren.

»Gott, nehmt euch ein Zimmer«, erklingt eine schneidende Stimme neben uns.

James löst sich von mir, und ich blinzele mehrmals. Dann blicke ich über James' Schulter und erkenne Camille, die gerade mit einem Kerl aus unserer Stufe tanzt. Sie verdreht die Augen.

»Wir sind echt schlimm«, murmle ich und vergrabe das Gesicht an James' Schulter.

Plötzlich merke ich, wie er sich versteift. »Was ...«

Ich hebe den Kopf. James fixiert einen Punkt über meiner Schulter, und ich drehe mich um, um seinem Blick zu folgen.

Mr Sutton hat soeben mit einer Frau die Tanzfläche betreten.

»Ist das nicht unsere Tutorin aus der Oxford-Lerngruppe?«, frage ich.

»Philippa Winfield«, murmelt James. Er merkt sich immer alle Namen von Menschen – auch solche, die er nur ein einziges Mal trifft. Ich glaube, das ist etwas, was man sich automatisch antrainiert, wenn man in ein großes Unternehmen hineingeboren wird.

»Die beiden sehen vertraut miteinander aus«, sage ich, nachdem Mr Sutton den Arm um Pippa geschlungen hat. Sie lächelt ihn an – wegen ihrer hohen Schuhe sind sie in etwa auf Augenhöhe –, und dann lehnt sie sich vor und flüstert ihm etwas ins Ohr, was ihn zum Lachen bringt. Es ist ein schüchternes Lachen, das sich von dem, das er im Unterricht von sich gibt, deutlich unterscheidet.

»Fuck«, sagt James im selben Moment, in dem Mr Sutton über Pippas Schulter sieht und sein fröhlicher Ausdruck erstirbt.

Es dauert nicht lange, bis ich erkenne, warum.

Lydia.

Sie steht in der Nähe der Tanzfläche und hat alles mit angesehen. Jetzt macht sie auf dem Absatz kehrt und verlässt den Saal durch einen der hinteren Ausgänge.

Ich möchte sofort zu ihr, aber James hält mich an der Hand fest. Bevor ich fragen kann, wieso er das tut, nickt er in die Richtung, in die Lydia gerade verschwunden ist.

Mr Sutton läuft ihr hinterher.

»Meinst du, dass das eine gute Idee ist?«, frage ich zögerlich.

James' Ausdruck ist undurchdringlich. »Irgendwann müssen die beiden miteinander reden. Außerdem glaube ich, dass sie von uns im Moment lieber allein gelassen werden möchte.«

Da James Lydia besser kennt als irgendwer sonst, vertraue ich ihm.

»Ich möchte nicht, dass es ihr schlecht geht«, murmle ich.

Bei meinen Worten sieht James mich warm an. »Sie bekommt das hin. Da bin ich mir ganz sicher.«

Die Gewissheit, mit der er das sagt, und die Art, wie er mich mit einem Mal ansieht, erwecken den Eindruck, dass er gerade nicht nur

an Lydia denkt.

Er scheint zum ersten Mal, seit ich ihn kenne, auch an sein eigenes Glück zu glauben. Und das macht mich unglaublich froh.



Lydia

Ich bereue es, hierhergekommen zu sein. Ich hätte auf mein Bauchgefühl hören und mich nicht dazu überreden lassen sollen. Ich wusste, dass es nicht leicht für mich werden würde, Graham zu sehen. Allerdings hätte ich niemals mit so etwas gerechnet.

Eben, als er mit Pippa getanzt hat, als er seinen Arm wie selbstverständlich um sie gelegt hat, als sie ihn angelächelt und er es erwidert hat, als sich der Abstand zwischen ihren Gesichtern immer weiter verringert hat – da konnte ich nicht mehr. Es war einfach zu viel.

Und auch jetzt, im leeren Flur, ohne Musik und ohne Leute um mich herum, hört mein Herz nicht auf zu rasen. Mir ist schlecht, und meine Hände fühlen sich klebrig an. Punkte tanzen vor meinen Augen. Ich glaube, mein Blutdruck ist zu hoch. Sofort lege ich mir eine Hand auf den Bauch, als könnte ich allein dadurch fühlen, ob mit den Kleinen alles in Ordnung ist.

»Lydia?«

Ich lasse die Hand sinken und drehe mich um.

Graham steht ein paar Meter von mir entfernt, das Jackett geöffnet, die Brauen nachdenklich zusammengezogen.

»Was?«, frage ich angriffslustig. Oh, wie satt ich es habe, vor allen immer so zu tun, als wäre in meinem Leben alles in Ordnung. *Nichts* ist in Ordnung. Schon gar nicht jetzt, wo er vor mir steht. Wo er mir nachgelaufen ist, obwohl ich gedacht hatte, dass er meine Anwesenheit nicht einmal bemerkt hat. Wo er mich ansieht, als wüsste er, was in mir vorgeht – genau wie früher.

Ich kann nicht wegsehen. Das, was sich in mir angestaut hat, wird immer gewaltiger, bis ich es nicht mehr zurückhalten kann.

»Hattest du Spaß?«

Sein Blick wird dunkel, und er zieht die Brauen noch weiter zusammen. »Wir haben nur getanzt, Lydia.«

Ich schnaube verächtlich. »Das da drinnen war eindeutig mehr als nur ›tanzen‹.«

Wir haben noch nie miteinander gestritten, und jetzt weiß ich auch, warum. Es fühlt sich schrecklich an und überhaupt nicht befreiend, ihn so anzufauchen.

»Es wäre komisch gewesen, wenn ich ihre Bitte zum Tanz ausgeschlagen hätte. Die Leute reden ohnehin schon hinter meinem Rücken.«

Ich lache auf. »Du hast also gerade fast mit meiner Tutorin auf der Tanzfläche rumgemacht, um zu verhindern, dass die Leute sich Gedanken über deinen Beziehungsstatus machen?«

Die Worte kommen lauter als beabsichtigt aus mir heraus, und Graham wirft einen nervösen Blick über die Schulter.

»Ich hasse das, Graham«, sage ich. Meine Stimme ist kalt, gleichzeitig bebt sie. Ich habe mich so noch nie reden gehört. »Ich hasse es, dass du nicht einmal drei Worte mit mir wechseln kannst, ohne dich sofort panisch nach allen Seiten umzusehen.« Ich balle die Hände zu Fäusten und dränge das Brennen hinter meinen Augen mit aller Kraft zurück.

»Glaubst du, mir macht das Spaß?«, entgegnet er plötzlich.

Ich kann nur ein bitteres Schnauben ausstoßen.

Auch er ballt jetzt die Hände zu Fäusten. »Ich versuche das Richtige für uns beide zu tun!«

»Das Richtige?« Ich kann nicht glauben, dass er das gerade gesagt hat. »Findest du es richtig, mit anderen Frauen zu tanzen – während ich zusehe?«

»Glaubst du, ich *genieße* das? Mich von dir fernzuhalten, so zu tun, als hätten wir uns nie gekannt?«, fragt er fassungslos. Dann rauft er sich das Haar, schüttelt den Kopf. »Es tut verdammt weh, Lydia, und es wird mit jedem Tag schlimmer.«

»Das ist sicher nicht meine Schuld!« Ich schreie die Worte beinahe und beiße mir danach auf die Lippe. Ich atme tief durch und denke an das, was mir Mum mein Leben lang über Contenance eingetrichtert hat. »Ich rufe dich nicht an«, fahre ich leise fort. »Ich melde mich nicht in deinem Unterricht. Verdammt, ich gucke dich ja nicht mal an. Was soll ich deiner Ansicht nach noch tun, damit es *dir* nicht mehr wehtut?«

Wieder schüttelt Graham den Kopf. Dann macht er einen langen Schritt auf mich zu – und umfasst mein Gesicht mit seinen Händen.

Einen Moment lang bin ich wie versteinert. Dann stoße ich seine Arme weg. Er darf mich nicht so berühren – wenn er das tut, fühlt es sich an wie früher, und das halte ich keine Sekunde lang aus.

»Wir können so nicht weitermachen, Lydia«, krächzt er.

»Ich sagte doch bereits, dass ich mich an die Abmachung halte.«

»Ich mich auch. Trotzdem gehen wir beide kaputt daran.«

Ich spüre, wie meine Wut allmählich abflaut und nur noch Schmerz bleibt. Schmerz, der mich von innen zerreißt und dafür sorgt, dass ich nicht mehr richtig atmen kann.

Ich wünschte, ich hätte seine Arme nicht weggestoßen. Gleichzeitig wünschte ich, ich hätte es mit mehr Wucht getan.

»Es war bloß ein Tanz«, wispert Graham.

Ich nicke nur. Am liebsten würde ich wegsehen, aber ich kann nicht. Graham und ich – wir waren einander schon lange nicht mehr so nah. Ich habe das Gefühl, jede Sekunde aufsaugen zu müssen, bevor der Moment wieder vorbei ist und ich allein zurückbleibe.

»Für mich hat sich nichts geändert, Lydia.«

Mein Atem stockt. »Wie – wie meinst du das?«

Graham kommt noch ein Stück näher, berührt mich aber nicht. »Damit meine ich, dass du das Erste bist, woran ich denke, wenn ich aufstehe. Den ganzen Tag über denke ich an dich. Wenn ich etwas Witziges sehe, möchte ich zuerst dir davon erzählen. Ich habe deine Stimme im Ohr, wenn ich abends schlafen gehe. Himmel, Lydia, ich liebe dich. Ich habe dich schon geliebt, als wir das erste Mal miteinander telefoniert haben. Ich werde niemals aufhören, dich zu lieben, auch wenn ich weiß, dass es für uns keine Chance gibt.«

Mein Herz schlägt so schnell, als wäre ich gerade einen Marathon gelaufen. Ich kann nicht glauben, dass er das gerade gesagt hat.

»Ich werde die Schule wechseln.«

Das reißt mich aus meiner Schockstarre. Ich schüttle den Kopf. »Nein. Auf keinen Fall. Du hast selbst gesagt, dass Maxton Hall das Beste ist, was dir hätte passieren können. Dass du nie wieder einen besseren Job finden wirst.«

»Mir egal. Ich möchte endlich wieder für dich da sein können. Ich möchte in ein Café mit dir gehen können, deine Hand halten. Und ich wünsche mir meine beste Freundin zurück. Wenn ich dafür einen schlechteren Job annehmen muss, tue ich das liebend gern.«

Wieder schüttle ich den Kopf, völlig verwirrt von dieser Wendung. »Ich ... das geht nicht. Wieso jetzt auf einmal?«

»Das ist keine spontane Eingebung. Ich denke seit meinem allerersten Tag hier darüber nach zu gehen. Jeden Morgen frage ich mich, ob es Maxton Hall wirklich wert ist, dass wir einander verloren haben.«

»Aber wir haben ...« Ich breche ab, unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen.

»Das war unsere gemeinsame Entscheidung. Deshalb habe ich auch nichts gesagt. Ich hatte Angst, dich damit unter Druck zu setzen. Aber jetzt ...«

Die Tränen kommen schneller, als ich sie zurückhalten kann. Ich kneife die Augen zusammen und werde von einem stummen Schluchzen geschüttelt. Als Graham mich diesmal berührt, wehre ich mich nicht dagegen, sondern lasse meine Stirn müde nach vorn gegen seine Brust sinken und erlaube ihm, sanft meine Wange zu streicheln.

»Es tut mir so leid, dass ich nicht für dich da sein konnte, Lydia«, flüstert er.

Die Sehnsucht nach ihm ist in diesem Moment fast unerträglich. Ebenso wie das schlechte Gewissen, weil ich ihm immer noch nicht von der Schwangerschaft erzählt habe, und die Trauer – nicht nur um unsere Beziehung, sondern auch um unsere Freundschaft. Ich kralle die Hände in sein Hemd und halte mich an ihm fest. »Ich vermisse meine Mum. Und ich vermisse dich. Die ganze Zeit«, schluchze ich.

»Ich weiß. Es tut mir so leid.« Wieder streichelt er mich.

Seine sanfte Berührung erinnert mich an unser allererstes Treffen. Damals waren wir noch nicht mehr als Freunde, die sich online kennengelernt hatten, doch er hat mich genauso gehalten, als mich im Café eine junge Frau auf die Schlagzeilen angesprochen hat, die über mich in der Zeitung standen. Ich hatte versucht, mir nicht anmerken zu lassen, wie sehr mich ihre Worte getroffen haben,

aber Graham hat es sofort gespürt und mich in den Arm genommen. Er hat mir ins Ohr geflüstert, dass alles gut werden würde. Genau wie jetzt auch.

Seine beruhigende Stimme lindert meinen Schmerz, und als er mit den Daumen über meine feuchten Wangen streicht und mir versichert, dass wir alles wieder hinbekommen werden, versinke ich einen Moment lang in diesem Traum und in der Illusion, er könnte recht haben.

Doch dann versteift Graham sich.

»Lydia«, raunt er.

Ich löse mich ein Stück von ihm und folge seinem Blick.

Am Ende des Gangs, nur fünf Meter von uns entfernt, steht Cyril.

Sein Gesicht ist so blass, wie ich es noch nie zuvor gesehen habe, und er blickt ungläubig von Graham zu mir und wieder zurück. Sein Mund öffnet sich.

Doch dann verändert sich sein Gesichtsausdruck. Seine Brauen ziehen sich eng zusammen, die Augen werden schmale Schlitze, und er beißt die Zähne so fest zusammen, dass der Knochen an seinem Kiefer hervortritt.

Im nächsten Moment macht er auf dem Absatz kehrt und verschwindet zurück in Richtung Boyd Hall.

»Verdammt«, zische ich und mache mich ganz von Graham los.

»Lydia ...«

Ich schüttle den Kopf und wische noch mal mit den Fingern über meine feuchten Wangen. »Ich muss mit ihm reden. Können wir nachher vielleicht ... telefonieren?«

Obwohl Graham gerade aussieht, als stünde sein gesamter Körper unter Anspannung, tritt bei meinen Worten eine Wärme in seine goldbraunen Augen, nach der ich mich seit Monaten sehne. Sie ist vertraut, wie eine verblasste Erinnerung, die langsam wieder Farbe annimmt und Realität wird.

»Ich rufe dich an«, sagt er. »Nach der Feier.«

»Okay«, wispere ich.

Einen Augenblick lang bin ich versucht, ihn noch einmal zu umarmen, aber dann erscheint Cyrils fassungsloses Gesicht vor meinem inneren Auge, und ich mache stattdessen auf dem Absatz kehrt, um nach ihm zu suchen.

Ich laufe Cyril, so schnell ich kann, nach. Kurz hinter dem Ausgang der Boyd Hall erwische ich ihn.

»Cy ...«, sage ich atemlos und greife nach seinem Ellenbogen. Er fährt herum und entreißt mir seinen Arm. »Fass mich nicht an.«

Ich hebe die Hände, geschockt von seinem kalten Tonfall. So hat Cyril noch nie mit mir gesprochen. Auch die Art, wie er mich ansieht, ist mir völlig fremd: abfällig und voller Verachtung. Er schüttelt den Kopf.

»Ich kann nicht glauben, dass du das getan hast, Lydia.«

Stirnrunzelnd sehe ich an ihm hoch. »Ich glaube nicht, dass du dir erlauben kannst, über mich zu urteilen, Cy. Oder soll ich dich daran erinnern, mit was für Leuten du schon zusammen warst?«

Cyril zuckt zusammen. »Du glaubst, ich wäre sauer, weil du mit deinem Lehrer schläfst?«

Jetzt bin ich diejenige, die zusammenzuckt. Dicht hinter Cyril steht eine kleine Gruppe von Menschen, die den Saal ebenfalls gerade verlassen haben.

»Weswegen denn sonst?«, frage ich leise.

Er stößt ein verzweifertes Geräusch aus und legt dann den Kopf in den Nacken, um nach oben zu sehen, als könnte der Himmel ihm verraten, was er als Nächstes sagen soll. Dann sieht er mich wieder an und schluckt hart.

»Ich bin sauer auf dich, weil du mich seit einer Ewigkeit hinhältst.«

Mein Mund klappt auf. »Was?«

»Für mich gibt es nur dich, Lydia. Ich bin seit Jahren in dich verliebt.«

»Aber«, krächze ich. »Aber das mit uns ... das war doch nichts Ernstes.«

Cyril sieht aus, als hätte ich ihm eine Ohrfeige verpasst. Er öffnet den Mund, aber es kommt kein Wort heraus.

»Ich wusste nicht, dass es dir so geht«, flüstere ich. Vorsichtig strecke ich die Hand ein zweites Mal nach ihm aus und berühre ihn am Arm. Er ist mein Freund, ich kenne ihn seit meiner Kindheit. Hätte ich gewusst, dass er ernsthafte Gefühle für mich hat, hätte ich niemals etwas mit ihm angefangen.

»Willst du mir sagen, du hast nichts gemerkt?«, entgegnet er ungläubig.

Ich schüttle stumm den Kopf.

»Du hast also nicht gemerkt, dass ich seit der Sache mit uns mit niemandem mehr zusammen war. Du hast nicht gemerkt, dass ich nach dem Tod deiner Mutter jeden Tag von morgens bis abends für dich da war und dich getröstet habe.«

»Das tun Freunde doch füreinander«, flüstere ich unter Tränen.

»Ich tue das für niemanden«, sagt er, sein Ton bitter. »Ich tue das nur für dich.«

Ich starre ihn an, unfähig, mich zu bewegen. Übelkeit überkommt mich, gleichzeitig laufen weitere Tränen meine Wange hinab. »Es tut mir leid. Ich ... ich wollte dir nicht wehtun.«

Cyril hebt zögerlich die Hand und wischt eine Träne von meiner Wange. Dann verhärtet sich sein Ausdruck. »Das hast du aber.«

Mit diesen Worten dreht er sich um und geht in Richtung Parkplatz.

James

Der Abend ist eindeutig nicht so verlaufen, wie ich es mir vorgestellt habe.

Eigentlich war der Plan, so viel Zeit wie möglich mit Ruby zu verbringen – wir hatten beide nur jeweils eine einstündige Schicht und die Zeit danach zur freien Verfügung. Ich wollte mit ihr tanzen, feiern und sie so oft küssen, wie sie es vor den Augen der anderen zugelassen hätte.

Doch dann ist Lydia plötzlich aufgelöst zurück in die Boyd Hall gekommen. Erst dachten wir, ihr Gespräch mit Sutton wäre schlecht verlaufen oder dass er irgendetwas gesagt hätte, was sie verletzt hat. Als wir endlich aus ihr herausbekommen haben, was wirklich passiert ist, habe ich mich sofort auf die Suche nach Cyril gemacht.

Alistair und Keshav hatten keine Ahnung, wo er sein könnte, und es hat eine Ewigkeit gedauert, bis ich Wren gefunden habe, der mir aber wenigstens sagen konnte, dass Cyril schon vor einer Weile überstürzt heimgefahren ist. Daraufhin habe ich mir ein Taxi genommen und Percy gebeten, Lydia, Ember und Ruby nach Hause zu fahren.

Jetzt stehe ich vor Cyrils Haustür und drücke zum wiederholten Mal auf die Klingel. Ich kann den Gong von draußen durchs ganze Haus hallen hören. Ich bin mir sicher, dass Cyril hier ist – sein Auto steht quer in der Einfahrt, und ich habe Licht in seinem Stockwerk brennen sehen, als wir die Einfahrt entlangefahren sind.

Ich klinge noch mal. Und ein weiteres Mal. Gerade als ich wieder den Finger hebe, wird die Tür aufgerissen.

Augenblicklich weht mir eine heftige Alkoholfahne entgegen. Seit der Begegnung zwischen ihm und Lydia ist nicht mehr als eine Stunde vergangen, und trotzdem schwankt Cyril schon. Seine dunklen Haare sind völlig durcheinander, und die oberen Knöpfe seines Hemds stehen offen.



»War ja klar. Lydia schickt ihren Wachhund«, lallt er.

»Kann ich reinkommen?«, frage ich.

Cyril zieht die Tür schwungvoll auf, dreht sich um und geht die Treppen ins obere Stockwerk hinauf, ohne sich nach mir umzudrehen. Im ganzen Haus brennt kein Licht. Anscheinend sind seine Eltern wieder nicht da.

Ich folge ihm, hoch in den ersten Stock und direkt in sein Zimmer. Das Fenster steht offen, doch der Geruch von Rauch und Alkohol liegt trotzdem schwer in der Luft.

Cyril setzt sich auf die Fensterbank. In einem Aschenbecher kann ich den Stummel einer Zigarette glühen sehen. Er nimmt ihn hoch, zieht tief daran und lehnt sich zurück.

»Also«, fängt er an, ohne mich anzusehen. »Du bist hier, um mich zum Schweigen zu bringen?«

»Ich bin hier, weil ich mir Sorgen um dich mache«, antworte ich und trete zu ihm ans Fenster.

Cyril dreht sich zu mir und sieht mich mit hochgezogener Braue an.

»Und weil Lydia sich Sorgen macht.«

Er stößt ein schnaubendes Lachen aus und nimmt einen weiteren Zug. Neben dem Aschenbecher steht eine Flasche Whiskey, die nicht mal mehr halb voll ist. Ich frage mich, ob er das wirklich alles in der letzten Stunde getrunken hat.

Ich hätte nie damit gerechnet, dass ich Cyril einmal so erleben würde.

»Es tut mir leid, Mann.«

Cyril drückt die Zigarette aus. Danach schnappt er sich die Flasche, setzt sie an und legt den Kopf in den Nacken.

»Ich verstehe es nicht«, bringt er danach zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor. Er wischt sich mit dem Handrücken über den Mund und stellt die Flasche mit einem Klirren wieder ab. »Ich verstehe einfach nicht, wieso.«

Ich weiß nicht, was ich darauf antworten soll. Cyril hofft seit Jahren darauf, mit Lydia zusammenzukommen. Jetzt zu erfahren, dass sein Warten umsonst war, muss ihn absolut fertigmachen.

»Ich hätte alles für sie getan. Alles«, spricht er weiter und schüttelt den Kopf. Anscheinend wird ihm davon schwindelig, denn

er sackt ein Stück zur Seite. Ich greife seinen Arm und ziehe ihn von der Fensterbank.

»Ich weiß«, sage ich.

Plötzlich packt Cyril mich mit beiden Händen. »Du hast keine Ahnung, wie sich das anfühlt, James. Jahrelang auf etwas zu hoffen und alles vor deinen Augen zerbrechen zu sehen.«

Sein Gesicht ist vor Schmerz verzerrt. Er schwankt und kann nicht gerade stehen. Kurzerhand nehme ich ihn bei beiden Armen und bugschiere ihn in Richtung Bett. Ich verpasse ihm einen leichten Stoß, sodass er dazu gezwungen ist, sich hinzusetzen. Als ich mir sicher bin, dass er nicht sofort wieder zur Seite kippt, lasse ich ihn los und gehe zum Fenster, um es zu schließen. Danach ziehe ich die schweren grauen Vorhänge zu.

Ich drehe mich zu Cyril um. Er hat sich nach vorn gebeugt und das Gesicht in beiden Händen vergraben. Bei seinem Anblick fühle ich mich einfach nur mies. Diese ganze Situation ist dermaßen verschoben, und Cy tut mir leid, aber trotzdem muss ich Lydias Wohl vor Augen haben. Sie ist diejenige, die alles verlieren könnte, sollte ihre Beziehung zu Sutton ans Licht kommen.

Ich setze mich neben Cyril aufs Bett. »Du darfst niemandem davon erzählen, Cy«, sage ich eindringlich.

Cyril schüttelt nur den Kopf. Dann lässt er die Hände sinken und dreht den Kopf zu mir. »Glaubst du wirklich, dass ich jemals etwas tun würde, was Lydia schadet?«

Ich erwidere seinen Blick. »Nein, das glaube ich nicht.«

Er nickt.

Danach starrt er eine Weile stumm auf seine Hände. »Ich dachte immer, das mit uns wäre ihr genauso wichtig gewesen.«

»Es liegt auch nicht an dir. So viel ist klar.«

Er brummt nur und lässt sich mit einem Stöhnen nach hinten aufs Bett fallen.

»Ich hole dir ein Glas Wasser«, sage ich nach einem Moment.

Cyril erwidert nichts, also stehe ich auf und gehe nach unten in die Küche. Als ich zurückkomme, sitzt er wieder aufrecht im Bett. Ich habe einen Eimer mit nach oben genommen, falls ihm über Nacht schlecht wird, und Cyril beäugt ihn mit spöttischem Blick.

»Hier«, sage ich und halte ihm das Glas hin. Er nimmt es entgegen und zwingt sich zu ein paar Schlucken. Anschließend stellt er es auf dem Nachttisch ab.

»Kann ich noch irgendetwas für dich tun?«, frage ich.

»Nein, Mann. Ich glaube, ich muss jetzt allein sein.«

»Okay, dann gehe ich.« Ich deute mit dem Daumen über die Schulter.

Cyril nickt knapp. Dann macht er etwas, was er schon seit mindestens zehn Jahren nicht mehr getan hat – er steht auf und schlingt beide Arme um mich. Erst bin ich überrumpelt, aber dann klopfe ich ihm auf den Rücken. Er stützt sein halbes Gewicht auf mich, und ich halte ihn so gut aufrecht, wie es nur geht.

»Das wird schon wieder«, sage ich leise.

Cyril löst sich von mir und weicht meinem Blick aus. Es ist offensichtlich, dass er meinen Worten keinen Glauben schenkt.

## Ruby

Es ist bereits nach halb zwei, als James endlich nach Hause kommt. Er klopft leise an Lydias Zimmertür und macht sie einen Spaltbreit auf. Als er mich neben seiner schlafenden Schwester auf dem Bett sitzen sieht, tritt ein Lächeln auf seine Lippen, das meinen Bauch kribbeln lässt. Vorsichtig stehe ich auf und versuche dabei, keine Geräusche zu verursachen. James' Lächeln wird breiter, als er sieht, dass ich das Kleid gegen eines seiner Shirts und eine von Lydias Leggings eingetauscht habe.

Erst als ich die Tür leise hinter mir geschlossen habe, traue ich mich, etwas zu sagen. Lydia war so aufgelöst, nachdem wir hergekommen sind – ich will sie auf keinen Fall aufwecken.

»Du bist hier«, begrüßt er mich leise.

Ich nicke. »Ich wollte eigentlich mit Ember aussteigen, aber Lydia sah so verzweifelt aus. Ich wollte sie nicht allein lassen, also habe ich Mum gesagt, dass ich bei ihr übernachtete. Hast du Cyril gefunden?«

James' Lächeln verblasst. »Er war ziemlich dicht. Ich weiß gar nicht, ob er sich morgen überhaupt noch an irgendetwas erinnert.«

Das beruhigt mich nicht sonderlich.

»Ich vertraue Cy«, setzt James hinterher. »Bei solchen Dingen kann man sich auf ihn verlassen.«

Skeptisch sehe ich ihn an, nicke aber schließlich. »Okay.«

James blickt den Flur hinab und dann wieder zu mir. Ich greife nach seiner Hand und ziehe leicht daran, und zusammen gehen wir zu seinem Zimmer.

Dort nehme ich auf dem übergroßen Bett Platz.

»Geht es Lydia jetzt besser?«, fragt James, während er sein Jackett abstreift und seine Krawatte lockert. Dann lässt er sich neben mich fallen.

»Ja«, antworte ich nachdenklich. »Ich glaube schon. Mr Sutton hat angerufen, und die beiden haben eine Weile miteinander gesprochen.«

James scheint nicht zu wissen, was er davon halten soll. Er atmet bloß hörbar aus und reibt sich über die Stirn.

»Was denn?«

Er brummt nur. »Ich will nicht, dass Lydia in Schwierigkeiten gerät. Ich weiß bloß nicht, wie ich vermeiden kann, dass dieses Kartenhaus aus Geheimnissen bald in sich zusammenfällt.«

»Das wird es nicht«, sage ich sanft und beuge mich vor, um ihn zu berühren. Es ist mir ein Bedürfnis, ihm Trost zu spenden, wenn er so aussieht, und ich wünschte, ich könnte noch mehr tun, als bloß seine Wange zu streicheln.

James sieht mich aus dunklen Augen an. »Für die Menschen, die ich liebe, würde ich alles tun.«

Ich streiche mit den Fingern weiter runter zu seinem Hals. Umschließe seinen Nacken mit der Hand, fahre mit dem Daumen über seinen Haaransatz. »Ich weiß.«

»Dazu gehörst auch du, Ruby.«

Ich halte mitten in der Bewegung inne und schlucke schwer. Mit einem Mal ist da ein Kloß in meinem Hals, den ich nicht herunterschlucken kann.

»Ich liebe dich«, raunt er.

In seiner Stimme ist so viel Gefühl und gleichzeitig so viel Schmerz, dass ich für einen kurzen Augenblick glaube, keine Luft mehr zu bekommen.

Doch im nächsten Moment reagiert mein Körper wie von selbst auf sein Geständnis. Ich beuge mich vor, bis ich auf dem Bett knie und mit James auf einer Höhe bin. Behutsam senke ich meinen Mund auf seinen und küsse ihn, nur ganz kurz.

»Ich liebe dich auch, James«, flüstere ich und lehne meine Stirn gegen seine.

James atmet hörbar ein. »Wirklich?«

Ich nicke und küsse ihn wieder.

Es soll eigentlich wieder nur ein kurzer Kuss sein – aber dann schließt James eine Hand um meinen Hinterkopf, und das, was sanft angefangen hat, wird schnell mehr. Ich verliere das Gleichgewicht, sodass ich zur Seite und in die weichen Daunen falle. James unterbricht den Kuss nicht für eine Sekunde. All die Worte, die ich noch sagen will, verschwinden von meiner Zunge, als James meine Lippen mit seiner teilt. Ich seufze leise.

Als er sich diesmal von mir löst, sind wir beide atemlos.

»Danke, dass du heute für uns da gewesen bist«, murmelt er.

Wir liegen beide auf der Seite, die Gesichter einander zugewandt. Zart streicht James über meine Taille nach oben, legt seine Hand auf meinem Rippenbogen ab. Er zeichnet kleine Muster auf meine Haut.

Ich weiß noch genau, wie es sich angefühlt hat, als er mich zum ersten Mal berührt hat: als würde sich seine Berührung durch den Stoff meiner Kleidung mitten in meine Haut brennen. Genauso ist es jetzt, als seine Hand wieder hinabwandert und auf meinem Oberschenkel zum Stillstand kommt.

»Danke, dass du mich für euch da sein lässt«, flüstere ich und streiche ihm eine der rotblonden Strähnen aus der Stirn. Ich könnte ewig durch seine Haare fahren, ich liebe, wie sie sich unter meinen Fingern anfühlen.

Wir liegen still da. Das Einzige, was zu hören ist, sind unsere gleichmäßigen Atemzüge. Wir können nicht voneinander ablassen. Ich muss James die ganze Zeit berühren, wie um mir klarzumachen, dass das hier tatsächlich die Realität ist. Dass wir tatsächlich wieder zueinandergefunden haben und es dieses neue, stetig wachsende Vertrauen zwischen uns gibt.

Ich strengte mich an, aber irgendwann werden meine Lider so schwer, dass ich sie kaum noch offen halten kann. James ist da, als ich einschlafe, die eine Hand in meiner, die andere sanft in meinem Haar vergraben.

## Ruby

»Was meinst du?«, fragt Lin am folgenden Montag und schiebt mir ihren Planer über den Tisch.

Ich betrachte die Termine, die sie mit einem lilafarbenen Stift eingetragen hat. Zwischen chinesischen Zeichen steht in ihrer fein säuberlichen Schrift Umzug nach Oxford, in das Feld für den darauffolgenden Tag hat sie Einzug mit Ruby feiern geschrieben. Ich grinsse Lin breit an. Und obwohl das Ganze noch ein paar Monate hin ist, nehme ich meinen goldenen Stift aus der Federtasche, blättere in meinem Planer auf die Monatsübersicht des gesamten Jahres und trage genau dasselbe ein.

»Tada«, flüstere ich genau in dem Moment, in dem es zur Mittagspause klingelt. Lin und ich beginnen, unsere Sachen einzuräumen, doch bevor ich meinen Rucksack schultern kann, ertönt der Gong ein zweites Mal – kürzer diesmal.

»Ruby Bell wird unverzüglich in das Büro von Rektor Lexington gerufen«, erklingt die Stimme von Rektor Lexingtons Sekretärin durch die Lautsprecher. Augenblicklich dreht sich jeder einzelne Schüler im Raum zu mir um und starrt mich an.

Stirnrunzelnd blicke ich auf die Uhr über der Klassenzimmertür. Eigentlich ist unser Gespräch mit Rektor Lexington erst kurz vor Ende der Mittagspause. Wenn er mich jetzt schon sehen will, muss etwas passiert sein.

Eine Gänsehaut breitet sich auf meinem Körper aus, als ich in Gedanken der Frage hinterherjage, was das wohl sein könnte.

»Soll ich mitkommen?«, fragt Lin, während wir das Klassenzimmer verlassen.

»Nein, geh ruhig schon vor und hol dir was zu essen.« Ich umfasse die Gurte meines Rucksacks fest.

»Okay. Weißt du schon, was du willst? Dann kann ich es dir schon mal mitnehmen, und du musst dich nicht extra anstellen.«

»Das wäre super. Ich nehme einfach das, was du auch nimmst.«

Lin drückt meinen Arm kurz, bevor wir den Gang in unterschiedliche Richtungen weitergehen. Der Weg zum Büro von Rektor Lexington erscheint mir heute viel länger als sonst. Das mulmige Gefühl nimmt zu, je näher ich komme. Und als die Sekretärin mich dann auch noch mit strengem Blick durchwinkt, droht mir mein Herz vor Aufregung aus der Brust zu springen.

Ich nehme einen tiefen Atemzug, bevor ich an die schwere Holztür klopfe und eintrete.

Die Begrüßung bleibt mir im Hals stecken.

Vor dem Schreibtisch des Rektors sitzt meine Mum.

Augenblicklich habe ich Schreckensvorstellungen von Dad, der im Krankenhaus liegt, weil er einen weiteren Unfall hatte.

»Geht es Dad gut?«, frage ich sofort und bewege mich schnell auf sie zu.

»Dein Vater ist wohlauf, Ruby«, antwortet Mum, jedoch ohne den Blick von dem massiven Schreibtisch des Rektors zu heben.

Irritiert sehe ich zwischen meiner Mutter und dem Rektor hin und her.

»Setzen Sie sich, Ms Bell«, fordert Rektor Lexington mich auf und deutet auf den leeren Stuhl neben meiner Mum. Zögernd nehme ich Platz.

Rektor Lexington legt seine gefalteten Hände auf dem Tisch vor sich ab und sieht mich dann über den Rand seiner Brille hinweg an.

»Es gibt nichts, was mir wichtiger ist als der Ruf unserer Schule. Wir stehen seit Jahrhunderten für Intelligenz und Exzellenz. Wenn jemand etwas tut, um dieser Schule Schaden zuzufügen, gehe ich dagegen vor. Das müsste Ihnen inzwischen bewusst sein, Ms Bell.«

Ich schlucke schwer. »Rektor Lexington, ich dachte eigentlich, dass der Frühjahrsball ein voller Erfolg war. Wenn etwas schiefgelaufen ist, dann tut mir das wirklich leid, aber ...« Bevor ich meinen Satz beenden kann, zieht Rektor Lexington eine der kleinen Schubladen an seinem Schreibtisch auf und holt vier ausgedruckte Bilder hervor, die er über den Tisch zu uns schiebt.

»Diese Fotos wurden mir am Wochenende von einem besorgten Mitglied des Elternvorstandes anvertraut«, fährt er ungerührt fort.



Ich kann meine Mum scharf einatmen hören und beuge mich dichter zum Schreibtisch. Die Bilder sind dunkel, und zunächst kann ich gar nichts erkennen – bis ich mich darauf entdecke.

Es sind Bilder von *mir*.

Ich nehme einen der Abzüge in die Hand und halte ihn mir näher vor die Augen.

Ich brauche einen Moment, um das Foto einzuordnen – aber es muss von der Back-to-School-Party stammen. Nur da habe ich dieses grüne Kleid getragen.

Doch ich bin nicht allein auf dem Bild zu sehen. Dicht vor mir steht ein Mann.

Mr Sutton.

Und es sieht so aus, als würden wir uns küssen.

Ich erinnere mich daran, dass wir uns miteinander unterhalten haben. Aber wir standen niemals so nah beieinander. Ich habe keine Ahnung, wer dieses Foto gemacht hat, aber es dient eindeutig dazu, mir – oder Sutton – zu schaden.

»Das war eine völlig harmlose Situation. Ich ...«

»Ms Bell, ich glaube, Sie verstehen nicht«, unterbricht Lexington mich. »Die Bilder wurden mir von einem Mitglied des Elternrates geschickt, und auch ein Schüler hat bestätigt, Sie und Mr Sutton gemeinsam gesehen zu haben.«

»Wir haben uns nur unterhalten!«, sage ich entrüstet.

»Ruby, achte auf deinen Tonfall«, ermahnt mich Mum. Als ich ihr einen Seitenblick zuwerfe, läuft mir ein kalter Schauer über den Rücken.

So hat meine Mum mich noch nie angesehen – als wäre sie unfassbar enttäuscht von mir. Doch bevor ich irgendetwas zu meiner Verteidigung sagen kann, spricht Lexington weiter, und Mum wendet den Blick von mir ab.

»In den gesamten zwanzig Jahren meiner Arbeit hier habe ich so etwas noch nie erlebt, Ms Bell. Ich lasse nicht zu, dass der Ruf unserer Schule aufgrund einer Affäre zerstört wird.«

»Ich habe keine Affäre!«, rufe ich.

Ich kann nicht glauben, dass das gerade passiert. Das muss ein Albtraum sein.

»Ich habe einen Freund«, spreche ich schnell weiter. »Ich ... ich habe keine Affäre mit einem Lehrer. Ich würde so etwas niemals tun, das schwöre ich.«

Ich kann nicht sagen, dass Lydia diejenige ist, die mit Mr Sutton zusammen war. Das geht einfach nicht. Nicht nach allem, was sie durchgemacht hat und was noch auf sie zukommen wird. Ich würde ihr Vertrauen niemals so missbrauchen.

»Ich glaube, Ihnen ist der Ernst der Lage nicht bewusst, Ruby«, fährt Rektor Lexington fort und hebt eines der Bilder hoch. »Ich bin der Meinung, dass es das Beste ist, wenn Sie die Schule verlassen. Sie und Mr Sutton sind mit sofortiger Wirkung vom Maxton Hall College suspendiert.«

Stille.

Es fühlt sich an, als hätte jemand gerade den Stecker gezogen. In meinen Ohren ist nur noch ein Piepen zu hören. Die Sekunden vergehen wie in Zeitlupe, Rektor Lexingtons Mund bewegt sich noch, aber ich höre nichts mehr.

»Das können Sie nicht machen«, bringe ich atemlos hervor. »Ich habe eine Zusage von der Oxford University.«

Rektor Lexington antwortet nicht, er schiebt bloß die Bilder zusammen und steckt sie zurück in einen Umschlag. Er ist braun, und hinten in der Ecke kann ich einen Stempel erkennen – vermutlich der Absender. Ich kneife die Augen zusammen und sehe ein geschwungenes schwarzes *B*.

Mein Herz setzt einen Schlag aus.

Das kann nicht sein.

Das hätten die beiden niemals getan.

Sie hätten mich nicht so betrogen.

»Welcher Schüler hat gegen mich ausgesagt?«, frage ich atemlos.

Jetzt sieht Rektor Lexington mich beinahe mitleidig an. »Das ist eine vertrauliche Information, Ms Bell. Wenn Sie jetzt bitte mein Büro verlassen würden? Bezüglich der Suspendierung lassen wir Ihnen noch ein Schreiben zukommen. Guten Tag.«

Er blättert durch einen Papierstapel auf seinem Tisch und richtet den Blick dann auf seinen Computer – ein unmissverständliches Signal, dass wir nun entlassen sind.

Ganz. Bestimmt. Nicht.

»Wissen Sie, wie sehr ich mir für diese Schule den Arsch aufgerissen habe?«, platzt es aus mir raus.

Rektor Lexington blickt langsam wieder zu mir. »Zwingen Sie mich nicht, das Sicherheitspersonal zu rufen, Ms Bell.«

»Nur weil ich ein Stipendium habe und keine reichen Eltern, die Ihnen Geld zustecken können, wenn ein Gerücht über mich im Umlauf ist, können Sie mich nicht einfach von der Schule schmeißen!«

»Ich muss doch wohl sehr bitten!«, sagt Rektor Lexington empört.

»Sie mieses ...«

»Ruby!«, sagt meine Mutter scharf. Sie fasst mich am Arm und zieht mich vom Stuhl hoch.

Ohne ein weiteres Wort schleift sie mich durch das Büro nach draußen in den Vorraum. Ich schäume vor Wut und starre Lexington die gesamten drei Meter über an, bis Mum die Tür hinter uns zuknallt.

Das gerade ist nicht wirklich geschehen. Es kann einfach nicht sein.

Kopfschüttelnd drehe ich mich zu meiner Mutter um. »Kannst du das glauben? Wie krank muss jemand sein, dass er sich so etwas ausdenkt?«, frage ich sie.

Mum schüttelt nur den Kopf und sieht mir nicht in die Augen. Stattdessen hat sie den Blick auf einen Punkt über meiner Schulter geheftet. »Ich wusste ganz genau, dass so etwas passieren würde, wenn wir dich auf diese schreckliche Schule schicken.«

Ich zucke zusammen, und meine Augen weiten sich. »W-was?«

Mum schüttelt den Kopf. »Ruby, wie konntest du das nur tun?«

»Ich sage doch, dass ich nichts gemacht habe!«, rufe ich.

Wenn nicht einmal meine eigene Mutter mir glaubt, weiß ich nicht, was ich tun soll. Verzweiflung überkommt mich, rinnt durch meine Adern und erschwert mir das Atmen.

»Mum, du musst mir glauben – ich würde niemals einen Lehrer küssen.«

»Ich hätte auch nie gedacht, dass du uns mal anlügen würdest, um bei deinem Freund zu schlafen, aber anscheinend haben sich

die Dinge in den letzten Monaten verändert.«

Ich sehe sie mit offenem Mund an.

Mum atmet tief durch und seufzt schließlich leise. »Ich habe dir gerade nichts mehr zu sagen, Ruby. Ich bin so enttäuscht von dir.«

Tränen steigen in meine Augen. Ich suche nach Worten, finde aber keine. Mein Körper fühlt sich an, als stünde er unter Betäubung. Das Einzige, was durch meinen Kopf rast, ist die Frage, wer zum Teufel diese Bilder gemacht hat.

»Mum ...«

»Bitte fahr mit dem Bus nach Hause«, unterbricht sie mich und schluckt schwer. »Ich muss jetzt mit deinem Vater reden.«

»Ich habe das nicht getan, Mum.«

Ohne auf meine Worte zu reagieren, rückt sie den Henkel ihrer Handtasche auf der Schulter zurecht, dreht sich um und verschwindet im Flur.

Ich bleibe allein zurück.

Rektor Lexingtons Worte wiederholen sich in meinem Kopf in Dauerschleife.

*Sie sind mit sofortiger Wirkung vom Maxton Hall College suspendiert.*

Suspendiert. Kurz vor Ende des zweiten Terms. Bevor ich die Chance auf einen Abschluss bekommen habe. Obwohl zu Hause an meiner Pinnwand die ausgedruckte E-Mail mit der Oxford-Zusage hängt.

Wenn ich keinen Abschluss bekomme, kann ich Oxford vergessen.

All das, worauf ich in den letzten elf Jahren hingearbeitet habe.

Die Erkenntnis dessen, was gerade geschehen ist, trifft mich mit voller Wucht. Ich schwanke auf der Stelle, muss mich am Tresen der Sekretärin festhalten, weil sich alles um mich herum zu drehen scheint. Nur mit Mühe schaffe ich es, das Büro zu verlassen, ohne zusammenzubrechen.

Auf dem Flur kommen mir Trauben von Schülern entgegen, die sich alle auf die Mittagspause freuen, und meine Füße wollen mich wie selbstverständlich in Richtung Mensa tragen. Aber ich darf nicht mehr in die Mensa gehen.

Ich darf nicht mehr zum Treffen mit dem Veranstaltungskomitee.

*Sie sind mit sofortiger Wirkung vom Maxton Hall College suspendiert.*

Eigentlich darf ich nicht mal mehr hier im Flur stehen.

»Ruby?«, erklingt eine vertraute Stimme neben mir.

Mit vor Tränen verschleiertem Blick schaue ich auf. Vor mir steht James. Als er erkennt, wie bestürzt ich aussehe, umfasst er sanft meine Oberarme.

»Ich habe gehört, dass du ausgerufen wurdest. Was ist passiert?«, fragt er eindringlich.

Ich kann nur den Kopf schütteln. Es auszusprechen ist einfach viel zu irre – und außerdem wird dieser Albtraum dann Realität. Das Einzige, was ich machen kann, ist gegen James zu fallen und die Arme um ihn zu schlingen. Ich vergrabe das Gesicht an seinem Jackett und lasse die Tränen für einen kurzen Moment zu. Nur ganz kurz, nur bis ich wieder festen Boden unter den Füßen habe.

»Rektor Lexington ... hat mich von der Schule verwiesen«, bringe ich nach einer Weile hervor. Ich löse mich von James und sehe zu ihm hoch. Mit einer Hand wischt er unter meinem Auge entlang, sein Blick ist verwirrt. »Anscheinend hat jemand Fotos von mir und Mr Sutton gemacht, die aussehen, als würden wir uns küssen.«

James' Hand erstarrt an meiner Wange. »Was?«

Ich kann nur den Kopf schütteln.

James löst sich von mir und sieht mich aus großen Augen an. »Was hast du gerade gesagt?«

»Jemand hat Fotos an Rektor Lexington geschickt, die so aussehen, als wäre ich diejenige, die die Affäre mit Sutton hat«, flüstere ich eindringlich. Ich wische mir mit bebender Hand über die Augen. Ein paar Leute starren mich im Vorbeigehen an, und ich erkenne ein eisblaues Augenpaar.

»Das kann nicht sein«, bringt James hervor.

»Wieso denn nicht?«, erklingt Cyrils Stimme. »Du bist doch derjenige, der diese Fotos gemacht hat, Beaufort.«

Benommen sehe ich zwischen James und ihm hin und her.

»Was?«, flüstere ich.

James reagiert nicht. Er starrt bloß Cyril an. Dieser steht mit schräg gelegtem Kopf und in den Taschen vergrabenen Händen vor

uns.

»Na los. Sag es ihr«, fordert er James auf.

»Was für einen Schwachsinn redest du da, Cyril?«, frage ich und kralle die Finger in James' Arm.

Cyril hebt herausfordernd eine Augenbraue. »Frag ihn, Ruby. Frag ihn, wer diese Bilder gemacht hat.«

Wieder sehe ich James an, der völlig regungslos dasteht.

»James?«, flüstere ich.

Als ich seinen Namen sage, scheint er aus seiner Starre zu erwachen. Er dreht sich zu mir und schluckt schwer.

Ich sehe in seine Augen.

Panik steigt in mir auf.

Das kann nicht sein.

»Wer hat diese Fotos gemacht?«

Auch James' Atem geht plötzlich schneller. Er hebt langsam eine Hand, als würde er mich berühren wollen, sich aber nicht trauen.

»Es ist nicht –«

»Wer, James?«

James öffnet ein weiteres Mal den Mund, schließt ihn dann aber wieder. Er kneift die Augen zusammen, und ich sehe ihn schlucken. Einmal. Zweimal.

Als er die Augen wieder öffnet, fühlt es sich an, als hätte mir jemand einen Stoß vor die Brust verpasst.

»Er hat recht, Ruby.«

Der Boden unter meinen Füßen zerbricht in Abertausende Teile.

»Ich bin derjenige, der die Fotos gemacht hat.«

Und ich falle.

# Epilog

Ember

Ich komme mir vor wie eine Verbrecherin.

Mein Blick zuckt zur Uhr, zum Tresen und der dahinterstehenden Bedienung, zu meinem Cappuccino und zurück zur Eingangstür des Cafés. Der Kreislauf beginnt von vorn. Und noch einmal.

Jede neue Minute scheint langsamer zu vergehen als die vorherige.

Inzwischen habe ich schon eine ganze Schulstunde verpasst. Noch nie in meinem Leben habe ich mich so kriminell gefühlt, nicht mal, als Mum mich dabei erwischt hat, wie ich in der *Smith's Bakery* einen Scone hinter dem Tresen stibitzt habe, obwohl sie es mir nicht erlaubt hatte.

Das schlechte Gewissen, das ich jetzt habe, ist nicht mit damals zu vergleichen. Diesmal tue ich nämlich wirklich etwas Verbotenes.

Die Aufregung sorgt dafür, dass ich kaum still sitzen kann. Ich rutsche auf meinem Stuhl hin und her und frage mich, ob der Cappuccino eine gute Wahl war. Eigentlich bin ich keine Kaffeetrinkerin, aber da ich gestern Nacht so wenig geschlafen habe, dachte ich, das Koffein würde mir guttun. Wahrscheinlich hätte ich es lieber lassen sollen.

Noch zehn Minuten.

Ich frage mich, wie ich das aushalten soll. Kurz überlege ich, mein Zeug zusammenzupacken, aufzustehen und zu verschwinden, nur um in dreizehn Minuten wiederzukommen und so zu tun, als wäre ich gerade erst eingetroffen. Aber das kommt mir dann doch ein bisschen übertrieben vor.

Was diese Aufregung mit mir anstellt, ist verrückt.

Normalerweise bringt mich so schnell nichts aus der Ruhe. Normalerweise schwänze ich aber auch nicht hinter dem Rücken meiner Eltern die Schule und verabrede mich mit einem Jungen, den ich eigentlich gar nicht richtig kenne.

Abwesend blättere ich durch den Stapel mit Informationsbroschüren und Anträgen für Förderprogramme und Stipendien. In vielen stecken noch Post-its, mit denen Ruby wichtige Stellen markiert hat, in einem Farbsystem, hinter dem garantiert irgendein tieferer Sinn steckt.

Die Klingel des Cafés ertönt. Ich sehe auf – und plötzlich scheint alles um mich herum wie in Zeitlupe zu geschehen.

Er ist wirklich gekommen.

Sein Blick schweift über die Menschen im Café. Kurz ziehen sich seine Brauen ein kleines Stück zusammen – da entdeckt er mich an dem Tisch an der Wand. Ich hebe unschlüssig die Hand zur Begrüßung. Die Falte auf seiner Stirn glättet sich augenblicklich, und seine Lippen verziehen sich zu einem Lächeln.

Langsam schlendert er auf mich zu.

Er trägt eine schwarze Lederjacke mit breitem Kragen über einem grauen Shirt, das eine Tasche auf der Brust hat, dazu eine dunkle Jeans und schwere Boots. Es ist ein tolles Outfit, mühelos, aber gleichzeitig stilvoll. Bisher habe ich ihn nur im Anzug gesehen – ich war gespannt darauf, wie er sich wohl in seiner Freizeit kleidet.

Das Halblächeln verschwindet nicht von seinem Gesicht, als er sich auf den Stuhl gegenüber von mir setzt.

Mein Herz rast. Da liegt so viel Dunkles in seinem Blick, das ich ergründen möchte. So vieles, das ich in Zukunft ergründen *werde*.

»Guten Morgen, Ember«, sagt Wren Fitzgerald.

Auf meinen Lippen breitet sich langsam ein Lächeln aus.



# Danksagung

An erster Stelle möchte ich mich bei meiner Lektorin Stephanie Bubleby bedanken, die unermüdlich mit mir an diesem Roman gearbeitet hat und immer versucht, alles und noch mehr aus meinen Geschichten rauszuholen. In diesem Zug gebührt auch meinen Agentinnen Gesa Weiß und Kristina Langenbuch Gerez Dank, sowie dem LYX Verlag, der diese Buchreihe möglich gemacht hat und alles unternimmt, damit die Geschichte ihren Weg zu den Lesern findet.

Ich danke meiner Testleserin Laura Janßen für ihre Kommentare zu Embers Kapiteln, die mir beim Überarbeiten eine wertvolle Stütze gewesen sind. Außerdem danke ich Kim Nina Ocker, die immer ein offenes Ohr für mich hat und der dieses Buch gewidmet ist. Weiter danke ich Sarah Saxx und Bianca Iosivoni für die gemeinsamen Schreibstunden und die damit verbundene Motivation.

Dank gilt meinem Mann Christian, der mir stets den Rücken freigehalten hat, damit ich Ruby und James wieder auf die richtige Bahn lenken konnte, und der mit mir im Auto geplottet hat, wenn ich mal nicht weitergekommen bin.

Und an letzter Stelle möchte ich mich bei allen Lesern bedanken, die mit nach Maxton Hall gekommen sind. Ich freue mich immer wieder, zu sehen, wie ihr mit Ruby, James und Co mitfiebert. Wir lesen uns bald wieder!

# Rubys und James' Geschichte geht weiter



(erscheint am 31.08.2018)

## *Die Autorin*



© Mona Kasten

Mona Kasten wurde 1992 in Hamburg geboren und studierte Bibliotheks- und Informationsmanagement, bevor sie sich ganz dem Schreiben widmete. Sie lebt gemeinsam mit ihrem Mann und ihren Katzen sowie unendlich vielen Büchern in Niedersachsen, liebt Koffein in jeglicher Form, lange Waldspaziergänge und Tage, an denen sie nur schreiben kann. Die Autorin freut sich immer, von ihren Lesern auf Twitter zu hören (@MonaKasten). Weitere Informationen unter: [www.monakasten.de](http://www.monakasten.de)

## *Die Romane von Mona Kasten bei LYX*

### *Die Maxton-Hall-Reihe:*

1. Save Me
2. Save You
3. Save Us (erscheint am 31.08.2018)

### *Die Again-Reihe:*

1. Begin Again
2. Trust Again
3. Feel Again

*Weitere Romane der Autorin sind bei LYX in Vorbereitung.*

LYX.digital in der Bastei Lübbe AG

Originalausgabe

Copyright © 2018 by Bastei Lübbe AG, Köln

Textredaktion: Stephanie Buble

Covergestaltung: Sandra Taufer, München

Coverabbildung: © Shutterstock/Shebeko

Satz und E-Book: Greiner & Reichel, Köln

ISBN 978-3-7363-0643-1

Sie finden uns im Internet unter: [www.lyx-verlag.de](http://www.lyx-verlag.de)

Bitte beachten Sie auch: [www.luebbe.de](http://www.luebbe.de) und [www.lesejury.de](http://www.lesejury.de)